

Gustav von Velsen

1827.

[Haupt, M.T.U.]

Blüten aus Italien.

Erste Sammlung.



Darmstadt 1808,

gedruckt u. verlegt bey L. C. Wittich.

Seiner Königlichen Hoheit

Ludewig

Grosherzog von Hessen

und

Ihro Königlichen Hoheit

Louise

Grosherzogin von Hessen

unterthänigst gewidmet

von

dem Verfasser.

An den Leser.

Der Verfasser dieser Briefe ist der kurz vor Ausbruch der französischen Revolution verstorbene Parlaments-Präsident Dupaty. Er war ein Mann, den die reinste Moralität, aufopfernde Menschenliebe und fester kühner Muth in Rettung der Unschuld und im Kampfe gegen die Greuel der damaligen monströsen Gesetzgebung Frankreichs charakterisirten. Er lieferte hier keine handwerksmäsige Reisebeschreibung, wie die Herrn vom Metier; eben so wenig machen diese Briefe auf tiefe Gelehrsamkeit Anspruch, noch

schildern sie Italien in allen Beziehungen seiner Staatsverwaltung, seines Handels, der Künste und Wissenschaften. Mit glühendem Gefühl und reger Liebe zu Natur und Kunst pflückte Dupaty im schönen Italien hier und dort diese Blüten, in denen sich ächte Genialität, eine reiche oft überströmende Phantasie, und ein sehr richtiger Schönheitstakt in hohem Grade aussprechen.

Im Jahre 1789. erschien bereits eine Uibersetzung dieses unter seinem wahren Gesichtspunkte sehr vortreflichen Werkes von Georg Forster in Mainz. Sie wurde von der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt am Main 1805. nach einem Zeitraume von 16. Jahren von neuem aufgelegt. Ich glaube daher dem Leser die Gründe anführen zu müſsen, die das Erscheinen gegenwärtiger neuen Bearbeitung dieser Briefe motivirten.

Forsters Arbeit ist nur wörtliche Uibersetzung. Ohne über deren Werth ab-

sprechen zu wollen, bemerke ich beiläufig, daſs französisch deutsche Wendungen in derselben nicht selten sind; daſs der Uebersetzer kalt, rauh, hart erscheint, wenn Dupaty mit hinreissendem Gefühl Feuer und Flamme ist, und die zartesten Saiten unsers Herzens erklingen läſst. — Dupaty deraisonnirt oft ziemlich langweilig, mit ächt französischem Detail über izt abgeschiedene Staatsverfassungen, diese Raisonnements durfte die Uibersetzung nicht wegschneiden, und der Leser muſs sich gähnend durch mehrere Seiten hindurch winden. In manchen Stellen blickt der Franzmann mit selbst gefälliger Miene auf uns Deutsche und auf den Italiener herunter, vergleicht unsre Sprache mit Erz, und wirft dem Italiener vor, er könne kein Buch schreiben, dies sey nur dem Franzosen vorbehalten. An andern Stellen übertreibt Dupaty ins groteske, z. B. die Galeeren, die Türken in Genua, Monaco etc.

Einer freien Bearbeitung war es erlaubt, jene uninteressant gewordene Details zu übergehen, und sich nur auf die Grundzüge einiger Staatsverwaltungen, und auf die Schönheiten der Natur und Kunst, in ihrem Heiligthum, in Italien zu beschränken. Eben dadurch wurde es leichter möglich, Dupatys reiche, sehr oft dichterische Dicktion, seine Bilder der glühendsten Phantasie, zu erreichen, ohne unsre Sprache den Zwang eines fremden Originals fühlen zu lassen. — Einige Briefe wurden ganz weggeschnitten, dagegen hie und da Zusätze gemacht, und an einigen Stellen ist unsers Stollbergs trefliche Reise nach Italien benüzt.

Die oben angeführten Schwachheiten glaubte der Verfasser weder abschneiden, noch im Werke selbst rügen zu müſsen, jene Uibertreibungen aber fallen jedem Sachkenner gleich ins Auge, und unserer allmächtigen Nachbarn litterairische Süffisan-

ce diene zur Erschütterung des Zwergfells. — Ich überlasse es der Stimme des Publikums, ob gegenwärtige Sammlung eine neue Bearbeitung verdiente, ob dieselbe neben Forsters Uibersetzung als nicht überflüfsig bestehen kann, ob sie endlich derselben an Werthe nachsteht. Jeder Kenner der französischen Sprache wird mir gerne zugeben, dafs es sehr schwer hält, Dupatys Ideen und Gefühle, in unsrer Muttersprache in ihrer vollen Stärke vorzutragen, ohne französisirtes Deutsch zu schreiben. Indessen glaube ich, diesen Zweck nicht ganz verfehlt zu haben, und füge nur die redliche Versicherung hinzu, dafs gegenwärtige Arbeit bereits der Vollendung nahe war, als mir ohnerachtet aller Nachforschungen erst vor kurzem die Existenz einer Uibersetzung von Dupatys Briefen und deren zweite Auflage bekannt wurde. — Zum Schlusse will ich noch bemerken, dafs die würklich interessanten Details über

Toscana stehen geblieben sind, weil der gute, herrliche Leopold das Denkmal ganz verdient, das ihm Dupaty stiftete.

Im Febr. 1807.

v. H —

Erster Brief.

Avignon im April.

Vorgestern kam ich hier an. Verzweifle in Paris nicht am Frühling, ich fand ihn beim Eintritt in die Grafschaft. — Vor allem zog mich Vauklusens Quelle an, ich besuchte sie gestern — doch, was sage ich, gestern; sie steht heut noch vor meinem geistigen Auge. Heut noch sehe ich aus der Mitte der Gebürgkette, wie aus dem Schlunde eines ungeheuren Trichters, den Strom herauf steigen, sich erheben und plötzlich in wildem Ungestümm donnernd, siedend, schäumend, in Wasserfällen herabstürzen, die dem Pinsel des Dichters und des Malers ewig unerreichbar bleiben werden. Ein Moment, und der Strom wird ruhig, jenen glücklichen Caracteren ähnlich, die ihre Lebendigkeit schnell entflammt, ihre Güte bald besänftigt. Die Silberwellen werden zum Azur, sie strömen, rollen, schleichen auf smaragdenen Teppichen: bald durchschlängelt der Fluſs ein reizendes Thal. Er verläſst es, und von neuem alle vereint, strömen die Bäche fort, und

wässern, befruchten, verschönern als Sorgue das herrliche Avignon.

Delille's Gemälde dieser schönen Gegend ist sehr getreu. Ich habe jeden Vers geprüft, sie sagen die Wahrheit, wie Prose; bei Reisenden und Dichtern etwas seltenes. Aber die Verse vermochten diese Stelle nicht zu schildern, sie feiern nur ihr Andenken. So gehts mit allen Gemälden, mit allen Schilderungen. Ich fand in den Versen nicht der Quelle Schäumen, nicht ihren Donner, nicht ihr Murmeln: ich sah sie nicht, die schwarzen Felsen, mit dem Schnee der brechenden Wogen grell kontrastirend — und konnte der Dichter den Teppich von funkelnden Smaragden ausbreiten, auf dem die Najade ruht?

Vaukliise ist das herrlichste Gemälde, die seltenste Erscheinung der Natur. Aber ich sage mit dem Dichter:

Mais ces eaux, ce beau ciel, ce vallon enchanteur
Moins que Pétrarque et Laure interessaient mon coeur.

Die Erinnerung an Petrark und seine Laura belebt, verschönert diese Gegenden durch ihren süſsen Zauber. Ich habe der Liebenden Spuren auf allen Felsen gesucht. Hier rief ich, hier saſsen sie, Hand in Hand; hier liebte Petrarka, hier floſsen seine Thränen, hier entstiegen seiner

Brust die unsterblichen Seufzer, die uns noch tönen. Am Felsenabhang gelagert berauschte ich mich im Brausen der Gewässer, im Grün der Matten, im Azur des schönen Himmels, in des Lenzes Jugend, und in Laura's Andenken. Ich sammelte die Theuren alle um mich her: hier sah ich meine Kinder auf dem frischen Rasen hüpfen, dort sprangen sie am Ufer hin. Das Echo hat Laura's süſsen Namen nicht vergessen, sagt Delille — Der Dichter ist — Dichter: die undankbare Oreade hat ihn halb vergessen. Lebe wohl Quelle von Vauklüse! Kaum kennt man die Gegenden, wo Alexander Schlachten gewann; die Stellen, wo Petrark und Laura liebten, wird man nie vergessen, deiner Wässer Gemurmel, Vauklüse, und die Sänger der Gärten und Monate werden sie der Ewigkeit verkünden.

Zweiter Brief.

Avignon.

Noch kann ich dir wenig über Avignon sagen, denn ich bin erst seit drei Tagen hier. Freilich hat M. . . eine Reise nach Italien geschrieben, und Frankreich nicht verlassen! !

Hier einiges, das mir merkwürdig scheint.

Der Vizelegat ist in peinlichen Sachen unumschränkter, in bürgerlichen, Richter erster In-

stanz. Die bürgerliche Justiz bedroht ja vor allen den Reichen, die peinliche den Hülflosen.

Der Vizelegat hat das Recht, zu begnadigen; eine eigene Trennung eines Hoheitsrechtes. In Frankreich haben die Tribunale oft das Recht, den König an Begnadigungen zu hindern; eine noch sonderbarere Trennung der Bestandtheile der Souverainität.

Der Pabst ist mit dem Vizelegaten so zufrieden, dafs er ihn zum Leuchterträger seiner Kapelle ernannt hat, in der päbstlichen Verwaltung eine Stelle der Beförderung. — Gestern sah ich einen Menschen, der die Galeeren verläfst, wozu ihn dieser Leuchterträger wegen überwiesenem Meuchelmord sehr ungerecht und lächerlich verdammte.

Das Urtheil wurde an dem Unglücklichen vollstreckt; die Bemühungen des Intendanten von Toulon, das allgemeine Murren der Menge, alles war umsonst. — Seine Unschuld ward sonderbar entdeckt. Eines Tages war er im Arsenal zu Toulon, ein andrer Galeerensklave sagte zu einem seiner Gefährten: der Unglückliche! sein Anblick ist mir unerträglich. „Warum?" Der Mensch ist eines Mordes wegen hier, den ich verübt habe. Lorenzo hört es, Augenblick des Entzückens! Er bittet, er beschwört den Sklaven, das Geheimnifs seiner Unschuld unverzüglich in sichre Hände niederzulegen. Aber des Elenden Seele hatte sich

dem Mitleid wieder verschlossen, und war nur dem Schrecklichen offen. Lorenzo ist standhaft genug, mit Bewilligung seiner Obern zwei lange Jahre den Bürgen seiner Unschuld nicht zu verlassen, es gelingt ihm, seine Kette zu theilen. Er folgt ihm ins Hospital; Tage lang, die Nächte durch bestürmt er ihn, er rührt den Unmenschen nicht. Nach zwei Jahren endlich gelingts ihm, durch Bitten und Thränen des Bösewichts Herz zu erweichen, sein Gewissen aufzuschrecken, ihm noch einmal das wichtige Geheimnifs zu entlocken: Zeugen waren im Hinterhalte. Man bringt den Vorgang zu Papier, man eilt zum Intendanten. Er läfst den Verbrecher in den tiefsten Kerker werfen, unkluge Strenge! er wiederrief alles.

Die fünf Jahre der Strafe sind vorüber, Lorenzo hat die Galeere verlassen. Worauf verdammte man ihn wohl? Auf den leichtesten Anschein; der Gemordete hatte neun Louisd'or in der Tasche; man verhaftet drei Menschen, Lorenzo unter ihnen; man findet bei jedem drei Louis. Hier, sagte man, die neun Goldstücke, mithin — die drei Mörder. Man verdammt sie zur Galeere. Zwei starben. — Dangladens Geschichte, die Geschichte der Indizien, und aller peinlichen Gerichtshöfe — die Englischen ausgenommen. In England fürchten die Gesetze, zu verdammen, in Frankreich aber, freizusprechen. Der Unglückliche geht nach Rom, er will sich

dem Pabste zu Füſsen werfen, um die Revision seines Prozesses bitten; der Pabst soll menschlich seyn. Ich habe eine Bemerkung gemacht: humane Menschen, (Menschen im eigentlichen Sinne) glauben Verbrechen schwerer, uud täuschen sich seltner; die Humanität ist ein erleuchtender Stral.

Dritter Brief.

Toulon.

Mein Weg führte mich hieher. Hier ein paar Worte über Toulon.

Die Stadt ist artig, von regulärer Bauart: tausend Bäche stürzen von den Felsen, von den Gebürgen, an denen Toulon sich anlehnt, und durchfliessen es. Eine Menge von Fontainen faſst das Wasser auf, und strömt es wieder aus, ganz Toulon gleicht einer Quelle. Diese Menge von Wasser macht den Winter kälter, aber sie erfrischt und kühlt des Sommers brennende Hitze.

Der Hafen verdient Bewunderung; dem Schiff, das Herrn von Souffren trug, dem Hèros, gebührt dieser Name.

Die Einrichtung der Galeeren beschäftigte mich. Die Sklaven werden zu Toulon nicht miſshandelt, sie arbeiten, man bezalt sie. Schrecklicher Gedanke; zehn Millionen Menschen in

Frankreich könnte vielleicht die Galeere glücklich machen, wenn man sie dazu nicht verdammte. Ehmals war kaum die Strafzeit der Sklaven vorüber, da kehrten sie wieder zurück: seit kurzem lassen die Gerichtshöfe die Verbrecher hängen, die sonst ein neues Vergehen der Galeere wieder gab. Die Zahl der Galeerensklaven bleibt sich fast in jedem Jahre gleich; das heifst, jedes Jahr erzeugt gleich viele Verbrechen. So dringt ungefähr täglich dieselbe Masse Wasser in ein Schiff, der Pumpen Arbeit ist gleich: aber wäre das Schiff besser, die Aufsicht sorgfältiger, wären die Tauen besser gefügt, so dränge täglich weniger Wasser in das Schiff.

In dem Register der Galeeren fand ich Kinder von dreizehn Jahren, die Strafe, dafs sie bei ihren Vätern waren, die man des Schleichhandels überwiesen hatte!

Weil sie bei ihren Vätern waren? Hätte man sie bei ihnen nicht gefunden, sie wären in Bicetre. — O! über des Fiscus Gesetze, über die Gunst, die er geniefst: man verkauft ihm schweigend das Blut der Unschuld. Ich sah mehrere dieser Kinder; Thränen brannten in meinen Augen, Unwille flammte in meiner Seele; meinen Schmerz stillte nur die Hoffnung, dafs ich nicht sterben werde, ohne alle Verbrechen unsrer ruchlosen Gesetzgebung entschleiert zu haben. Könnte ich die schändlichen Fesseln der Unschuldigen bre-

chen; süfse Hoffnung! Du findest im Register: „wegen Dieberei und starkem Verdacht des Mordes auf ewig zur Galeere —" „wegen Schelmenstreichen und zahllosem Betrug rechtlicher Leute" (dies sind die Worte) „auf hundert Jahre. —" Lezteres ist das Urtheil des Zweibrücker Gerichtshofs; Frankreich leiht mehreren deutschen Fürsten seine Strafen. — Ferner: „wegen starkem Verdacht eines Mords und Diebstahls mit Einbruch zur ewigen Galeerenstrafe."

Um hohen Preis würde ich eine Abschrift dieser Register kaufen. — Sie klären so vieles auf, und können zum Maasstab der blutigen Erndte dienen, die jedes Jahr das Würgschwerdt der peinlichen Gerechtigkeit in Frankreichs Gerichtshöfen niedermäht.

Ein sonderbares Ereignifs stürzte vor einiger Zeit die Galeerensklaven in die tiefste Verzweiflung. Der Marineintendant erhält Befehl, in drei Classen die Ausreifser, Schleichhändler und Verbrecher zu sondern. Hätten nicht die beiden ersteren diese Trennung segnen sollen? Ihre Verzweiflung war gränzenlos. Alle Sklaven sehen sich aus einem Gesichtspunkte, das Unglück macht, wie der Tod, die Menschen alle gleich. Hier sind sie nichts als Unglückliche, Schwache, die der Stärkere besiegte. Sie kennen nicht die Schamröthe über des Verbrechens Schändlichkeit; sie ist ihr Ruhm; man ehrt den, der dem Feind am meisten

sten schadete, der gröſsere Gewandheit, höheren Muth bewiesen hat. Der Ausreiſser, der Schleichhändler verachtet den Verbrecher nicht; die Trennung raubte ihnen manche Vortheile: einer verlohr den rüstigen Gefährten, jener die gewohnte Stimme, den Blick, dem er sonst begegnete; dieser den Mann — der sein Unglück theilte. Als die Trennung nahte, da floſsen bittre, herzliche Thränen. Der Intendant der Marine gewährte mehreren Sklaven die Gnade, an derselben Kette zu leben. Kannst du diese Tiefe des Menschenherzens ergründen?

Vierter Brief.

Nizza.

Nizza ruht auf einem Amphitheater von Felsen, das sich ins Meer streckt. Es ist von Gebürgen umschlossen, die sich sanft neigen, und dem Blick des Wanderers reizende Landhäuser darbieten, von Maulbeeren, Oliven, Citronen, Pomeranzen, Limonen und Fruchtbäumen jeder Art beschattet. Dies ist des Landes gröſster Reichthum. Manche Privatleute lassen über 300000 Pomeranzen, über 150000 Zitronen pflücken: kurz das Land ist überreich an Agrumi. Agrumi! Ein hartes rohes Wort! Diese Benennung giebt der Eigennutz, dem das Schöne nichts gilt; die

Gewohnheit, die dem Schönen seinen Zauber raubt — den herrlichen Aepfeln aus dem Garten der Hesperiden, durch welche Atalanta siegte.

Die Landhäuser um Nizza bewohnen Engländer, Franzosen, Deutsche, jedes ist eine Colonie: hier entfliehen dem Winter die Bewohner aller Weltgegenden. Nizza gleicht im Winter einem Gewächshaus für jede schwächliche Gesundheit. Diese Jahrszeit währt hier nur zwei Monate, und ist nie rauh. Indessen stürmen von Zeit zu Zeit im Jahr vom Gebürg herab die Nordwinde, und sind im Frühling, im Herbst, im Sommer selbst, den Einwohnern beschwerlich.

Thomas gewinnt hier jeden Tag vier bis fünf Stunden an seinem Leben, das heifst, am Denken und Studiren. Zu sehr beschäftigt ihn der Ruhm; er arbeitet seit dreisig Jahren Tag und Nacht an seiner Statüe. Ich sah Engländerinnen von reizender, von hinreifsender Schönheit. Hinsterbend kamen sie an, Nizza's Luft schenkte ihnen ihre Blüte wieder. Winkelmann, selbst der gegen die Gestalt der Engländerinnen so strenge, ungerechte Winkelmann würde bei Mistrifs B.... nachsichtiger seyn. Sie vereint Frankreichs Rosen und Englands Lilien, das Interesse der Weiber ihres Lands, und die Reize der unsrigen; sie verdunkelt ihr ganzes Geschlecht, mich liefs sie Nizza vergessen.

Fünfter Brief.

Nizza.

Gestern führte man mich in die dunkelste Strasse; ich trat in das ärmlichste Haus, stieg bis zum fünften Stock und stand vor einem kleinen Manne, dem Gesicht nach von fünfzig Jahren, schlecht in Grau gekleidet, mit einer Beutelperücke; flüchtig, lebhaft, voll wechselnder Gebehrden, — es war der erste Präsident des Senats von Nizza. Es fehlt dem Manne (er heifst Graf von...) nicht an Geist, nicht an Kenntnissen. Dies beweist seine Bewunderung Montesquieu's, und sein Urtheil über des Landes schlechte Gesetzgebung. Wie viele öffentliche Personen in manchen Ländern Europens vermögten nur ein solches Urtheil zu fällen?

Die Polizeigewalt liegt in den Händen des Militärs; der französische Consul findet das sehr gut, der Vizeconsul sehr schlimm, dies liegt in ihren Aemtern. Der Erzbischof hat die Büicherpolizei, urtheile wie frei sie ist; Boileau's Werke dürfen nicht öffentlich verkauft werden. Du findest zu Nizza keine Sitten, wenig Religion, dagegen viel Andacht — das heifst, Heuchelei.

Heut früh wollten wir nach Genua abfahren, in der Nacht fiel Schnee, wir bekamen widrigen Wind, und mufsten bleiben. Ein Mittagessen bei

Thomas und ein Tag, in seiner Gesellschaft verlebt, entschädigten uns reichlich. — Das Essen war zu schnell geendigt, Thomas war sehr liebenswürdig. Wir zergliederten all unsere Schöngeister, unsre berühmten Denker alle ; selbst die Köpfe, die sich solche glauben. Beim Nachtisch kam Italien, die Weiber, der Frühling an die Reihe: Thomas hatte einen Augenblick die Nachwelt rein vergessen. Er entschuldigte den am Morgen gefallenen Schnee mit einem Zufall, dem Nizza's Clima sonst nicht unterworfen seye.

Mit uns afs ein Herr von R... der jeden Winter in Nizza, und den übrigen Theil des Jahrs in andern Gegenden Europa's zubringt. Seine Brust shmerzte mich wirklich (wie Madame de Sevigné sagte). Ueber diese sympathetischen oder widrigen Gefühle, welche empfindende Wesen anziehen oder abstofsen, ihnen Vergnügen und Schmerz mittheilen, ist noch nicht genug gedacht. Smith fühlte nicht wie ich, das Asthma des Hrn. von R... Dieser Edelmann schien mir ohne Geist; im Gang der Unterhaltung wurde er warm, seine Seele erhob, sein Geist entwickelte sich. So trift man oft auf hoher See Winde, wenn an der Küste Stille herrscht.

Sechster Brief.

Monaco.

Wir schiffen an des Meeres Küste: uns zur Seite Berge und Felsen, die starr und trotzend das prächtige Italien begränzen. Wir besuchen die Herrschaft Monaco, wir landen im Hafen; er enthält drei Fischerbarken und ein holländisches Schiff. Zwei bis drei Strafsen auf steilen Felsen, achthundert hungernde Elende, ein zerstörtes Schlofs, ein Bataillon französischer Truppen, etliche Pomeranzen, Oliven, und Maulbeerbäume, auf ein paar Morgen Landes hingestreut, die am Felsen hängen; hier hast du Monaco. Das Elend ist unbegränzt. Der Commandant des französischen Bataillons, der jezt zwanzig Monate da wohnt, weinte fast vor Freude als er uns erblickte, er sagte: wenn er ein Huhn uns anzubieten hätte, er würde uns knieend bitten, es mit ihm zu verzehren. Der Herrscher von Monaco hat einen Hof, eine Wache von zwanzig Mann (zwanzig Bauern) seine Kammer besteht aus vier Nobilis, dies sind — vier Bürger. So oft er nach Monaco kömmt, besucht er vor seinem Eintritt ins Schlofs, vom Hof und den Unterthanen begleitet, eine kleine Kapelle, um Gott für seine glückliche Ankunft zu danken. Im Schlofs sind Inschriften, hier eine zur Probe! Ueber einem Thor, das der Einfahrt eines Wirthshauses gleicht, liest man:

„Crypto Porticum hanc, etsi tot regum, imperatorum, et summorum pontificum ingressu decoratam, tamen tantae molis vastitate angustam, ampliavit, illustravit, exornavit anno salutis 1623."

Was liefse sich mehr über das Thor des Kapitols setzen? — Bei unsrer Ankunft in Monaco mufsten wir unsre Namen einem Manne abgeben, der in einer Hütte eben einen Schuh besohlt hatte, es war der Hafenkommandant. — Uibrigens ist der Fürst von Monaco gut, er wird geliebt: sein Staat ist klein — aber das ist nicht seine Schuld.

Siebenter Brief.

Genua.

Ich komme aus den Pallästen Brignole, Sera und Kiagera. Ich bin verblendet, betäubt, entzückt, mein Bewufstseyn ist nur dunkel. In meinen Augen flimmert noch Gold, Marmor, Cristall, Porphyr, Basalt, Alabaster, in Säulen, in Wandpfeilern, in Kapitälen, in Verzierungen jeder Art, von allen Ordnungen; von der jonischen, dorischen, und corinthischen. Tausend Gemälde stehen zerstückt vor meinem innern Auge; ich sehe Köpfe, Füfse, Hände, Körper, und Leichname, Greise und blühende Mädchen, die Venus, und die heilige Jungfrau. Hier glänzen schmerzliche Thränen unter den grauen Wimpern eines ehrwürdi-

gen Greises; dort entfaltet sich ein liebliches Lächeln auf den Lippen eines fünfzehnjährigen Mädchens voll Jugendreiz; es mufs ihr erstes Lächeln seyn.

Aber im Gewühl so vieler Gemäldetrümmer, seh' ich einige noch ganz. Ein Gemälde von Paolo Veronese. Judith hat dem Holofernes den Kopf abgehauen. Ihre Begleiterin ist eine Schwarze; ein Contrast, der Staunen erregt. Auf Judith's Gesichte, in ihrer ganzen Stellung kämpft Natur und fanatische Schwärmerei; ihre Blicke fliehen den Kopf, den die zitternde Hand hält. Die Begleiterin, die kein Fanatismus stärkt, macht der Kopf und das Verbrechen erschrocken schaudern. Holofernes ist vom Tode umschleiert. Hinweg zu einer Himmelfarth von Guido. Nur so können Engel, nur so konnte die Jungfrau seyn, nur so zum Himmel steigen. In den Lüften umschweben sie Hand in Hand Engel, die sich nur selbst übertreffen. So würden wir Sterbliche zur Erde stürzen, wie diese Engel der Jungfrau nach zum Himmel fliegen. Welche Verklärung auf der göttlichen Stirne! Schon haben die feuchten Blicke den Himmel durchdrungen, und ruhen, von dem Glück der Seligen glänzend, in dem Schoos des Gottes, der ihrer harrt. Unter den Engeln von jedem jugendlichen Alter sind manche so klein, dafs andre ihnen die Hände reichen, um ihnen hinauf zu helfen. Die kleinen lächeln den

gröſsern, diese der Jungfrau zu. Wie glücklich sind sie, sie lernen noch mehr Liebe! Es war die Phantasie eines Engels, die dies Gemälde dachte.

Wer ist das Weib auf dem Lager dort, das nur des Todes Schleier deckt? Tod ist in den Füſsen, in den untern Theilen, schon steigt er längst dem Arme herauf. Die schwindenden Spuren von Schönheit, von Liebe und Schmerz verlöschen auf der blassen Stirne. Es ist Kleopatra. Erstorben sind die Reize, die so lang Antonius fesselten, einen Augenblick Cäsar verführten, und fast so viele Stürme und Verwüstungen in der Welt erzeugten, als Roms Waffen; ein Augenblick, sie heiſsen nicht mehr Kleopatra, sie sind ein Leichnam. Noch von einigen Gemälden ist mir die Erinnerung deutlich geblieben. Ein Christus, der Thomas Finger in die Wunde legt; Lazarus, der erweckt wird; Jakob, dem man Josephs blutiges Hemd bringt. — Alle Sprachen sind zu arm, sie zu schildern. Schlieſse meine Augen Gott des Schlafs, sie sind ermattet.

Achter Brief.

Genua.

Sechs Uhr Morgens. Meine Phantasie erwacht in dem Saale des Pallastes von Sera, oder besser in

jenem der Sonne. Noch schlage ich die Augen nieder, die Pracht dieses Saals spottet jeder Beschreibung: er gleicht der Natur durch ein Prisma betrachtet. Spiegel, Boden, Säulen, Gold, Azur, Porphir, Marmor — nur hier ist Pracht!

Die neue Strafse in Genua ist die schönste der Welt. In zwei unabsehbaren Linien glänzen, auf Lavapflaster, in weifsem, schwarzem, buntem Stucco, die Hallen, die Façaden, die Säulengänge einer Menge von Pallästen, deren Reichthum, Höhe und Masse wetteifern. Die Aussenseiten dieser Palläste bieten Gemälde dar. Die Häuser sind in Genua sehr hoch, die Strafsen eng. Nie stiehlt sich ein Sonnenstrahl hinab; die Stadt scheint nur für eine Jahrszeit, für den Sommer gebaut.

Die Eigenthümer dieser herrlichen Gebäude, meistens Nobilis und Senatoren, kennen die Schönheiten nicht, die sie besitzen, oder lernen sie erst durch der Fremden Staunen, und des Rufes Stimme kennen.

Neben den Sälen, in die Säle selbst, wo Titians, Vandicks, Rubens, Veronese's Pinsel zauberte, nehmen die Edlen Genua's täglich die rohsten Erzeugnisse unwissender Pinsler auf. — Sie bewohnen nicht die prachtathmenden Gemächer, in Dachzimmer eingezwängt, scheinen sie nur ihrer Palläste Hüter.

Die Marmorhallen, die Säulengänge, die Thore von Marmor belagert den ganzen Tag eine Schaar von Bettlern. Auf dem Boden von Granit und Porphir, durch alle Künste bearbeitet und Spiegeln gleich geschliffen, zertreten sie das Ungeziefer, das sie verzehrt.

Ich sah den Pallast des Dogen. Dort hält der Senat seine Sitzungen, von dort aus weht über 500000 Unterthanen der Geist seiner Verwaltung, seiner Gesetze, seiner Politik; das heifst, seines Geizes. Starres Staunen fesselt den Blick beim Eintritt in den Vorhof. Die Façade, mit Säulen und Statüen von Marmor verziert, reifst zur Bewunderung hin. Im Saal des kleinen Raths findest du die zierlichste, in jenem des grofsen Raths die prachtvollste Bauart. Zwischen einer Menge von Säulen stehend empfangen die Statüen der grofsen Männer der Republik von jedem Vorübergehenden den Lohn ihrer Verdienste, ihres Glücks; eine Erinnerung, einen Blick — den Zoll der Nachwelt. Der Marschall von R..... steht mitten unter ihnen. — Im Jahr 1773. zerstörte ein Brand diese Denkmale, mit ihnen eine Menge Gemälde der grösten Meister. Die Gebäude waren bald hergestellt, die Gemälde nicht: man fand noch Baumeister und Bildhauer, Maler konnte man keinen finden.

Ich verliefs des Dogen Pallast, ein andrer von grofser Pracht nahm mich auf: ich wandelte un-

ter einem langen Säulengange auf Marmor von allen Farben; ein ungeheures Thor rauscht auf, ich bin in — einem Hospital. Es enthält zwölfhundert Kranke in Säle vertheilt; in diesem Männer, in jenem Weiber; hier Verwundete, dort Fieberkranke. Der Tod flog unter den hunderten von Unglücklichen umher, und mähte mit der allmächtigen Sense. Vor meinen Augen starben Kranke. Weinende Verwandte umgaben alle Lager, sanfter Trost und Hülfe linderte die Leiden der Armen: dort verzweifelte eine Mutter am Bette der Tochter, hier starrte der Mann auf die sterbende Gattin. — In diesen Gemächern des Jammers schliefsen doch liebende theure Hände sanft die brechenden Augen. — Welche Ordnung, welche Reinlichkeit! Der Kranke wird geheilt.

Die Statüen aller Wohlthäter des Hospitals sind in den Sälen vertheilt. Mit süsser Wonne kann der Genesende seinen Dank in heifsen Thränen zu den Füfsen seiner Schutzgötter ausströmen. In einem eignen Gefühle froher Wehmuth weilte ich in diesen Wohnungen des Schmerzes.

Neunter Brief.

Genua.

Der Freihafen ist eine Niederlage, wo alle Waaren ausgeladen werden, die auf dem Meere in Genua ankommen.

In bunten Haufen siehst du hier Massen von Grünspan, Fässer Zucker, Marmor, Caffee, Holz, Leinwand; die Erzeugnisse Asiens und des kalten Norden. Mit regem Leben, in drängender Thätigkeit wogt die Menge. Zwei starke öffentliche Zölle sind bei allen Waaren, bei jedem Ballen in Bewegung; der eine erhebt zehn vom Hundert von den Waaren, die in Genua bleiben, der andre drei vom Hundert für die weiter gehenden. Die Beischaffung und den Transport aller Waaren besorgen Bergamasken, deren Stärke und Redlichkeit die Genueser reichlich belohnen. Ich besuchte die Bank des h. Georg. Hier ruht unter tausend Schlössern das grofse schreckliehe Räthsel, ob die Bank Milliarden reich ist, oder sie schuldet. Dies Räthsel ist des Staates Wohl, und zum Theil sein Reichthum. In Genua giebts nur eine öffentliche Bäckerei und ein öffentliches Wirthshaus; beide werden unter der Autorität des Senats verwaltet und dirigirt. Die Republik hat das Monopol des Brods, des Weins, des Holzes, des Oels: aber, sagst du, sie wird diese Bedürfnisse des Lebens im niedrigsten Preise, von der besten Beschaffenheit verkaufen, um dem Murren vorzubeugen? Du irrst; sie verkauft um den höchsten Preis die schlechteste Waare, und kümmert sich um der Menge Murren nicht. Aber erliegen nicht die Unterthanen unter einem solchen Monopol, wie ertragen sie diesen Druck? Sie betteln, stehlen, morden, leiden, aber sie ha-

ben Hospitäler. Das Maas des Druckes, das der Mensch ertragen kann, hat seinen Gipfel nicht erreicht. Das Volk ist nicht so schnell in Aufruhr; das Wasser im vollen Gefäſsen flieſst noch nicht über, ein Tropfen zu viel und es ist geschehen. Um dies Tröpfchen zu hindern, opfern die Nobilis dem Geitze einen Theil ihres Ansehens; die meisten Verordnungen bleiben unvollzogen, drei Theile von Verbrechen ungestraft, Man erkauft das Schweigen der Murrenden. Indeſs glaubt man des Tropfens Ueberflieſsen unvermeidlich; die Geduld des Volks ist ermüdet. — Was kümmert das die Nobilis in Genua, das Ziel ihres Strebens ist Reichthum. Viele schlagen eine Stelle im Senat von der Hand des Looses aus, und buhlen um den kleinsten Posten bei der Verwaltung der Bank, der Spitäler, wenn das Loos ihnen denselben streitig macht. Es fehlt den Nobilis an der mächtigsten Triebfeder, ein Land gut zu beherrschen; sie haben kein Land, und sind nur Handelsleute. Das öffentliche Bäckereigebäude ist unermeſslich. Hier das Brod der Armen, dort jenes der Reichen; erstere sind die zahlreichsten. Die Armen sind ein unglückliches Mittelding zwischen den Reichen und den Thieren; diesen stehen sie am nächsten. Ich wollte von ihrem Brode kosten, o ihr glücklichen Thiere! — Eine bittere Empfindung begleitete mich in den Pallast Durazzo, an der sich alle seine Schönheiten, all seine Reichthümer abstumpften.

Luxus und Pracht beleidigen das Auge, das noch Thränen über Menschenelend befeuchten.

Zehnter Brief.

Genua.

Aus der Menge von Gemälden im Pallast Durazzo stehen nur Viere noch deutlich vor meiner Erinnerung. Ein Greis von Rembrand. Er war groſs im Helldunkel; frappante Wahrheit und lebendige Täuschung spricht sich in dem Gemälde aus.

Hat Veronese Magdalenen zu Jesus Füſsen gesehen? Dies war sein Anstand, dies seine edle Haltung, dies der gütige, fast bewegte Blick. Magdalena ist so schön, so rührend, so hingeschmolzen. Jeder Zug der Personen des Gemäldes ist voll Ausdruck. Alles Licht ruht auf einem Punkt, von dem es sich auf die einzelnen Parthieen vertheilt, die welches fodern. Himmlische Luft weht auf dieser Leinwand.

Die meisten Maler sind Versemacher, keine Dichter. Taſso zeigte uns Olint und Sophronia, an einen Pfahl gebunden, der Flamme des Scheiterhaufens harrend. Wie schlecht gelangs dem Maler, Taſso zu kopiren! Ich höre nicht Olints Klagen, sehe Sophroniens hingebende Entschlossenheit nicht; dies Volk ist nicht gerührt, der

Tirann nicht in Wuth. Nur in Tafsos unsterblichem Buch lebt Sophronie; sie nur sagt Olinten: du klagst, mein Freund! Blicke auf zum schönen Himmel, sieh die Sonne, sie winkt uns tröstend zu. Von dem allen findest du nichts im Gemälde, die Leinwand ist stumm.

Eilfter Brief.

Genua.

Ich habe Seneca sterben gesehen, denn ich sah ein Gemälde seines Tods. Seneca ist in der Mitte des Gemäldes, halb nackt, sein Körper bedarf keines Schutzes mehr gegen die Elemente, zu denen er eben wiederkehrt. Die Füfse sind im Bad, sein Blut rieselt. In einiger Entfernung von dem Weisen sitzt, niedriger als er, ein Schreiber zur Rechten, zwei andre zur Linken; alle schrieben eben noch, sie haben aufgehört. In derselben Linie, in einem Winkel im Schatten ein Soldat; gegenüber im Lichte ein alter Senator. Der Greis dictirt, sein Eude erwartend, die Ideen, die ihm vorschweben; der Tod hemmt ihren Gang. Der Arm erkaltet, die Füfse bluten nicht mehr; der Körper starrt, der Kopf wankt, das Auge will einen fliehenden Gedanken fassen, es erlischt.

Die Blicke der drei Schreiber hängen in verschiedenen Mischungen von Interesse, Aufmerk-

samkeit und Unruhe an des Weisen Lippen, die noch ein Wort zu bilden scheinen. Jezt hoffen sie es vollendet; der Tod hat die Lippen versiegelt. Der Centurio der Thüre nah, zählt mit erhobenem Fuſse des Weisen Todesseufzer, denn — Nero wartet. Und der alte Senator — denkt an Nero und studirt Seneca's Tod.

Zwölfter Brief.

Genua.

Auf den Galeeren schleppen fünf vermischte Gattungen Unglücklicher Ketten; Verbrecher, Schleichhändler, Ausreiſser, von Corsaren gefangene Türken und freiwillige Sclaven.

Lezteres sind Arme, die die Regierung auf dem engen Scheideweg zwischen Hunger und Tod aufsucht, erwartet, ausspürt; den Elenden blinkt eine Hand voll Silbers entgegen und sie sehen die Galeere nicht, sie lassen sich werben. Elend und Verbrechen an einer Kette, sich zur Seite! Der Mann im Dienst der Republik theilt die Strafe ihres Verräthers.

Die Genueser treiben die Barbarei noch höher: wenn der Zeitpunkt naht, wo der Dienst der Unglücklichen aufhört, dann leiht man ihnen Geld. Dürstend nach Genüssen leben sie nur für den Augenblick, sie nehmen das angebotene

an: aber nach acht Tagen bleiben ihnen nur Ketten und Reue, sie müssen mit acht andern Jahren ihres Daseyns die Schuld bezahlen und von neuem in Eisen schmachten.

So schleppen die meisten von Werbung zu Schulden, von Schulden zu Werbung, ihres Lebens Summe auf den Galeeren hin, und sterben im tiefsten Abgrund des Elends und der Schande. Wir sahen unter ihnen einen jungen Franzosen; Thränen unterbrachen die Erzählung seines Unglücks, wir gaben ihm etwas Geld, sie flossen häufiger. — Hinweg von diesem Orte der Trauer, wo man des Menschen Leiden nur beklagen, wo man nicht retten kann; wo selbst des Mitleids hohe Gewalt nichts vermag.

„Was ist das für ein niedrer, finstrer, feuchter Kerker dort im Winkel?" fragte ich meinen Führer; „die Abtheilung von Brettern vermehrt „ja seine Dumpfheit, macht ihn noch niedrer: „wer sind die verwilderten Gestalten am Boden „und oben auf den Brettern? Kaum vermögen sie „zu kriechen; langes struppigtes Haar verhüllt „die scheuslichen Köpfe, die mit gräfslich wil„den Blicken unter den Decken hervorstarren. „Ist dies harte schwarze Brod ihre Speise, dies „schlammigte Wasser ihr Getränk?"

Warum nicht? Sie liegen jezt seit zwanzig Jahren immer hier, und sind Greise von siebzig

Jahren. — „Wer sind die Unglücklichen?" Es sind — Türken. — Diese Menschen haben das Gepräge der Menschheit ganz verlohren, sie kennen nur des Körpers Bedürfnisse. In diesem Grabe vermoderten ihre Ideen, ihre Erinnerungen an die Natur, und an ihr heimisches Land.

Die andern Türken, die die sechzig noch nicht erreicht haben, sind in kleinen offenen Behältnissen, von sechs zu sechs Fuſs, in einer langen Mauer angefesselt, wo sie kaum liegen, oder sitzen können. Hier athmen sie das bischen Luft ein, das man ihnen gestattet, besser — das sie der Grausamkeit entwenden.

Indessen haben die Genueser ein Beispiel von Toleranz gegeben, das man von ihnen nicht erwarten sollte. Sie haben diesen Türken eine Moschee gestattet, in Frankreich haben die Protestanten keine Tempel.

Noch ein Zug, und das Gemälde der Galeere ist vollendet. Von Bank zu Bank verkauft man Reste von Nahrungsmitteln, die selbst die Hunde in den Straſsen, an den Gossen verschmäht hatten: gierig fielen die Menschen darüber her, und entrissen sich kämpfend das köstliche Mahl.

Deine Palläste, Genua, sind nicht hoch, nicht unermeſslich, nicht zahlreich, nicht glänzend genug, der Reisende hat noch Augen für deine Galeeren.

Dreizehnter Brief.

Genua.

Der Exdoge L... ist ein liebenswürdiger Greis, der Ehrfurcht einflöfst. Er hat viele Länder bereist, viel gelesen, er kämpfte, auf den verschiedenen Posten seiner Republik, mit dem Interesse, mit Leidenschaften, mit Schwächen, er durchdrang alle Falten des menschlichen Herzens, und hörte so auf, Nobili, Exdoge, Senator zu seyn, er ward nur Mensch.

Jeden Moment, den L. . . dem Ruhme entziehen kann, weiht er dem Naturgenufs in Poggis reizenden Gärten. Dort fliefst sein Leben sanft auf grünenden Matten hin, wie die Bäche, die sie durchschlängeln, und Tag und Nacht in den herrlichsten Wasserkünsten herabstürzen.

L. . . nimmt jeden Fremden zuvorkommend auf, der ihn zu Poggi besucht, selbst jenen, der nur Poggi seinen Besuch schenkt. Sein Herz, sein Geist, seine Gärten, alles ist offen. Sein Anstand ist einfach und edel, er verräth den Mann, der immer nur gehoben wurde, sich nie erhob. Sein Empfang ist einnehmend, nie wird sein Ruhm dem Fremden drückend, man ist schnell bei ihm zu Hause.

L. . . s Unterhaltung ist oft, wie man sie wünscht; immer die, welcher man gewachsen

ist, denn niemand vergiſst, so wie er, sein Selbst, um in andern zu leben. Er spricht am liebsten von Künsten und Wissenschaften, denen er immer mit liebendem Sinn opferte, die seinen Ruhm vergröſserten, ihm oft süſsen Trost gewährten.

Seine Phantasie ist durch die Meisterwerke der Malerei bereichert, in seinem Ohr tönen die Meisterstücke der Dichter aller Sprachen. Schöne Stellen, feine Züge, anscheinend witzige aber tiefe Bemerkungen entschlüpfen ihm flüchtig, und glänzen zwischen des Alters ernsten Betrachtungen hindurch.

Man darf L. . . widersprechen, man kränkt seine Meinung, nie seine Eigenliebe. Er verachtet nie, denn sein Geist schwankt nicht, aber er kennt die Schwächen des Menschen. Man setze ihm kühn Fragen, er vergiſst nicht, daſs er sein Wissen erringen muſste; er antwortet, und schenkt mit edler Freimüthigkeit, aber ohne Gepränge, jedem der Wahrheit köstliches Kleinod. L. . . bleibt sich in der Stadt und auf dem Lande gleich, er gebe im Senat Gesetze, oder pflanze einen Strauch in seinen Hainen. Poggis Gärten sind entzückend. Dort herrscht nicht die Simmetrie, die steife Baukunst, in der sich des Besitzers Stolz ausspricht: da ist nicht unter des Meisels, unter des Rechens und der Richtschnur Zwang, jedes Blumenbeet nur eine Blume, jede Allee nur ein Baum, nicht jeder freie Platz ein breiter Weg.

Poggi ist keiner der Gärten, wo alles in einer Maſse in die Augen springt, wo das Wasser in Bassins gefesselt ewig schläft, und ewig schweigt, kurz, die, in all ihrem Umfang, nur für einen Blick, für hundert Schritte, für einer Stunde Raum geschaffen scheinen.

L. . . hat alles ausgeführt, was Kenntniſs und warme Liebe der schönen Natur, mit Rasen, Erde, Wasser, Blumen, mit grünenden Schatten und dem wechselnden Spiel des Sonnenlichts zu schaffen vermögen. Auge, Phantasie und Herz sind gleich entzückt.

Diese herrlichen Gärten bieten, in einem ziemlich beschränkten Umfange, den Schritten immer Raum, dem Blick stets neue Gegenstände, der Seele Stoff zu ewig neuen Träumereien. Jede Blume glänzt hier, jeder Wassertropfen murmelt, rieselt; kein Baum bleibt unbemerkt, aber nicht einer paradirt. Hier eine Grotte, dort eine ländliche Hütte, in der Ferne Heerden; du trifst auf tausend zufällige Dinge, die kluger Plan dir in den Weg führt, bist in einem Garten, und glaubst dich in ländlichen Gefilden, und in der freien groſsen Natur.

Das Grün besteht groſsentheils aus jenen düstern, finstern Bäumen, welche die andern Jahrszeiten dem Winter überlassen; aus Pinien, Cipressen, Lerchen und Wintereichen. Allein sie

sind mit den lachendsten Gebüschen des Frühlings, mit den reichsten Sträuchern des Herbstes, mit den herrlichsten Bäumen des Sommers, mit Siringen, Linden und Platanen vermählt. Ihr melankolisches Dunkel, erhellt durch die Nähe und Mischung dieser lieblichern Vegetation, erweckt den Trübsinn nicht, scheucht den umwölkten Blick nicht zurück. Das Grün dieser Gärten gleicht der Unterhaltung ihres Besitzers: die Gedanken, die Gefühle des Alters sind herrschend, aber gewählte Reminiszenzen früherer Jahre glänzen hervor, und machen den Greis sehr liebenswürdig.

L. . . schuf seine Gärten selbst; hier blüht ihm endlich schwer errungener Selbstgenufs. Er hatte den seltnen Muth, im Alter dem Gewühl der Leidenschaften, selbst der Liebe zum Ruhm zu entsagen, keine blieb dem edlen Manne, als — die reinste Menschenliebe.

Bald umgeben ihn Landbewohner, die im tiefen Gefühl des Unglücks seinen Pallast betraten, und glücklich, froh, ihn verlassen: bald wandelt er auf seinen Auen, in der Stille seiner Wälder, und lauscht dem Conzert der Vögel, dem Murmeln seiner Quellen; er schwelgt im Genufs eines schönen Frühlingsmorgens, eines kühlen Sommerabends, selbst des Winters heitre Stunden bieten ihm Genüsse.

Oft sitzt L. . . im Schatten eines Haines, einsam und allein im kleinen Marmortempel, sein Blick dringt durch die Säulen und das wehende Laub hinaus auf das stürmende Meer, auf Genua's Senat, den die Stürme der Ehrsucht in Bewegung setzen. Sieh hier den Abend eines Weisen.

Vierzehnter Brief.

Genua.

Das prächtige Hospital der Unheilbaren erfüllt den Denker, den Mann von Gefühl mit Schauern. Neun hundert Unglückliche schmachten vom Schmerz auf das Lager gefesselt, das sie nie mehr verlassen sollen: Greise schleppen ein Leben voll Marter hin, Kinder beginnen die fürchterliche Schule langer Leiden. Beben ergriff mich, als ich diese stummen Wohnungen des Schmerzes durchwandelte. In allen Sälen nur eine leise Bewegung, nur ein stiller Seufzer. Wo ist der Gefühllose, der diesen nie genesenden Schlachtopfern jeder Krankheit, aus allen Altern, allen Geschlechtern, nicht eine stille Thräne zollt?

Ihnen zur Seite, in einem andern Saale, sind die Wahnsinnigen. Derselbe Ort vereint die Unglücklichen alle, die das Menschengeschlecht ausstiefs. Dies Spital soll schlechter verwaltet wer-

den als die übrigen; die Leiden seiner Bewohner sind ewig, das Mitleid ist nur wandelbar. Auch dieses edelste Gefühl liebt das neue; jedes Menschenherz ist der Veränderung Spiel.

Künftigen Sonntag will der Doge und der Senat das Spital besuchen: schon werden alle Betten gereinigt, alle Säle mit Wohlgerüchen durchräuchert, alle Mauern verziert. Schrecklicher Betrug! So zeigt man den Königen auf Reisen ihre Staaten.

Fünfzehnter Brief.

Genua.

Ein Gemälde von Albani, das in Gnidus Tempel, nicht in einem von Genua's Pallästen stehen, das Montesquieu dir copiren sollte. In einem Thale, von bebüschten Felsen gekrönt, sitzt unter einer Weide, an der Quelle Rand, ein Schäfer und zwei Schäferinnen, vom Lichte eines Sommerabends umflossen. Der Schäfer bläst die Flöte, eine Schäferin blickt lauschend ihn an, schon streckt sie die Hand aus, ihm eine Rose zu reichen; ungeduldige Sehnsucht nach dem Ende des Lieds, um dem Schäfer die Rose zu schenken, und der Wunsch, noch lange seine Flöte zu hören, kämpfen in ihren Blicken. Die jüngere Gefährtin sieht nicht auf, sie hört den

Schäfer nicht, ihr Auge ruht sinnend auf der Quelle. In der Ferne spielende Kinder, welche Lämmer mit Blumenketten umwinden. Du kennst Gefsners Idillen?

Sechzehnter Brief.

Genua.

Genua's Bewohner bestehen aus drei Classen, Die Nobilis, zwei tausend an der Zahl, die Bürger, Kaufleute, Handwerker, Advokaten, Priester bilden die Masse der Bevölkerung; die Armen endlich von jeder Gattung ihren Auswurf.

Ehmals kannte man unter den Nobilis eine Rangordnung, diese Scheidewand ist gefallen. Man kann den Adel kaufen, das heifst, seine Privilegien, indem man für 10000 Livres seinen Namen in das goldne Buch einschreiben läfst. Die Nobilis vom alten Adel mufsten ihrer Sicherheit dies Opfer bringen. Sie ziehen besser die emporgekommenen Bürger in den Adel, als sie im Volke zu lassen. Dort können jene ohne Scheu und Furcht fortfahren, sie zu verachten: hier wäre Verachtung unmöglich, und Furcht an ihrer Stelle.

Die Genueser lieben, schätzen, fürchten das Gold über alles. Sie belohnen die Verdienste ih-

rer Staatssekretaire nur darum mit dem Adel, weil diese reich geworden sind. Doch sah man in Genua Männer in diesem Amte, die tugendhaft genug waren, arm zu bleiben — die Tugend wohnt in jedem Stande. Die Nobilis sind unermeſslich reich; manche haben eine Million Einkünfte. Ihr Prunk sind Bediente, Pferde, Mönche. Einige schenken den Armen viel, aber — den Bettlern: ihre Wohlthaten werden so unklug ausgespendet, daſs die Zahl der Armen im Staate wächst; das Bettlen kömmt in höhern Flor. Du findest in Genua keinen Bettler, der nicht täglich seiner Nahrung sicher ist; nicht so der Handwerker.

Die Staatsgewalt ist ohne Kraft. Die Auflagen, nicht über zwei Millionen, schwinden, in hundert gierigen Händen, zum unbedeutenden Nichts herab, bis sie zur Staatskasse gelangen. Die Kriegsmacht zählt keine zweitausend Köpfe; denn Festungen und Galeeren sind nicht zu rechnen.

Die Gesetzgebung ist zu getheilt, sie ruht zu kurze Zeit in einer Hand: zu viele leiten das Staatsruder, der Einklang fehlt, der im Ganzen walten muſs. Die Gesetze sind das Werk der Nobilis, nicht reife Weisheit erzeugt sie; flüchtig skizzirt faſst sie eine Urne, des Zufalls Hand ruft sie ins Daseyn hervor.

Die Militairgewalt behält ein General nur drei Monden lang: er kommandirt in fliegenden lan-

gen Haaren, im schwarzen Kleide und kurzen Mantel.

Den Dogen zeichnet nur die Macht aus, Gegenstände zum Vortrag zu bringen; sie ist wichtig in der Hand des Weisen, der Bösewicht kann sie schrecklich machen.

Der Doge bekleidet zwei Jahre seine Stelle. Nur ein Dekret kann ihm in dieser Zeit erlauben, den Pallast zu verlassen: des Staates Haupt ist sein Gefangener. Nach zwei Jahren muſs er zehen Tage lang in seinem Hause bleiben, von Ferne bewacht. Jeder Bürger hat das Recht, ihn anzuklagen, das Collegium der Supremi untersucht sein Betragen; am zehnten Tage erfolgt die Freisprechung. Ein weises Herkommen, das aber jezt nur noch Formalität ist.

Die Nobilis kümmern sich so wenig um Staatsgeschäfte, daſs oft Geldstrafen die zur Berathschlagung erforderliche Zahl zusammen treiben müssen.

Siebzehnter Brief.

Genua.

Das Justizwesen wird so schlecht verwaltet, als andere Theile des Staats. Die Berufungen sind ohne Zahl.

Sonderbar ist die Besetzung der Gerichtshöfe. In erster Instanz richten Fremde, die höhern Richter sind Inländer. Die Urtheile des Senats gelangen an das Kollegium der Supremi. — Der Sitzungssaal des kleinen Raths, wo jedermann Zutritt hat, faſst nicht zwei hundert Menschen; jener des groſsen Raths, dessen Sitzungen geheim sind, faſst deren zwei tausend.

Die Sachwalter lassen in die Sitzung Körbe mit Büchern tragen, aus denen sie ganze Stellen ablesen, ein lächerliches Prunken mit fremdem Wissen, das die Verhandlungen ins Unendliche zieht! Die Advokaten sprechen sitzend, eine Stellung, der Redekunst nicht günstig. — Zwar streuen diese Herrn der Göttin nicht viel Weihrauch!

Fünf Richter sitzen um eine Tafel, der Präsident in der Mitte. Die Mittagsglocke schlug, sie standen auf, die Zuhörer fielen auf die Kniee, selbst die Advokaten schwiegen, man betete den Angelus. Einige Richter verlieſsen einen Augenblick den Saal, die Anwälde sprachen fort, unaufhaltbar, wie das Glas der Zeit. Man stimmt durch schwarze und weiſse Kugeln; weder Parthien noch Zeugen unterschreiben Urkunden, die von Notarien ausgefertigt werden; so gebieten diese über alle Verträge.

Achtzehnter Brief.

Genua.

Die peinlichen Urtheile sind motivirt. Der Senat hat das Begnadigungsrecht, und übt es fast immer aus, um dem Volke zu gefallen, dem Straflosigkeit für Freiheit gilt; den Nobilis ist sie die Gewalt des Drucks. So hält des Volks und des Adels Freiheit gleichen Schritt.

Alle peinlichen Sachen werden verhandelt, Todesurtheile sind äusserst selten. Seit sechs Jahren fällte man nur zwei, das letzte erzwang des Volkes Ungestümm erst nach zwei Monaten. Fast wäre der Verbrecher noch entwischt, die Henker liefsen ihm Flucht, das Volk verfolgte ihn, und zwang ihn den Dienern der Gerechtigkeit wieder auf; es war ein zehnfacher Mörder.

Beim Eingang der Stadt sind Schandsteine in den Mauern, sie enthalten das Urtheil gewisser Verbrechen, und weihen sie dem Fluch der Menge. Statüen und Schandsäulen könnten viele Tugenden schaffen, manche Laster zernichten.

Der Genueser ist rachsüchtig. Diesen Durst nach Rache erzeugen die Schwürigkeiten, Recht gegen die Nobilis, welche ihre Macht deckt, gegen Mitbürger, welche von jenen geschützt sind, zu erhalten. Daher jene Menge begangener Morde, darinn ihre Rechtfertignng, und jene der all-

gemeinen Straflosigkeit. Die meisten Morde sind nicht Verbrechen, sie sind Selbsthülfe.

Du findest sie in der Wiege jeder Nation, der Zweikampf trägt noch ihre Spuren.

Neunzehnter Brief.

Genua.

Das Cicisbeat ist nirgends mehr im Schwunge als in Genua.

Was ist ein Cicisbeo? Er ist zu Genua der Pariser *ami de la maison.*

Die Damen haben kein Ansehen im Hause; der Mann ordnet an, und zahlt. Bei vielen Nobilis und Reichen besorgt ein Priester die Haushaltung. Die Genueserinnen sind ohne Geschmack gekleidet: du vermissest bei ihnen die Harmonie des Kopfputzes mit den Zügen, der Kleiderfarben mit jener des Gesichts, der Zeuge mit dem Wuchs. Nicht eine weifs Gebrechen zu verhüllen, Schönheiten glänzen zu lassen, sich zu verjüngen. Alle legen weifs auf, selbst Damen von blendender Weifse. Das Weifs ist in Genua Mode, wie das Roth in Paris; Roth schändet die Genueserinn, Weifs unsre Weiber. Ein auffallender Contrast!

Die Damen tragen eine Art von Schleiern, Mezzaro genannt. Unter seiner Hülle, die nur ihre Galanterien verschleiert, gehen sie mit Anstand allenthalben ohne Begleitung hin. Alle schöneren menschlichen Gefühle haben in Genua der Sittenlosigkeit das Feld geräumt. Dort ist man nicht Mutter, nicht Kind, nicht Bruder; man hat Erben, Verwandte. Selbst die Liebe hauſst in diesen Mauern nicht, du findest hier nur Mann und Weib.

Hasardspiele sind öffentlich erlaubt. Was Wunder, daſs Männer, die am Morgen auf der Börse mit Staatspapieren spielen, den Abend in ihren Assembleen der Karte weihen! Und doch hat in den glänzenden Sälen die Langeweile ihre Altäre. Man speist nie zusammen; in den Assembleen giebt man Erfrischungen, man spielt, verliert, gewinnt, glänzt, der Cicisbeo huldigt seiner Dame.

Der Aberglaube hat in Genua seinen prächtigsten Tempel. Die Straſsen wimmeln von Priestern und Mönchen, leuchtende Madonnen erhellen jeden Winkel. Diese Stadt ist der Schauplatz der widrigsten Contraste; im zügellosen Genua findest du keine Mädchen der Freude, keine Religion im Gewimmel ihrer Diener; Staatsverwalter ohne Zahl, und keine Staatsverwaltung; Arme in Schaaren, und nirgends so viel Almosen als hier.

Zwanzigster Brief.

Genua.

Das albergo de'poveri, die Armenherberge, ist ein prachtvolles Gebäude, von kolossalischer Grösse, besser hiefse es Pallast der Armen. Die Säulen, die Wandpfeiler von Marmor, die häufigen Verzierungen machen hier einen widrigen Eindruck; jede Stelle, wo eine Säule steht, könnte ein paar Unglückliche mehr aufnehmen. Ob man sich nicht durch diesen Pallast mit den Armen wegen der Stelle abfinden wollte, die ihnen in allen Pallästen gebührt?

Die Armen sind hier in einer Freistätte versammelt, nicht in Kerkern eingesperrt. Morgen können alle, wenn sie wollen, die Mädchen mit einer Aussteuer — die Männer mit Handwerkszeug das Hospital verlassen. Die Wohlthaten sind da keine Ketten. Auch in diesem Tempel der Menschenliebe erblickst du die Statüen aller der Edlen, die das Hospital stifteten, aller, die es unterhalten; jene sitzend, diese stehend — eine sinnreiche Anspielung.

Das Spital und seine Einkünfte verdankt Genua der Eitelkeit, der Religiosität, und der Menschenliebe. Die Revenüen sind unermefslich, sie könnten eine vierfach gröfsere Zahl von Armen nähren, wenn sie nicht verwaltet werden müfsten. In der Kapelle ist ein todter Christus, in

den

den Armen seiner Mutter, als Basrelief von Michel Angelo. Sein Name enthebt mich alles Lobs. Auch findest du hier eine Gruppe von Statüen, die Mariens Himmelfahrt bildet, Pügets Meisel wollte ein Wunderwerk darstellen, er schuf eins.

Ein und zwanzigster Brief.

Genua.

Die Kirchen gleichen Schauspielhäusern, sie sind mit Vergoldung, Gemälden, Marmor überhäuft, ein Luxus athmet in ihnen, der nicht an seiner Stelle ist. Nur einen Gott darf das Herz im Tempel finden, wenn glühende Andacht es erheben soll; Gemälde, Statüen, Zierrathen fesseln es an die Erde. Zwischen dem Schöpfer und Geschöpf liege nur die Unermeſslichkeit; diese Kluft, die sie scheidet, nähert das Göttliche im Menschen seiner Quelle.

Eines dichten verschlungnen Haines Geisterschatten ist der hehrste Tempel; im feierlichen Dunkel, im leisen Wehen, im Rauschen hoher Wipfel fühlt die Seele Gottes Nähe, dort fanden ihn die alten Gallier.

Die Cathedralkirche allein hat Majestät, und die von Carignan vergiſst man, in staunendes

Entzücken bei der Statüe des h. Sebastian versunken, die Pügets Meisel hier ins Leben rief. Das Gesicht ist voll des lebendigsten Ausdrucks: Schmerz kämpft mit des Glaubens Stärke. Dieser schöne Körper, von Pfeilen durchbohrt, diese Quaalen der schönsten Seele erschüttern tief: sie harrt voll Sehnsucht des Augenblicks, der sie vom Schmerz entfesselt, und dem heimischen Himmel wieder schenkt.

Eine andere Statüe von Püget stellt einen Bischoff vor; auch sie ist schön, — aber neben dem leidenden Jüngling! Das Herz ist zu ergriffen, um zu bewundern.

Zwei und zwanzigster Brief.

Lukka.

Ich erwache in der Stadt, wo vor zwei tausend Jahren Pompejus, Cäsar, und Crassus, die Welt der Römer zerstückten, um sie zu theilen. Ob sie wohl so sanft schliefen, wie ich, nachdem sie über 400000 Menschen das Loos geworfen hatten? An der Stelle von Roms Senat fand ich den von Lukka. — Das ganze Gebiet der Republick beträgt 8 Quadratmeilen. Eine Bevölkerung von 120000 Seelen schleppt hier ein kümmerliches Leben hin. Dieser Baum, im frucht-

baren aber beschränkten Boden gepflanzt, hat das Unglück, von zwei hundert wuchernden Zweigen, von zwei hundert Familien Nobilis entkräftet zu werden. Das Recht, zu unterdrücken auf einer, dem Druck gezwungen erliegen, von der andern Seite; das heifst hier, wie in allen aristokratischen Verfassungen, in diesen hundertköpfigen Despotien — Freiheit. Das Wort *Libertas* glänzt in Gold über den Stadtthoren, in allen Strassenecken, das Volk liest den Namen, und träumt sich im Besitz der Sache.

Die Nobilis feiern jedes Jahr ein grofses Freiheitsfest. — Aber wie kann das Volk so blind an Freiheit glauben? — Soll ja das hölzerne Crucifix *Volto Santo*, dessen Füsse an Werkeltagen rothsammtene, an Sonntagen Pantoffel von Goldstoff schmücken, eines Tags aus Sankt Ferdina Kirche, wahrscheinlich aus Langerweile in eine Kapelle mitten in der Kathedralkirche eine Luftreise gemacht haben, und das Volk glaubt die Sache als Heiligthum!

Wichtige Notizen über Lukka verdanke ich dem Grafen R. . , einem der ersten Beherrscher dieser kleinen Stadt. Er lebte lang in Frankreich. Eine Theresa M. . . ist von einnehmender Schönheit. Sie denkt als Engländerin, und urtheilt als Französin. Sie sagte mir, dafs die italienische Litteratur jedem unerträglich werde, der in die Tiefen der französischen eingedrungen sey. „Wie,

Madame, Tasso, Ariost? —" „Ariost und Tasso hatten gar kein Vaterland, sie schufen sich ihre eigene Sprache. —" „Und Metastasio; denn Ihr Herz mufs gefühlvoll seyn;" (sie war schön) — Sie lächelte, denn sie verstand mich. — „Gut; Metastasio skizzirt nur, er berührt nur die Herzen, Racine vollendet, malt aus, und verwundet tief."

Der Graf führte mich in der ersten Conversatione der Nobilis auf, Langeweile hatte den Vorsitz. Das vertrauten mir die Damen, ich hatte es schon selbst empfunden. — Ein barbarisches Gesetz verfolgt ihre Reitze, raubt ihnen den Putz, und hüllt sie für das ganze Jahr in Trauerkleidung. In der Fasching allein tragen sie farbige Kleider, und wechseln dann täglich. Sonderbares Gesetz gegen den Luxus! Mit vieler Mühe verschafte ich mir Lukkas Criminalgesetze, man findet sie in Buchläden nicht, ein Rechtsgelehrter verkaufte mir ein Exemplar, und rühmte sich der freundschaftlichsten Gefälligkeit.

Graf R. . . hat mehrere ausgesuchte Gemälde; jene des Grafen B. . . übertreffen sie. Er besitzt die Skizze der schönen Scene von Paolo Veronese. Ein kleines Kind, das einem Lamm liebkost, von Correggio. Kaum berühren es die kleinen Hände, sie scheinen es zu küssen.

Nichts mehr von Gemälden, Correggio ist der Liebling der Grazien.

Der Pallast des Senats ist ohne Interesse, die Bibliothek der Dominikanermönche enthält manche Seltenheit.

Das Volk in Lukka ist nicht zufrieden, „was hältst du von der Freiheit," fragte ich einen Bürger? „Das fragen Sie die Nobilis, Signor," war die Antwort. Ein andrer sagte, „Furcht ist hier mächtiger als Liebe," ein dritter: „Die Nobilis zahlen keine Eingangsrechte. —" Gestern blieb der Senat von Lukka von 5 Uhr Abends bis Morgens Viere versammelt; es betraf die Pension eines Sergeanten. —

Die Garnison in Lukka ist nicht 600 Mann stark. — Die Lukkeser Bauern morden sich um der kleinlichsten Ursache willen. Ihr Zwist dauert nicht lange, ein Schimpfwort, dann ein Messerstich, und die Sache ist abgethan. Die nahen Gebürge, das Angrenzen vieler Staaten, und schlechte Justiz unterhalten des Volkes Rachsucht.

Lebe wohl Lukka, und Libertas, vor allen du Theresa, denn nur dich verläfst man bei der Abreise aus diesen Mauern.

Drei und zwanzigster Brief.

Pisa.

Auf dem Wege nach Pisa sind Bäder. Der Grosherzog, seine Gemahlin, und einige ihrer

Kinder sind da, diesen werden die Blattern eingeimpft. In dem schönsten Marmor fliessen kristallne Fluthen, in ihrem Schoofse Gesundheit und neues Leben. — Pisa ist auf beide Ufer des Arno gebaut; es ist verödet. Eine Bevölkerung von 120000 Bürgern unter den Consuln und ersten Medizis ist unter der Könige Regierung auf 15000 Msnschen eingeschmolzen. — Indiens Handel hat seinen ehemaligen Weg durch Italien verändert. Der berühmte Thurm von Pisa steht am Dom; er ist von edler Bauart, schreckt aber den Reisenden, da er fünfzehn Fufs auf einer Seite überhängt. Er neigt sich schon seit Jahrhunderten, wie Rom unter den Kaisern.

Diese merkwürdige Erscheinung ist ein Räthsel; macht des Bodens Beschaffenheit, oder der Wille des Baumeisters den Thurm sich neigen?

Der Dom ist ein hehres majestätisches Gebäude. Zwei Reihen antiker Säulen von Granit, siebzig an der Zahl, Trümmer von Tempeln der Vorzeit, konnte der Gothische Geschmack nicht verunstalten, der sie hier zusammen stellte. Die Arbeit an den ehernen Kirchenthüren verdient staunende Bewunderung.

Man könnte mit Virgil sagen:

Spirantia mollius aera.

Neben dem Dom ist das berühmte *Campo Santo*, welches aus einer hohen Gallerie besteht, die

in einem länglichten Viereck um einen Hof umher läuft. Auf der äussern, offnen, auf Säulen ruhenden Seite, stehen Särge, deren rohe Bildhauerarbeit von einem hohen Alterthum zeugt. Einige Denkmale und Särge sind vortreflich. Unter diesen steht dasjenige, was der König von Preussen dem Algarotti errichten liefs. Oben liest man folgende Inschrift:

Algarotto, Ovidii aemulo, Newtonii discipulo
Fridericus Magnus.

Ovid, Algarotti, Newton und Friedrich auf einem Grabmale!

Darunter steht das marmorne Brustbild von Algarotti mit der Inschrift:

Algarottus non omnis.

Ueber dem Sarge eine lesende Muse und die Eule der Pallas. Im Hofe ist ein Garten, der aus heiliger Erde besteht: Die Pisaner brachten sie zur Zeit der Kreuzzüge mit, um ihre Todten darin zu begraben. Sie soll eine merkwürdige Eigenschaft haben; sie verzehrt in einer Stunde einen Leichnam. Diese marmornen Bilder der Vergänglichkeit, die dumpf dröhnenden Hallen, einsames Schweigen des Todes; diese Erde, die Namen, der Ewigkeit geweiht, die abgeschiedenen Jahrhunderte erfüllen das Herz mit sanfter Wehmuth, mit heiligen Schauern.

Vier und zwanzigster Brief.

Florenz.

Florenz enthält die schönste Gallerie der Welt, aber heute nichts von Gemälden, nichts von Statüen, ich sah Leopold und sein Volk.

Dieser Fürst liebt sein Volk; er hat alle unnöthigen Auflagen abgeschaft, fast alle Truppen verabschiedet, und die Festungswerke schleifen lassen, deren Unterhalt grofse Summen kostete: Manufacturen wurden errichtet, Landstrafsen auf seine Kosten gebaut. Er stiftete Spitäler, man hält sie für seine eigenen Palläste. Allenthalben herrscht Reinlichkeit, Ordnung, zarte liebende Sorgfalt; besser können Greise von ihren Kindern, Kinder von ihren Müttern nicht gewartet werden. Menschenliebe und die edelste Humanität entlocken hier Thränen, überflüssig ist über dem Eingange dieser Tempel der Wohlthätigkeit Leopolds Beiname: „Vater der Armen" Denkmale, wie diese, bedürfen keiner Inschrift.

Der Grosherzog besucht oft seine Armen, seine Kranken; seine Menschlichkeit ist nicht Wallung, sie ist Character. Thränen der Freude fliessen, wenn der edle Fürst in diesen Wohnungen des Schmerzes erscheint, Segenswünsche begleiten ihn.

Der Pallast des Grosherzogs steht jedem Unterthanen offen. Nur drei Tage jeder Woche sind ausschliessend einer Menschenklasse gewidmet, nicht den Grofsen, den Malern, Dichtern, oder Virtuosen, — den Hülflosen. Das Genie, alle Talente finden hier ihre Heimath. — Eine Menge von Feiertagen wurde dem Aberglauben entrissen, und dem Feldbau, den Künsten, der Sittlichkeit geweiht. Der Fürst ist mit einer totalen Verbesserung der Gesetzgebung beschäftigt. Die bürgerlichen Gesetze werden vereinfacht, die peinlichen gemildert. Seit zehn Jahren färbte in Toskana kein Blut die Schaffotte. Diese Milde hat den günstigsten Einflufs auf des Volkes Sitten; mit der Abschaffung unmenschlicher Strafen sind schwere Verbrechen zur Seltenheit geworden: Toskanas Gefängnisse sind seit drei Monaten leer.

Die würksamsten Gesetze gegen den Luxus, sind das Beispiel des Grosherzogs, und seine hohe Achtung für Simplicität. Wenn die Sonne über Toskanas Staat heraufsteigt, ergreift sein Herrscher des Staates Zügel, um sechs Uhr Morgens hat er schon viele Thränen getrocknet.

Die Nobilis finden sich nicht genug ausgezeichnet, die Priester nicht genug gefürchtet, die Mönche zu wenig bereichert, die Staatsdiener zu viel unter Aufsicht. Richter, Militair, Geistlich-

keit, jedes Individuum mufs die Stelle ausfüllen, die es im Staate einnimmt; der Fürst herrscht.

Seine Kinder werden nicht im Pallaste zu Prinzen, — denn das sind sie, — erzogen, man bildet in einem Privathause Menschen aus ihnen. Sie werden mit dem Unglück stets in Berührung gebracht, von dem ihre Geburt sie entfernt, ihre Herzen öffnen sich früh dem Mitleid und der wohlthätigen Menschenliebe. Ich sah Lockes Werke in ihren Händen.

Man schlug dem Grosherzog, zu Bestreitung der Feste, die dem König und der Königin von Neapel gegeben werden sollen, eine sehr mäsige Auflage vor. „Meine Gemahlin hat noch für 3 Millionen Brillanten," war die Antwort.

Dieser edle Fürst ist wahrhaft glücklich; denn sein Volk ist es, und er glaubt an Gott. Welche süssen Genüsse für ihn, wenn er am Abend, eh' das sorgsame Auge sich schliefst, eh' er dem Schlummergott in die Arme fällt, dem höchsten Wesen über das Glück einer Million Menschen Rechnung ablegt. Solch ein Fürst, in dieser Ergiessung gegen Gott, ein himmlisches Schauspiel.

Noch zwei Anekdoten, die das Gemälde vollenden. Man beklagte eines Tages, dafs des Grosherzogs Staaten nicht ausgebreiteter seyen. Ach! es giebt doch noch Unglückliche darinn,

rief er schmerzlich. Ein andres mal erklärte er: er kenne nur zwei Klassen von Menschen im Staate, den Redlichen und den Schurken.

Fünf und zwanzigster Brief.

Pisa.

Gestern zeigte ich dir den Grosherzog nur im blendenden Stralenkranze, heut sollst du Tadel, sollst die Fehler hören, die des Neides schielender Blick an ihm zu entdecken glaubte, aber er sah gleich dem Blinden Flecken auf der Sonne.

„Seit er unumschränkte Freiheit des Han-
„dels und der Gewerbe eingeführt habe, sey
„die erwerbende Klasse ohne Brod. Seit dem
„Gesetze, das die Verhaftung der Schuldner
„aufgehoben, leihe man dem Unglücklichen
„nicht mehr. Der Grosherzog beschütze das
„Betteln, er hasse den Fiscus und den Adel,
„er kränke und verfolge beide."

Höre mein Gespräch mit einem sehr unterrichteten Manne über die drei ersten Punkte, ein andres mal über den vierten.

Ich sah, hub ich an, das Spital in Pisa; in keinem kann sich die Menschheit weniger über die Palläste beklagen. Die Inschrift über dem

Eingange: „*providentia Leopoldi patris pauperum*" ist nicht Schmeichelei. „Es könnte mehr geschehen," erwiederte mein Gegner. — Dann haben diese Hospitäler einen grossen Vorzug, sie sind geräumig, luftig: Luft ist des Gesunden erste Nahrung, des Kranken erstes Heilmittel. — „Sie „haben unsere Spitäler gesehen, Sie reisen also „nicht, wie der grosse Haufe der Engländer: „unter Hunderten nicht zwei, die Kenntnisse und „Belehrung auf ihren Reisen suchen. — Zu Wasser oder zu Lande Meilen zurücklegen, Punsch „und Thee in den Gasthäusern trinken, alle Nationen herabsetzen, dagegen sich ohne Ende „ins Lob der Ihrigen ergiessen, das ist's, was „der grofse Haufe der Engländer Reisen nennt: „ihre Belehrungen schöpfen sie alle aus dem „Postbuche."

Aber sagen Sie mir, welche Wirkungen erzeugte die unumschränkte Freiheit des Handels?

„Sie waren so segenvoll, dafs das Volk den „steinigen würde, der die alten Handelsgesetze „wieder einführen wollte. Ich habe alles gelesen, was für und wider geschrieben wurde; „die Erfahrung entschied für die Freiheit. Vor „ihrer Einführung erlebte Toskana zwei Mifsjahre, der Staat mufste Früchte kaufen; er „brachte ein Opfer von 100000 Thalern, doch „gab es Unruhen, und die Hungersnoth liefs sich „spüren. Seit der Einführung der Freiheit hatte

„Toskana drei noch stärkere Mifsjahre: es wur-
„den keine Früchte gakauft, keine Schulden ge-
„macht; es gab keine Verwirrung, und Toska-
„na — lebte. Wenn Handelsfreiheit Segen brin-
„gen soll, so mufs sie unbeschränkt seyn: der
„Ströme gehemmter Lauf erzeugt Stockung und
„Ueberschwemmungen. Diese glückliche Frei-
„heit hat die Cultur und Industrie gehoben, der
„Landmann ist reich, der Handwerker wohlha-
„bend. — Die ersten Jahre finden Schwierigkei-
„ten; das Loos jedes Anfangs: die Freiheit gleicht
„dem Kinde, das allein gehen lernt; sie fällt zu-
„weilen, aber jeder Fall giebt ihr Lehren, jeder
„Schritt stärkt sie."

Diese Bemerkungen sind sehr wahr, jedes Gesetz, das ausser dem Verbrechen noch etwas untersagt, ist Druck.

Beschäftigt sich der Grosherzog, fragte ich weiter, mit der Ausrottung des Bettelns in seinen Staaten?

„Die Staatsverwaltung beschäftigt sich damit," antwortete man, „allein die Sache geht langsam,
„religiöse Vorurtheile, Privatinteresse begünsti-
„gen die Bettler. Sie sind Spionen: durch die-
„sen Canal erfährt man alles, was in den Kir-
„chen vorgeht, wie viel Kerzen geopfert wer-
„den, welcher Priester Messe liest: die Bettler
„besorgen manche kleine Aufträge und — wohl-
„feil. Ein entscheidender Schritt gegen das Betteln,

„und der Aberglaube schreit über Ruchlosigkeit, „der Geitz über Despotismus. Das Uebel hat in „diesem Lande tief eingreifende starke Wurzeln, „sie wuchern selbst in den Altären."

Sollte denn wohl das Verbot, die Schuldner verhaften zu lassen, Ursache gewesen seyn, daſs man den Unglücklichen weniger leiht, und daſs ihrer Hülfsbedürftigkeit weniger Quellen offen stehen?

„Man fürchtete das, der Erfolg lehrte anders. „Nicht auf das Pfand persönlicher Freiheit lieh „der Gläubiger, dies Pfand war unnütz, oder „lastend: ihm bleiben jetzt immer die Güter sei„nes Schuldners. Der redliche Unglückliche hat „jederzeit Credit, der Schurke findet keinen, und „das ist sehr nützlich; man kann die Redlich„keit nicht unentbehrlich genug machen."

Befriedigt durch diese einsichtsvollen Antworten, wollte ich ferner wissen, ob die Folter und die Todesstrafe in Toskana abgeschaft seyen. —

„Sie sind es, nicht durch ein Gesetz; sondern „durch Befehle, man erwartet Erfahrungen, um „diese Abschaffung gesetzlich zu machen."

Wir sprachen noch von Unterdrückung der Asyle in Toskana, und ihrer Beibehaltung in Rom, von dem Miſsbrauche dieses Herkommens; von der Unmöglichkeit einer guten Regierung

des Kirchenstaats, von einer Bulle, die den Bann auf die Bauern herabdonnert, welche aus dem Kirchenstaate gewisse Waaren nach Toskana ausführen. Ein Bauer soll gesagt haben: Der Bann ficht mich nicht an, er kann nur meines Esels Rücken treffen, der schleppt die Waare, und sein Rücken trägt viel.

Mit wem hatte ich diese Unterredung, wer löste so meine Einwürfe auf? Ein Schriftsteller, ein Mann am Staatsruder, eine Privatperson? — — Der Grosherzog selbst; er antwortete in einer Audienz von einer Stunde meinen Fragen; er sprach nie von sich; „man hat dies, jenes ge„than, die Regierung macht diese Verfügung," so lehnte er immer mit anspruchloser Bescheidenheit meine Bewunderung ab.

In seinem Zimmer athmet die edelste Simplicität, der gute Fürst kennt keinen Luxus, als das Glück seines Volkes.

Die jungen Prinzen lernen in Lockes Werken den Menschen kennen, sie studiren früh die schwere Kunst, Menschenglück zu gründen. Zu Livorno findest du mich wieder; dort sehe ich den Fürsten, den ich hier verlasse; er ist in jedem Winkel seiner Staaten.

Sechs und zwanzigster Brief.

Florenz.

Im Vorsaal der berühmten Gallerie hängen die Bildnisse aller Medizeer, die sie gesammelt haben. Die Edlen der Vorzeit selbst scheinen den Fremden zum Genuſs ihrer Schätze einzuladen.

In Gedanken versunken, stand ich vor den acht Medizeern, in deren Hand Jahrhunderte hindurch im Frieden und in Bürger- und auswärtigen Kriegen die Herrschergewalt ruhte, die heute Toskana regiert. Vor meiner Seele stieg ihre Seelengrösse, ihre keimende Macht auf, wie sie, vom ersten Einfluſs des Geistes, der Tugenden und des Reichthums, zur ungeheuren Grösse, zum Despotismus heranwuchs.

In der Gallerie stehen acht und fünfzig Statüen, neun und achtzig Büsten, und drei Gruppen, alles antik.

Ein herrliches Pferd entstrebt voll edler Ungeduld des Marmors Fesseln; seine Hufe, die Naslöcher, die Mähne, das Auge — alles schnaubt, sehnt sich in des Himmels Luft, und in den ungemeſsnen Raum.

Der Römer in Rednerstellung ist Cäsar, alles spricht an ihm. Dieses Mundes Beredsamkeit schmiedete der Fesseln so viele!

In den schönen, himmlischen Formen des Leiergottes spricht sich die reinste Göttlichkeit aus. — Unsichtbarer Zauber hat, in schwindenden, wiederkehrenden Wellenlinien, die schönen Glieder alle verschmolzen; des Lebens sanfter, reinster Hauch schwellt sie, weht in ihnen mit regem Feuer. Begeisterung wohnt in dem schönen Kopfe, die Zukunft malt sich in diesem Blick.

Die Reitze der Blumengöttin scheinen eben aufgeblüht, wie ihre Kinder in der schönen Hand. Lafs, wenn der junge Lenz erwacht, im grünenden Hain, unter Veilchen und Rosen, am Rand der lispelnden Quelle, von Tauben umgirrt, von Nachtigallen umflötet; lafs in süsse Träume dich wiegen; deiner Gebilde lieblichstes gleicht dieser Flora nicht.

Sieh da, den Schalken Amor als Jüngling; nein, es ist Merkur. Diese Gestalt ist rein göttlich, sie fühlte nie des Körpers Bedürfnisse, sie kostete nur seine reinsten jugendlichen Genüsse. Ein köstlicher Einklang in den üppigen Formen, eine köstliche Melodie: verzeihe mir den Ausdruck, es giebt eine Musik der Farben und der Formen, wie eine der Töne.

Merkurn zur Seite steht Bacchus von Michel Angelo, er ist hier noch schön! Der Künstler näherte den Gott der Menschheit, das zärtliche

Weib würde Merkurn, das leidenschaftliche diesen Bacchus wählen. Ein andrer Bacchus übertrift den ersten, er stützt sich auf einen Faun. In jedem Theile des Körpers, in jeder Form so viel weiche Zartheit! Der Gott verflüchtigt sich vor dem staunenden Blick, er gleicht dem Traumgebild, das vor dem geistigen Auge des Liebenden steht, wenn Trennung die stärkeren Züge des angebeteten Bildes verwischt. Ein Dilettant vermifste an ihm die Trunkenheit, die den Gott des Weins so auszeichnend charackterisirt. „Der „Blick ist nicht verwirrt, ohne Zerstörung; Bac„chus wankt ja nicht einmal?" War denn Bacchus der Sterblichen einer? war meine Antwort.

Ich kann dir nicht jede dieser Statüen detailliren, sie haben alle ihre individuellen, alle solche Schönheiten, die ihnen gemein sind. Bei jeder sind die Nuditäten Fleisch, die Drapperien würkliche Kleider; bei allen drappirt die Phantasie die Gewänder, oder lüftet den hüllenden Schleier.

Jene einzige Linie, die der schaffenden Natur der Maasstab zur Form des Menschen war, läfst der Meisel und das Genie der Künstler hier in den ansprechendsten Formen, in sanft wallendem, verschmolznem Leben spielen: du findest keine Winkel, die Linie flieht in leichten schwebenden Umrissen, in Umrissen kehrt sie flüchtig zurück. Sie verweilt nicht, das Auge hat kei-

nen Ruhepunkt; jede Form verfliefst in ihrer Schwester. So schrieb Virgil, Racine, Fenelon.

Drangen wohl die Griechen in der Natur geheimste Werkstätte, belauschten sie im Werden die Schöpferlinie; entlockten sie ihr selbst das Geheimnifs, die Blicke zu bezaubern, Ideale zu bilden, oder fanden sie ihre Götter in den edelsten, reichsten, üppigsten Gestalten ihrer Zeitgenossen, in den Blüten eines himmlischen Himmelsstrichs —— verschönerten sie schöne Natur, oder schufen sie Ideale?

Diese Copie des Laokoon von Bandinellis Hand spricht mich nicht an, in Rom harrt meiner das Urbild.

Durcheile flüchtig mit mir diese Sammlung von Büsten römischer Kaiser und Kaiserinnen. Antinous zieht den Blick zu Boden, Nero scheucht ihn weg, Mark Aurel fesselt ihn; an den Gebilden der Namen-Kaiser, der Geburten eines Tags schweift er schnell vorüber. Da stehen sie die Schlangenköpfe der Hidra des Despotismus, vor denen drei Jahrhunderte der Weltkreis zitterte! Diese Augen, dieser Mund, die Augenbraunen, die Stirne, machten das Menschengeschlecht bang erbeben; ein leiser Wink, ein Nicken, und die Welt schwamm in Blut und Thränen.

Trajan, Titus, Mark Aurel, euch huldigt lächelnd mein Blick, wie die Welt.

Sieben und zwanzigster Brief.

Florenz.

Jesus am Kreuze; ein göttliches Gemälde.

Seine Mutter am Fufse blickt ihn an; übermenschliche Ergebung liegt in ihrem Blick, sie sieht nicht den Sohn, nicht den gekreuzigten Sterblichen: diese Kälte ist sehr erhaben, Maria ist eingeweiht in das Geheimnifs des grofsen Todes erkennst du hier nicht Michel Angelo? Der Platfond ist mit Arabesken überladen; was sollen diese kleinlichen Zierrathen hier an den Decken der florentinischen Gallerie? Sie sind von Buonarotas Hand. — Gut, in Pariser Boudoir's wären sie an ihrer Stelle. Diese Arabesken des grosen Michel Angelo erinnern mich an unsers Corneille Ephemeren. —

Eine Sammlung von Bildnissen neben diesen Antiken? Künstler! nur die schöne Natur in Ruhe, die gemeine in regem Leben! Alles übrige hat nur lokalen Werth, und geht mit dem Jahrhundert zu Grabe.

Unter diesen herrlichen Gemälden konnte ästhetisches Gefühl eine Venus dulden, die Amorn — kämmt! Amorn kämmen! In den Locken des Liebesgottes kann man nur Rosenblätter suchen, die seinem Kranze entfallen, wenn er schalkhaft den Bogen spannt.

Zurück zu dir Merkur, bei dir will ich diese Venus vergessen.

Acht und zwanzigster Brief.

Florenz.

Gestern besuchte ich Corilla, die berühmte Improvisatrice, welche Europa mit ihrem Ruf erfüllte, deren Schläfe vor einigen Jahren der Lorbeerzweig auf dem Kapitol umwand, wo man Petrark krönte, Tasso krönen wollte.

Ich sah sie zu spät; diese flammende, stürmische Phantasie ist erloschen, nur zuweilen entsprühen ihr Funken. — Sie las mir einige ihrer Sonnete; ich konnte ihre Schönheiten nicht alle fassen, oder vielmehr ich fand deren zu wenige, zu wenig Ideen, Gefühl und Bilder.

Den Italiener reifst seine sanft strömende melodische Sprache hin; von den Wohllauten entzückt, die ihm so süfs ins Ohr tönen, entbehrt er Gedanken und Empfindungen. So gehts uns mit unsern Weibern, wenn sie schön sind, und mit unsern komischen Opern.

Daher der Aufwand von klingenden Worten, die Ideenarmuth in den Gesprächen der Italiener; sie überladen den Gedanken, statt ihn gedrungen zu fassen: wenn du eine Fülle von Phrasen

zergliederst, so findest du in einer ungeheuern Schaale eine einzige kleine Idee.

Im Italienischen zu improvisiren, ist sehr leicht, in dieser Sprache kann jede Phrase ein Vers, jedes Wort Reim seyn, da sie so viele Echos hat. Man erwartet von dem Improvisatoren nicht Gedanken, nicht Stoff zum Denken. — Gemeinplätze in rithmischem Gewande, Stoff zu einer Fülle klingender Worte, ist alles, was er leisten soll.

Oft wird singend improvisirt: während die Stimme Töne modulirt, strömen Ideen zu, die Bewegungen des Singenden regen sie auf, geben ihnen Leben; dies erleichtert sehr. Die leiseste Erschütterung macht Saiten erbeben, der Gesang erregt Vibrationen.

Manche Italiener fühlen die Ueberhäufung von Vokalen in ihrer Sprache.

Ich bemerkte einem Dichter, der diesen Ueberflufs pries, dafs alle italienischen Schriftsteller von Werth die Endvokalen vieler Wörter unterdrücken, und die Mitlauter vervielfältigen, um der Monotonie durch Abwechslung abzuhelfen, und die Phrase in ihrem Laufe aufzuhalten, die in Vokalen eilend dahin strömt.

Mehrere Gelehrte stimmten mir bei, aber umsonst, der Dichter hielt hartnäckig Stand. Er fragte: wenn Sie die Wahl hätten, in einer aus

Vokalen, oder in einer aus Mitlautern bestehenden Sprache zu schreiben, würden Sie nicht für jene entscheiden? So könnten Sie mich fragen, war meine Antwort, ob ich zum Malen, eine Palette mit Schwarz einer mit Rosenfarb vorziehe; keins von beiden, ich würde beides nöthig haben.

Corilla bat Nardini, den ersten Virtuosen Italiens, uns mit seiner Violine zu entzücken. Eine Stimme wohnt in dem Instrumente, es spricht. Er schlug Saiten in meinem Ohre an, die noch nie gezittert hatten. Nardini entlockt der Violine die zartesten, reinsten Töne, mit anspruchloser Kunst, er läutert, er bearbeitet den Ton.

Neun und zwanzigster Brief.

Florenz.

Viermal habe ich sie gesehen, und noch nicht genug. Seit zwei Stunden bin ich in stumme Betrachtung versunken. Ich mögte sie malen, und es gelingt mir nicht einmal, sie zu beschreiben; sie entschlüpft dem Pinsel, dem Meisel, der Feder, keine Sprache kann so viel Reitze fassen. Von was könnte ich so sprechen, als von der medizeischen Venus?

Da sitze ich zu ihren Füfsen, die Feder in der Hand. Denke dir von allem Schönen, was du je sahst, das Schönste, von allem, was je die zartesten Saiten deiner Gefühle ansprach, das Ansprechendste; von allem, was dich je entzückte, das Entzückendste; und du hast die Venus von Medizis. An ihr ist alles Venus.

Dieser ganze zarte Körper blüht im üppigsten Jugendreitz, an ihm glänzt die reinste, idealisirte Göttlichkeit. Ich übertreibe, ich schwärme nicht; sieh den Kopf der Göttin, jeder dieser Züge athmet Wollust, wie jedes Rosenblatt den Duft der Rose.

Das Auge verliert, verirrt sich in diesem Labirinte von Schönheiten. Es steigt, besser, es gleitet durch Verschlingungen von Reitzen und Schönheiten, in denen himmlische Grazie waltet; in fliehenden wallenden Linien von der göttlichen Stirne zur äussersten, n o c h göttlichen Spitze des Fufses. Der Blick entscheidet für keine dieser Schönheiten; er weilt nicht, er flieht schüchtern von den zarten Fingern, und wagt nicht auf dem himmlisch reinen Busen zu ruhen.

„Aber," höre ich dich sagen, „mufs diese „Venus die Sinnlichkeit nicht entflammen?" Den Mann von rein ästhetischem Gefühl bewegt sie tief im Innern, sie durchströmt sein Herz mit ätherischem Feuer, füllt es mit süssen Schauern

des Entzückens, aber sie setzt ihn nicht in Flammen.

Du fühlst ihr gegenüber die Zärtlichkeit der ersten Liebe in deinem Busen entglühen, die, rein von sinnlichen Trieben, jede deiner Kräfte belebt und spannt. Venus ist nackt, und doch so jungfräulich schamhaft; man glaubt die Wange geröthet zu sehen. — Der weich vorgebogene Körper ist entzückend — mit lieblicher Schüchternheit versteckt sich der Fuſs unter dem schönsten Kniee. Venus ist auf der Erde, aber sie ruht, sie steht nicht auf ihr.

Ein hehres, ich mögte sagen, andächtiges Gefühl ergreift mich gewaltig, die Rosendüfte der gnidischen Göttin wehen; in leisem Geisterlispeln ahnd' ich ihre Gegenwart.

Du sagtest oft, in der Geliebten vergesse man nie das Weib: ich sage, alles, was uns entzückt, das finden wir in dieser Venus als Ideal.

Dreisigster Brief.

Florenz.

Du erinnerst dich Jakob II. aus dem unglücklichen Hause Stuart, des Prätendenten, den Frankreich unterstützte, dann verlies, den Rom aufnahm, und vernachlässigte? (Das gewöhnliche

Schicksal Leidender; das Mitgefühl, diese göttliche Eigenschaft, ist gleich ihren Schwestern wandelbar.) Dieser Prätendent schleppt, von der Jahre Last gebeugt, unter den Stürmen des Schicksals, körperlichen Leiden und dem Namen seines Hauses erliegend, hier in Florenz den Rest seiner Tage als Graf . . . hin. Er leert die Hefen des Bechers, der Mann, dessen Ahnen den Scepter führten, der ihre Grösse nur in den kalten Armen des Todes vergessen wird: brechend werden seine Augen noch die Krone suchen, die nur seine Siegel und Kutschen trugen.

Der Greis war lange in Rom; er hatte dort einen Hof, eine Wache, nur den Titel Majestät versagte man ihm. Er verlies Hof und Wache, und gieng hierher, nicht um den Titel Majestät zu finden: er rief seine Tochter, die Duchesse zu sich, den Inbegriff aller Tugenden, welche dem leidenden Greis, dem unglücklichen Vater, selbst dem entthronten Könige süssen Trost gewähren können. Wenn vollendete Humanität und Herzensgüte Stufen zum Throne wären, sie würde längst den ihrer Väter bestiegen haben. Ihre Güte ist nicht die strenge, rauhe Pflicht, die das Moralgesetz heischt: sie wohnt in ihrem schönen kindlichen Herzen, und reifst, in die gefälligste Anspruchlosigkeit gehüllt, zur Anbetung hin.

Möge die Düchesse — glücklich seyn, möge ihr Vater vergessen lernen, dafs Stuarte die Krone trugen; die Welt wird beim Anblick seiner Tochter es nie vergessen. Die Sorge der liebenden Tochter für den Greis ist rührend; wenn er an das Loos seines Namens denkt, fliefsen seine Thränen nicht mehr allein, sie mischen sich mit denen der kindlichen Liebe.

Die Düchesse hat eine Gesellschaftsdame, der Graf einen Lord zum Stallmeister; dies und die Ehrfurcht, die Unglück, Alter und Tugend einflössen, sind der Hof, der sie umgiebt. Ich schliesse mit Thränen der Rührung.

Ein und dreisigster Brief.

Florenz.

Schaam und Entzücken rötheten meine Wange, als ich das Kabinet des Hermaphroditen betrat. Er ist zu schön; Schaam umhülle deinen Blick mit dreimal dichtern Schleiern, wenn du diesem nur zu berühmten Cabinette nahst!

Den Merkur Giovannis von Bologna in Bronze betrachte schnell, denn er entflieht dem Blicke. Mit unnachahmlicher Leichtigkeit schwebt er über einem Hauch des Boreas, den der Künstler bildete. Der Gott ist in der Luft, aber man fürch-

tet nichts für ihn, er kann nur empor steigen: Feinheit und Anmuth walten in jeder Form dieses Gebildes.

Herkules als Kind. Hier ist der Kunst verborgenstes Geheimnifs enthüllt, ihr schwüriġstes Räthsel gelöst; die Künstler stellen nur die Gegenwart vor unsern Blick, hier ist mehr, wir sehen in die Zukunft.

Du ahndest in diesem zehnjährigen Herkules den Gott nach dreisig Jahren. Ich übergehe die Gemälde der niederländischen Schule, die Statüen von geringem ästhetischem Werth.

Eine brennende Wunde mufs den tiefen Schmerz in Alexanders Züge gegraben haben, der seine Büste umschleiert. Du hast die Welt verwüstet Alexander, mir däucht, sie ist gerächt.

Ha, Brutus! aber nur skizzirt. Sieh da, eine Inschrift unter der Büste: „Michel Ange-„los Hand entfiel der Meisel, als er Brutus „Verbrechen dachte, er liefs die Büste unvol-„lendet." Welches Sklaven Hand schrieb diese Zeilen? Leopold, du duldest Brutus Beschimpfung? Du hast ihn nicht zu fürchten. Schade, dreimal Schade! In diesem Entwurfe liegt schon Brutus Geist, er athmet in den noch rohen Zügen. Dieser Geist und Buonarotas Phantasie, eine würdige Parallelle!

Ich sah das marmorne Trauerspiel, die Niobe. — Ihre ganze Familie, vierzehn an der Zahl, ist in einem Saale aufgestellt. Schon hat Apolls Geschofs einen Sohn durchbohrt; mitten im Saale liegt er hingestreckt im Blute schwimmend, die übrigen, in banger Verwirrung, fliehen, verbergen sich, bleiben in dumpfer Betäubung eingewurzelt stehen: auf dieser Stirne ist Entsetzen, jene droht, hier thront schon der Tod; auf Niobens Antlitz alle Gefühle der Mutter, die ihre Kinder alle zugleich um sich sterben sieht.

Ihr Schmerz ist schön, er ist erhaben. Sie verbirgt in ihren Armen die jüngste Tochter; dies Mädchen ist sehr reitzend, und doch sieht man nur die Schultern. An ihnen hat der Künstler die Summe seiner Kunst verschwendet, ihre Schönheit sollte den Fernhintreffer erweichen.

Der Grosherzog hat die Statüen in diesem Saale aufstellen lassen. Man hätte sie malerischer gruppiren können: sie stehen simmetrisch im Zirkel da — am Fufse, am Abhang, auf der Spitze eines Felsens, sollten sie zerstreut fliehen.

Jetzt noch zu einigen Gemälden; die Statüen lassen dich sie vergessen, der Marmor besiegt die Leinwand.

Dieser Joseph ist herrlich, er flieht, alle andern Josephs entfernen sich nur; er triumphirt, denn er kämpft wirklich, und widersteht. Dies

Ringen zwei mächtiger Leidenschaften, auf dem schönsten Gesichte, ist unbeschreiblich anziehend.

In dem Auge eines heiligen Franziskus glänzen wirkliche Thränen, man mögte sie auffassen.

Ein Pilatus, der den Heiland zurück schickt, ist mit Geist gedacht. Der Greis wäscht, auf dem Richterstuhle sitzend, in einem dargereichten Becken die Hände; aus dem etwas erhobenen Auge entschlüpft ein Seitenblick auf Jesus — in ihm liegen die Worte: „Ich halte diesen Menschen für„wahr nicht des Todes schuldig, ich wasche mei„ne Hände."

Diese Magdalene ist nicht schön, sie ist nur reitzend, und spricht darum das Herz nicht an; aber doch übertrift sie alle. In dem sanften Gesichte so viel büssende Reue, die Thränen so schmerzlich! Ganz nackt gegen einen Felsen gelehnt, sitzt sie halb im Schatten, nur in ihren Schmerz und in das göttliche Haar gehüllt, welches die ganze Gestalt umfliefst.

Zwei und dreisigster Brief.

Florenz.

Warum bin ich nicht Naturkündiger genug, um das Naturalienkabinet beschreiben zu können, das seit zehn Jahren der Grosherzog bereichert, und Fontana ordnet.

Die gesammelten Schätze füllen schon fünfzig Zimmer und sollen noch fünfzig andre füllen. Die Eleganz, die Ordnung, die Vertheilung in den Gemächern ist über alle Beschreibung: nichts ist versteckt, alles fällt ins Auge, und fesselt den Blick.

Die Schränke des Kabinets sind das Bild des Sistems, das in Fontanas Kopf geordnet steht. Ich konnte nicht müde werden, diese Zimmer zu durchstreifen, in den drei Reichen der Natur umher zu wandeln, in der Betrachtung all ihrer Schätze zu schwelgen. Ich folgte mit stillem Staunen der grofsen Künstlerin auf jeder Stufe, von den unorganischen Körpern bis zur höchsten Vollendung. Meine Beobachtungen durchwanderten das Reich des Lebens, in all seinen Formen und Variationen der Organisation bis zum Menschen; von der trägen Auster bis zum beweglichsten aller organischen Individuen. — Der Mensch fesselte mich. Er ist mit dem höchsten Aufwande der Kunst in Wachs gebildet. Man erblickt die verborgensten Theile dieser so zusammen gesetzten Maschine, erst vereinzelt, zerstreut; dann gesammelt, vereinigt, um, jedes an seiner Stelle, in vollem Einklang die Oekonomie des menschlichen Körpers, den Theil desselben zu bilden, dem sie angehören: es fehlt ihnen nur der warme Hauch des Lebens.

Die einzelnen Stücke füllen zwölf Zimmer, jeder Theil dieser Copie des Menschen foderte das Opfer eines ganzen Exemplars im Original; die Nachbildung in Wachs konnte nur aus tausend Leichen als Resultat endlich hervorgehen. Eine Riesengeduld, eine herkulische Arbeit, aber der Erfolg lohnte sie in vollem Maase. Der Kaiser war mit dem Meisterstück so ganz zufrieden, dafs er ein ähnliches bestellt hat. Man braucht dazu drei Jahre, ich sah es in der Arbeit. Ungern verlasse ich diesen Abdruck des Menschen; einige Blicke in das Nervensistem enthüllten mir der Geheimnisse mehrere. Die Philosophie sollte tiefer in das Materielle des Menschen eindringen, dort liegen die Organe seiner moralischen Kräfte: im äussern Menschen spricht sich der innere aus. Ich mögte hier gern so viel philosophiren, über die Metallstufen, über Gold und Eisen; und über ihre Bestimmungen. Wirf mit mir, beim Scheiden aus diesem Tempel der Natur, noch einen Blick auf jenen Stein dort. Ihn erzeugt eine Quelle; ihr Wasser, das man in einem Gefäfs auffafst, ist nach einer Stunde in Stein verwandelt.

Fontana hat neue, sichere Leitfäden durch die Labirinte der Natur gefunden. Seine überhäuften Geschäfte, und Roms Nähe, halten ihn ab, seine Ideen der Welt zu schenken. Der Geist dieses grofsen Mannes ist sehr hell, geordnet,

metho-

methodisch; die Gläser, durch die ihm die Natur erscheint, sind nicht gefärbt; er sieht sie nackt, frei von jeder täuschenden Hülle. — Fontana geniefst in Florenz, besonders unter dem Adel keiner hohen Achtung: diese Menschenklasse schätzt den Philosophen nur gering, sie ist nicht aufgeklärt genug, ihn zu hassen.

Drei und dreisigster Brief.

Florenz.

Die Cathedralkirche ist ein kolossalisches Gebäude, ein behauener Berg von Marmor, mögte ich sagen.

Beim ersten Blick in's Innre fliegt die Phantasie mit Seraphsflügeln höhern Sphären zu; diese gothischen Säulen ziehen ihn zur Erde. Die Gothen suchten die Schönheit im Grofsen, die Grösse im Ungeheuern. Wir haben viele Schriften in Prosa und in Versen in gothischem Geschmack. Die Gothen kannten keine anmuthigen, gefälligen Verhältnisse; diese schaffen zwar das Schöne nicht, aber ohne sie existirt keine Schönheit. Die Natur überspringt nicht; alles ist in ihr Stufenleiter, die Kunst darf nur der Natur folgen.

Diese Regel ist im Battisterio oder der *chiesa di San Giovanni* meisterhaft beobachtet; die zwan-

zig Schritte von der Kathedralkirche steht. Jede Façade ruht auf zwei majestätischen Säulen, das ganze Gebäude stützt sich auf deren sechzehn. Dies bildet im Innern einen ungemeſsnen Raum; von oben ergieſst sich, aus des Gewölbes Mitte, ein hehres, feierliches Licht, und füllt den Tempel mit einem heiligen Halbdunkel, in dem man die Gottheit ahndet.

Eherne Thüren schlieſsen diese schöne Kirche; sie sind mit staunenswerther Kunst bearbeitet, und sollten, wie Michel Angelo sagte, den Eingang zum Himmel verschlieſsen. Vergieb mir Horaz; diese Thüren werden deine Verse überleben; sie trotzen dem allgewaltigen Arm der Zeit — Jahrhunderte sind über sie hingeflogen, und sie tragen nicht eines Tages leichte Spur.

Vier und dreisigster Brief.

Florenz.

Poggio Imperiale ist ein Lustschloſs, wo der Grosherzog zuweilen einen Theil des Sommers zubringt. Sein äusseres ist nicht prächtig, die Gärten sind nicht glänzend; aber fruchtbare bebaute Felder umgeben das Schloſs. — Ein wahrhaft königlicher Garten!

Wenn der Grosherzog zu Poggio ist, hat er keine Wache vor den Schloſsthoren; er ist unter seinem Volke.

An den Sonntagen strömt die Menge aus der Stadt und den Dörfern dorthin, man trinkt, scherzt, singt unter des Fürsten Augen; das Volk sucht hier nicht mehr, wie ehehin, Vergessenheit seiner Leiden, sondern erhöhten Genuſs seines Glücks. Der Grosherzog wandelt oft unter seinen Unterthanen umher. Er belebt durch Theilnahme die Fröhlichkeit, und verschmäht nicht diese kunstlosen wahren Lebensfreuden, sein Werk.

Der humane Fürst hat der Klage des Leidenden, Gedrückten einen Kanal unmittelbar zu seinem Ohr und zu seinem Herzen geöffnet. In den Mauern seiner Palläste sind Oeffnungen angebracht, wodurch selbst des Unglücklichen leisestes Wimmern ihn erreicht. Er herrscht nicht für die Nobilis, nicht für den Reichen, für die Ministers; nur für sein Volk, er ist Herrscher im eigentlichsten Sinne.

Fünf und dreisigster Brief.

Florenz.

Die kaiserliche Bibliothek besteht nur aus Manuskripten. — Sonderbar, daſs man einen so hohen Werth auf sie setzt, denn alle sind gedruckt.

Was liegt daran, dafs eine Handschrift tausend Jahre erlebt, wenn sie ihren Nutzen verlohren hat? Eben so beurtheilt der Grosherzog den Adel. — Die Ehrfurcht gegen das Alterthum, gegen seine Meinungen, Gebräuche, Denkmale und Menschen, ist eine Krankheit, eine Verirrung des menschlichen Geistes. Man zeigte mir mit vielem Rühmen eine Handschrift von Justinians Gesetzbuch, die man nicht für die erste, aber für die älteste ausgiebt. Zwei voluminöse italienische Abhandlungen in Folio hätten mir die Rechtmäsigkeit dieser Angabe auseinander setzen können; zum Unglück fehlte es mir an Zeit.

Das Bibliotheck-Gebäude verdient Bewunderung. Es war seines Inhalts, seiner Handschriften würdig — eh' sie gedruckt waren. — Den Baumeister Michel Angelo hinderte der Tod an der Vollendung. Der Bau wird ewig unvollendet bleiben, denn wer wird Hand an ein Gebäude, an ein Gedicht legen, das Michel Angelo, oder Virgil begonnen haben?

Florenz ist Buonarotas Wiege; er verlebte in dieser Stadt einen Theil seiner Tage. Seine patriotische Hand hat die Hälfte dieser Tempel, dieser Palläste, wenigstens berührt; allenthalben weht sein Odem noch ungeschwächt vom Hauch der Zeit. — Ein heiliger Schauer ergriff mich beim Eintrit in das Haus, das der grofse Mann

bewohnte, fast mögte ich sagen, beim Eintritt in sein Heiligthum! Die berühmtesten Maler wetteiferten, das Andenken des gröſsten von ihnen, in den schönsten Szenen seines Lebens, hier zu feiern; denn Michel Angelos moralischer Werth verdunkelte seine Talente. Allein, müssen diese Schüler nicht neben ihren Gemälden erröthen, wenn sie Angelos Geist umschwebt?

Sechs und dreisigster Brief.

Florenz.

Der Palazzo Corsini ist prachtvoll; er besitzt einen Schatz von Gemälden.

Die Dichtkunst, mit Lorbeeren bekränzt. Edle Simplicität und Schönheit stempeln sie zu Virgils Muse, sollte Dido ihr nicht ähneln? Doloc's zarte Phantasie, sein tieffühlendes Herz, sein unermüdeter Pinsel, hauchten die Göttin auf die Leinwand.

Ein heiliger Sebastian von demselben Meister — genug des Lobs — man mögte weinend dem schönen Jüngling die Pfeile aus den Wunden ziehen.

In einem Thal scherzen, singen, tanzen Liebesgötter, an einer Quelle Rand, im Abendlichte. Der alte Silen bläst ihnen die Flöte. Ein kleiner Gott dehnt sich auf dem weichen Rasen, und

sieht den Brüdern zu; sie winken ihn herbei, er will nicht. — Die Szene ist entzückend, der alte ernste Silen contrastirt trefflich mit den schelmischen Knaben, die schön, wie — Liebesgötter — ihn umtanzen. — Erkennst du nicht Albani, den Liebling der Grazien und der Göttin von Amathunt?

Sieben und dreisigster Brief.

Florenz.

Heute sah ich ein Gemälde von Correggio, in dem er sich selbst übertraf; er malte seinen Gebieter, den Gott der Liebe. Amor ist nicht mehr unschuldiges Kind, er ist ein reizender Jüngling, von ungefähr 16 Jahren, in voller Blüte; er kehrt den Rücken (denn er ist nackt, der Gott der Liebe) und spannt den Bogen, den Blick nach einem fernen Ziel geheftet: sein Fufs steht auf einem Haufen von Büchern (doch wohl keine Dichter?) Zwei Kinder zwischen seinen Füssen in Umarmung, eins lacht, das andre weint; Amor lächelt — eine entzückende Allegorie.

Correggio, dein Pinsel tauchte sich in die Farben deines schönen Herzens, und in jene der Natur.

Lebe wohl, reizender Gott, Sohn der Venus und Corregios!

Acht und dreisigster Brief.

Florenz.

Der Pallast Pitty ist ein ungeheures Gebäude, eine Steinmasse, die ein Blick ganz umfaſst. Das Auge gleitet über die unabsehbare Façade weg, ohne eine Verzierung, ohne einen Ruhpunkt zu finden; der ganze Pallast scheint nur ein Stein. Hier wohnt der Grosherzog. In jedem Kunstwerk muſs eine Hauptidee hervorstechen, aber die Nebenideen müssen doch wenigstens angedeutet seyn. Bei alle dem ergreift die Seele, wenn sie sich in der Unermeſslichkeit dieses Pallastes verliert, eine unnennbare Empfindung, man fühlt sich in den Wohnungen eines Königs.

Es wimmelt hier von so vielen Gemälden, daſs die Phantasie von einem bunten Gewirre der heterogensten Bilder bestürmt, kein einzelnes bestimmt auffassen kann; der zu gehäufte Genuſs wird Uibersättigung.

Der Tod des Reichen und des Armen sind zwei Stücke von erhabener und Schauer erwekkender Composition. In einem Pracht athmenden Gemach auf Polstern, die von Golde schimmern, unter Seide und Purpur haucht der sterbende Reiche sein Leben aus. — Um ihn her betende Priester, sinnende Aerzte, geschäftige Diener, schluchzende Kinder, ein verzweifelndes

Weib; Thränen, stummer Schmerz, dumpfe Betäubung auf jedem Gesichte. Neben an stirbt der Arme. Im düstern Schatten eines Gemäuers, in einer elenden Bettstätte, auf faulendem Stroh, unter modernden Lumpen hängt eine aufgedunsene, blutende, gräſsliche Miſsgestalt zum Boden herab, von Hunden zerfleischt, die sie fliehend verlassen.

Welche ungeheure Kluft von bürgerlichen Verhältnissen scheidet den Reichen vom Armen! Jedes kühne Bestreben, sie zu überspringen, straft der Rächerarm der Gesetze; er stöſst den Unglücklichen wieder in sein Elend, oder wirft ihn dem Tod in die Arme, in denen er endlich seines Lebens Bürde ablegt.

Nur Freund Hain ist unbestechbar, seine Sense mäht in goldnen Pallästen, wie in Hütten; er kennt nur eine Klasse der Erdensöhne — Menschen.

Voll tiefen Ernstes gab ich mich den Reflexionen über das Wirken und Treiben unsrer Ameisenwelt, über unsre geselligen Verhältnisse hin. Die Justiz, in so vielen Staaten zur feilen Dirne, zum Ungeheuer im Schleier der Heiligkeit herabgewürdigt, alle Miſsgeburten unsrer so gepriesenen Civilisation traten in ihrer Schreckengestalt vor mich; ich dachte an Canadas Wälder, ob wohl dort das Glück unter den wilden Na-

turmenschen hause? Eine liebeflötende Nachtigall weckte mich aus meiner Träumerei, ich hörte die zärtlichen Töne leiser und immer leiser ersterben. Ich fand mich, von lauen Abendwinden umfächelt, in Pittys Gärten; um mich die lieblichsten Kinder des Lenzes in üppiger Vegetation. Auf den Spitzen des jungen Rasens wiegten sich muthwillige Lüftchen; die Sonne sank — sie schien ungern zu scheiden: all' meine Sinne schwelgten im Genufs der schönen Natur und des Frühlings; ich berauschte mich in dem regen Leben, das in jedem Zweige, auf jedem Blatte, jedem Gräschen gaukelte. Allenthalben sah ich die Liebe erwachen, ich hörte sie in tausendstimmigem Concerte. Heilige Natur, die Kunst ist nur deine Mumie!

Neun und dreisigster Brief.

Florenz.

Vor einigen Jahren existirten hier vier Akademien, sie hatten nur den Namen. Der Grosherzog vereinigte sie in der einzigen, die die Florentinische heifst. Ihre Zahl ist auf zweihundert Mitglieder festgesetzt, aber wo sind eben so viele Köpfe, um die Stellen auszufüllen?

Die Verfassung der Akademie begünstigt die Bildung guter Köpfe nicht, noch weniger ihre

Erzeugung, sie ist rein monarchisch. Ein ständiger Präsident, zwei Sekretairs, zwei Censoren werden vom Fürsten ernannt. Für Akademien ist die demokratische Verfassung die allein passende, nur der Freiheit entsprofst die Blüte des Talentes und der Genialität.

Die hiesige Akademie hält wöchentlich zwei öffentliche Sitzungen. Ein Mitglied eröffnet sie, nach der Reihe, durch Ablesung eines Aufsatzes von seiner Wahl; dann ladet der Sekretair die übrigen, selbst Fremde ein, Aufsätze abzulesen. Ich wohnte einer Sitzung bei; sie begann mit einer Sammlung von Gemeinplätzen über Galiläis Leben und Werke. — Es war prosaische Poesie. Das Wortgeklingel der Italiener ist unerträglich gehässig; diese Gesangtrümmer in der Prosa machen den allerwidrigsten Eindruck. Dächte doch der Italiener und jeder Vergötterer dieser Sprache, dafs die Seele in den Worten ihre Empfindungen aussprechen, sie ihnen anpassen, sie betonen mufs. Alle künstlichen Wendungen verdrängen, umhüllen die Tendenz der Natur; die Sprache entsprofst nur den Lippen, sie strömt nicht aus des Herzens reicher Fülle.

Ein junger Mann leierte ein Sonnett über die Seele ab; es war ein Jude, die einzige Merkwürdigkeit seines Producktes. Dann erhob sich eine Improvisatrice: sie sang Verse auf den Tod einer Freundin, man lachte. Graf. . . beschlofs die Si-

tzung mit einer schon zuvor gedruckten Idille, sie verdient diese Ehre. Er deklamirte — eine eigne überhäufte Mimick für eine Schäferin!

Die Akademisten haben keine bezeichneten Plätze, nur den Präsidenten, die Sekretairs und Censoren ausgenommen; vielleicht, weil sie im Reich der Wissenschaften keine Stellen einnehmen. Der Grosherzog wünscht das von der Akademie della Crusca angefangene *Dizzionario* durch ihre Nachfolgerin vollendet, allein umsonst, und ich weifs nicht, ob mit Unrecht? Es ist Verwegenheit, einer Sprache Bestimmungen festsetzen zu wollen, wenn sie noch nicht ausgebildet ist, vielleicht selbst dann, wenn sie ihre Ausbildung erreicht hat.

Diese Ausbildung ist das Werk grofser Schriftsteller, und deren zählt Italien zu wenige; die Fächer des Menschengeistes, die Saiten unsres Herzens sind kaum zur Hälfte bearbeitet, mithin eben so ihre Sprache.

Ein gehaltloses Sprüchwort sagt: Siena sei die Heimath des besten Italienischen: die Sprache dieses Landes hat noch kein Vaterland, keine Heimath; die Arme schweift regellos umher, und fleht alle Länder, vor allen unser Frankreich um milde Beisteuer an.

Alle grofsen Dichter und Prosaisten haben nur eine Art, sich auszusprechen, das Gewand ihrer Werke sey auch von den verschiedensten Farben.

Italien hat viele Sprachen; die des Ariost, des Tasso, des Boccacio, des Machiavell, aber keine Italienische.

Graf Alf . . . . hat unlängst in treflichen Tragödien, in denen Sophokles Geist an vielen Stellen weht, versucht, das Italienische des Jahrhunderts Leo des Zehnten aus dem Grabe der Vergessenheit hervorzurufen; aber sein Bemühen glückte weder in Neapel noch in Rom. Dort wird nur französisirtes, das heifst, entartetes Italiänisch geduldet.

Der Italiener gesteht, dafs er, im allgemeinen genommen, kein Buch schreiben kann; dafs dies nur dem Franzosen vorbehalten ist. Man liest — nur unsre Schriften, allein sie gehen halb verlohren; Grazie, Feinheit, zarte Gefühle und Wendungen, kurz alles, was verlohren gehen kann.

Vierzigster Brief.

Florenz.

Der Grosherzog ist der Wiederhersteller der Akademie der Künste. Ich besuchte die verschiedenen, dem Zeichnen, dem Nackten, dem Gips, der Malerei und Kupferstecherkunst gewidmeten Säle. Der Gipssaal ist von ungeheurem Umfange: in zwei Parallellinien sind Abgüsse der schönsten Statüen aufgestellt, die Italien besitzt. Hier

schweift die Phantasie werdender Künstler unter den edelsten menschlichen Formen, unter den mit reinem Schönheitssinn ausgewählten Blüten des mildesten Himmelsstrichs umher; sie suchen diese ächt genialischen Geburten des Meisels zu verstehen, zu empfinden, nachzubilden.

Der Grosherzog giebt den Zöglingen alles; Genie kann die grofse Mutter allein ausspenden. Unwille ergreift mich in der Schule der Maler — — in Italien, in Florenz weifs der Lehrer nur seine Gemälde dem Schüler vorzulegen? Hier, wie in ganz Italien leben die Künste erst wieder auf; im Angesichte der Meisterwerke aller Zeiten beginnt man mit rohen, unvollendeten Umrissen. Ein Theil der Schuld fällt auf den Fürsten zurück; er weckt die Künste aus ihrem Schlummer, und verbannt den Luxus: will den Flor der Baukunst, und keine Palläste, Sittlichkeit und Statüen! Kunst und Naturerzeugnisse halten mit dem Bedürfnifs gleichen Schritt: Athen und Sparta vereint kein Staat, Lykurg und Perikles kein Fürst, sey er auch Leopold!

Ein und vierzigster Brief.

Florenz.

Der Pallast Riccardi ist sehenswürdig; er ist die Wiege der Medizeer und der Künste, der

Freiheit Grab. Seine Gallerie verdient Bewunderung: die Deckengemälde sind von Giorganos Hand. Sein Pinsel, fruchtbar und glänzend, wie Ovid, beseelt von dem blühenden Geiste seines Jahrhunderts, schuf ein Meisterwerk, in dem man den Weisen und Dichter erkennt: er malte das Verhängnifs.

Du erblickst die Geburt des Menschen; das Schicksal, die Zeit, die Parzen und die Natur stehen in gespannter Erwartung. Das Schicksal winkt der Zeit, diese den Parzen; schon dreht sich die magische Spindel, ein Kind ruht in den Armen der Natur. Prometheus naht, und schüttelt über dem neuen Erdensohn die Fackel, er lebt. Itzt kriecht das Kind zu den Füfsen der Natur, es erhebt sich, schreitet einher, will sie verlassen. Umsonst halten liebende Arme es zurück, vergebens fliefsen die Mutterthränen; in weiter Ferne irrt schon der Jüngling an Abgründen umher. Zwei Wege öffnen sich; hier steiles Felsgeklüft — Dornen ranken um spitze Klippen — dort eine lachende Ebene von Blumen beduftet. Auf jedem der beiden Wege wandeln Schaaren beider Geschlechter: sanfter Ernst ruht in den Blicken der Felsenwandrer, keine Schminke, kein Putz, kein Schmuck in der Kleidung, Lorbeeren kränzen ihre Haare. Sie stehen still und rufen dem Wandrer zu: „Jüngling, hier „der Weg zum wahren Glück;" Verführung ist

ihnen fremd. Diese Figuren auf dem Felsenpfade sind die Talente und die Tugenden. Schlanke, einladende Gestalten schweben zahllos auf der Ebene, reges Feuer glüht in jeder Bewegung, wilde Freude, Lachen und Gesang ertönen; schimmernde Gewänder umschmiegen die üppigen Formen, Blumen düften in den fliegenden Locken, in den schönen Händen. So nur kann die Liebe, nur so können die Grazien lächeln, aber sieh! des Bandes Flattern verräth die täuschende Larve, hinter der, wie aus Gräbern scheusliche Ungeheuer hervorgähnen. — Der ganze Schwarm eilt dem Jüngling entgegen, lockende Blicke, ein Händedruck, alle Süssigkeiten der Schmeichelei winken dem Unerfahrnen; „hieher, reizender Fremd„ling, nur hier wohnt des Vergnügens Fülle, „uns nach! —" Er folgt, der Unglückliche, er taumelt dem schwarzen Schlunde zu, den die blumigte Decke birgt.

Giordano warf in diesem Gemälde der Wahrheit einen Schleier um, stralender und luftiger, als sie ihn je trug. Der grofse Künstler hauchte in einem flüchtigen Moment seiner hohen Phantasie Geburten auf die Leinwand.

Zwei und vierzigster Brief.

Rom.

Wie ganz anderst ist der Weg von Florenz nach Rom, als der von Livorno nach Florenz. Von jener berühmten Seestadt, dem Mittelpunkte, aus welchem mit mächtigem Arm Toskana einst den Handel der Welt umfaſste, führt eine vortrefliche Strasse durch Felder, Wald und Thäler nach Pisa, an den Arno. Von da reist man längst dieses Flusses durch eine weite Ebene unter dem mildesten Himmel, der nicht des Winters Frost, nicht des Sommers Gluthen kennt. Uiberall begegneten mir auf blumigten Auen weibliche Gestalten, deren Schönheit, deren kindliche Unschuld und Gesundheit mich bezauberten. Auf den Feldern zerstreut, schienen sie Spiele und Feste zu feiern, nicht ländliche Arbeiten zu verrichten: die reizenden weiblichen Formen riefen mir die Nimphen zurück, mit denen Fabel und Dichter die Gefilde bevölkerten. — Diese Weiber sollte jeder Reisende fliehen, jeder Künstler aufsuchen. —

Der Lauf des Arno führte mich nach Florenz. Es liegt in einem Walde von Bäumen jeder Gattung, besonders von Fruchtbäumen. Im Lenz umschlingt die Stadt ein Blütenkranz; sie verdient ihren blumigten Namen. Aber kaum hast du Florenz verlassen, so wird der Boden immer unebe-

unebener, steinigter; du siehst nur einen kahlen Anger, welcher hier und da schlecht bebaut ist, oft von Menschen verlassen scheint. Die Weiber sind häſslich, die Heerden mager, die ganze Natur scheint hier entartet, und die Gegend hat einen ermüdend monotonen Charakter.

Siena besitzt keine Merkwürdigkeit, ausser der Gruppe der drei Grazien. Sie stehen in der Sakristei des Doms, zwischen einem sterbenden Christus und einer Auferstehung. Zu ihren Füssen bereitet sich der Priester zur Messe, sie sind ganz nackt.

Diesseits Siena ist Toskana mehrentheils kahl und bergigt. Feldbau, Heerden, Wohnungen, Menschen, alles ist hier verschwunden. Man sieht sich an der Gränze Leopolds und der Natur. Nach einer dreistündigen Reise kam ich über Gebürge und Felsen auf den steilen Gipfel, von dem Radicofani herabtrotzt; düstre Stille lag auf dem öden Felsgeklüft, die Nacht breitete ihre Rabenflügel über diese chaotische Gegenden. Ich stieg das Gebürge hinab in die Ebene von Ronciglione: eine Nachtigall begrüste die Morgenröthe, der Trasimenische See und Viterbo von Blumen umdüftet empfiengen mich; alles grünte, der Hagedorn blühte schon.

Wie durch den Schlag von Armidas Zauberruthe erstirbt das rege Leben, die Vegetation;

in todtem Schweigen starrt die ganze Natur unter dem schönsten Himmel. In der Ferne erblickt man Rom, aber schnell ist es wieder verschwunden.

Auf den Strassen, auf denen einst aus allen Welttheilen Könige und Nationen herbeiströmten, stolze Triumphwagen donnerten, wo Roms Heere einher wogten, wo der Wandrer sich vor Cäsar, Cicero, August staunend beugte, da wallen jetzt Pilger und Bettler.

Durch eine todte, einsame Wüste, wo kein Laut verhallte, kam ich zu einigen Häusern, Thränen stiegen mir ins Auge, ich war — in Rom.

Dies also Rom; die Stadt, deren Nähe Asiens entfernteste Regionen einst fühlten, kündigen jezt Wüsten, kündigt Nero's Grabmal an? Nein, Rom suche hier nicht, du findest nur seine Leiche, sein Grab; der Pöbel, der gleich Ameisen in diesen Mauern wimmelt, ist das Gewürme, das sich von seinem Fleisch mästet.

Drei und vierzigster Brief.

Rom.

Gestern spät am Abend kam ich hier an. Ich brachte die Nacht schlaflos zu; immer stand der

Gedanke vor meiner Seele: du bist in Rom. — Die Jahrhunderte, die Kaiser, die Nationen, all das grofse, erhabene, interessante, schreckliche, was das grofse Wort Rom umfafst, trat bald einzeln, bald in buntem Gewühle vor mich hin und beschäftigte meine Phantasie. Voll Ungeduld harrte ich der ersten Strahlen des kommenden Tags, die meinen Blicken diese alte Hauptstadt der Welt enthüllen sollten.

Jezt seh ich Rom. — Ich erblicke den Schauplatz, wo die menschliche Natur alles war, was sie seyn kann, alles that, was ihre Kraft vermag; den Schauplatz, wo sie jede Tugend entfaltete, jedes Laster erzeugte, die erhabensten Helden und die abscheulichsten Ungeheuer gebahr; wo sie sich zum Brutus hinauf schwang, zum Nero herab sank und dann zu Mark Aurel wieder hinan stieg! Diese Luft, die ich athme, ist die Luft, die Cicero's Beredsamkeit, die so viel mächtige und schreckliche Befehle der Cäsarn, so viele Zaubersprüche der Päbste in Bewegung setzten. — — — Diese Erde also trank so viel Ströme Bluts? In diesen Mauern flossen der Thränen so viele? — — Hier war's, wo Horaz und Virgil ihre herrlichen Gedichte sangen? — — Gehe! — — Aber wohin gehen? — Ich bin mitten in Rom, wie im Ozean; drei Rom's stellen sich, wie drei Welttheile, meinem Blicke zugleich dar; das Rom August's, das Leo des zehnten, und das des jetzi-

gen Pabstes. Welches zuerst besuchen? — Sie rufen mich alle zugleich! Wo ist das Kapitol? — Wo das Musäum Klemens des vierzehnten? — Führt mich zu Titus Bogen, im Pantheon wollen wir weilen. — Ich sehe den Apoll von Belvedere nicht! — — Wie in Rom wählen, kann hier der Blick auf etwas haften?

Ich mufs hier und da und dorthin irren, um diese erste Ungeduld, zu sehen, abzustumpfen, die mich immer abhalten würde zu betrachten.

In Rom bin ich also, bin in der Stadt, die der ganze Weltkreis anstaunt! Kein Stein ist hier, der nicht irgend einen kostbaren Aufschlufs enthielte, der nicht zur Geschichte Rom's und der Künste dienen könnte. Verstehe es, sie zu fragen, sie werden dir antworten.

Vier und vierzigster Brief.

Rom.

Den gestrigen Abend weihte ich dem interessanten Geschäfte, in Neurom die merkwürdigsten Trümmer des alten aufzusuchen, die der verheerende Zahn der Zeit, die Wuth der Barbaren, und die Fackel des Fanatismus schonte; zu ehrwürdig war diesen Würgern keine. Wie wenig ungeschändete Reste der ungeheuren Stadt!

Das Pantheon und das Coliseo sind die vorzüglichsten, auch sie sind zerstümmelt, entehrt; aber selbst in diesem Zustande athmet unvergängliches Leben in beiden; in jedem Steine spricht sich römische Gröſse aus. — Der Ruhm des alten Roms ist kein Staunen erregendes Räthsel mehr; es heischt noch in diesen Trümmern Ehrfurcht. Das Pantheon wurde von Agrippa allen Olimpiern, in der Folge von einem Pabste allen Heiligen geweiht. Diese Weihe schützte einer Aegide gleich, den Tempel vor der Zerstörung, die fast alle andere zernichtete.

Er ist all seiner Reichthümer beraubt; seine Grösse blieb unangetastet; er hat Marmor, Porphir, Alabaster, Erz verlohren; aber seine Kuppel, der Pronaos, oder Porticus vor dem Tempel, seine Säulen stehen noch. Dieser Portikus ist herrlich. Acht korinthische Säulen fesseln den Blick, auf ihnen ruht das Frontispiz dieses unsterblichen Denkmals. Die reinste Harmonie, vollendete Verhältnisse, der Kunst höchster Aufwand rechtfertigen die Ehrfurcht, die ihr graues Alter anspricht. Das Auge strebt mit ihnen himmelan und gleitet entzückt die schönen Formen hinab wieder zur Erde. Eine liebliche Täuschung belebt diese Colosse vom edelsten Wuchs, mit majestätischem Haupte, das der Acanthus in stolzen und doch sanft gewundenen Blätterkronen umschmiegt. So umschimmert das Diadem

mit stralendem Glanze das Haupt eines Königs, und verhüllt die ungeheure Last, die auf dem Scheitel ruht. Wer, der das Pantheon gesehen, wagte noch, der Kunst, die es schuf, den Tempel der schönen Künste zu verschliefsen? Hier entzücken harmonische Schwingungen das Auge, wie der Triumph der Tonkunst das Ohr.

Nicht in dem Gewühl einer Menge verschiedenartiger, vereinzelter Eindrücke suchten die Griechen das Interesse, die Erregung und Befriedigung des Gefühls. Sie beschränkten sich auf eine grofse Idee, die sie immer wechselnd wiederholten, und durch alle flüchtigen Nüancen des unmerkbaren Steigens und Fallens, deren sie nur fähig war, modificirten. So genügten sie zwei Eigenheiten des Empfindungsvermögens, das so gern an einem Eindruck träge klebt und doch in immer neuer Thätigkeit Genüsse sucht.

In der Griechen Bau- und Bildhauerkunst, in ihrer Malerei, Musik, Beredsamkeit, in den Werken ihrer Dichter; selbst im Kostüm, in den Gewändern der Griechinnen findet man ihr Schönheitsideal durchgeführt. — Es giebt nur ein solches Ideal, nur eine Poetik, eine Denklehre, die das Schöne durch Töne, Farben, Formen, in den mannigfachsten Verwicklungen der Gefühle und Ideen bildet. Die Griechen waren so glücklich, das Ideal der Schönheit, dies poetische, und logische Prinzip aller schönen Künste rein

aufzufassen, die Geburten ihrer Künstler waren fast alle Meisterwerke.

Die Neuern genossen dies Glück nicht: so oft sie im Reich der Künste die hohen Fustapfen der Griechen nur augenblicklich verließsen, durften sie nicht drei Schritte wagen, ohne zu fallen, oder sich zu verirren.

Dies war der Fall bei Bernini und Borromini; die beiden Künstler stellten, den Denkmalen des vollendetsten Geschmacks zur Seite, Geburten der bisarrsten, lächerlichsten Verirrungen auf.

Wie beschämt müssen in einer Parallelle mit den Griechen die Künstler späterer Zeiten in den Hintergrund zurück treten! Die Künstler jener goldnen Epoche waren alle mehr oder weniger in dem Heiligthum der Philosophie, der Poesie, der Beredsamkeit eingeweiht; nicht Bedürfniſs, nur ächte Genialität reichte ihnen den Meisel, den Pinsel, die Feder. Sie wählten unter diesen Vehikeln geistiger Darstellung, jenes, das ihrem Genie, ihrem Talente am meisten zusagte. Ihnen waren die schönen Künste nur verschiedene Dialekte einer Sprache, der geheiligten Sprache des Schönen. Sie wuſsten die Schönheit selbst in Erz zu bilden, wie Gesner und Haller in deutscher Sprache. *)

*) Sollten unsern süffisanten Nachbarn nicht selbst Schillers, Goethes, und Wielands Werke Bronze scheinen?

Ich zeichne dir hier flüchtig und regellos die Reflexionen auf, die mir gestern das Pantheon hervor rief.

Die weise Vertheilung, die in den Verzierungen dieses Denkmals herrscht, ist ein sprechender Beweis, dafs die Griechen von dem Grundsatze ausgiengen, dafs selbst mit Verzierungen das Nützliche verbunden seyn müsse; dafs nur die Oberfläche der wesentlichen Theile zu verzieren; dafs mit einem Worte das Nützliche das Fundament, Zierrathen nur Nebensache seyen.

Die Beobachtung dieser Regel erzeugt die angenehmsten Empfindungen, die Nothwendigkeit verhüllt sich mit Anmuth im gefälligen Gewande.

Meine Imagination weilt mit süsser Behaglichkeit auf diesem Portikus. Die Steine schliefen roh und formlos in dem Schoos der Mutter; sie wurden ihr entrissen, an's Licht gezogen; da lagen sie am Boden, vom Eisen behauen; des Wandrers Tritt streifte im Staube an ihnen vorüber. Aber izt schwebt ein Genius hernieder, er ergreift, ordnet, vertheilt die Steine, schon steigen sie himmelan — mein Blick, und in dem Blick mein Geist, neigt sich vor ihnen, erschüttert, von staunender Ehrfurcht, von süsser Wonne ergriffen.

So bildet die Musik aus Tönen, aus den einzelnen Accenten unserer Stimme himmlische Ge-

sänge, in denen die Seele sich ausspricht, die in sanften Schwingungen tief im Herzen nachhallen.

Ich vermifste den Marmor nicht, der einst das Pantheon bekleidete. Die Zeit zerreifst allmählig die Oberflächen dieser Säulen, aber man verzeiht ihr das gern, sie schenkt ihnen dafür Jahrhunderte und der Vergangenheit ehrwürdiges Grau, das prächtigste Gewand, das mir mehr gilt, als Marmorglanz. — Aber, kann man Bernini verzeihen, der diese Glockenthürme zwischen den Portikus und die Rotonde — einschob? Die Thüren der Rotonde sind ihrer würdig; werth, dafs durch sie in allen Zeiten Nationen in das Pantheon wallten, welche religiöse Vorúrtheile aus jedem Welttheil hierher drängten. Ich nahe dem Tempel, heilige Schauer verkünden mir des Olympus Nähe — ich trete ein — die Götter sind entflohn, das Pantheon ist verödet.

Hier verehrte man die Schöpferkraft in all ihren einzelnen Wirkungen und Einflüssen, als allegorische Wesen, die man Gottheiten nannte.

Der allegorische Schleier, der diese Gestalten verhüllte, war so fein gewebt, Zeit und Gewohnheit hatten ihn den materiellen Formen so enge angeschmiegt, dafs ihn des Menschen Blick mit der Zeit von denselben nicht mehr zu sondern vermogte.

Diese Influenzen eines Grundprinzips wurden bald wiirkliche Wesen, Götter; dann die Götter zu Menschen, diese zu Ungeheuern; vor dem leuchtenden Strale der Philosophie schwanden endlich auch diese Ungeheuer ins Reich der Fantome hinab.

Ein grofses Gefühl ergriff mich, als ich da mitten in der Rotonda stand. Die Reihe der Jahrhunderte, welche seit der Gründung dieses Tempels hinab gesunken sind, schwebte mit ihren Menschengeschlechtern vor mir vorüber. Götzenaltäre deckten die Erde, als auf Agrippa's Wink dies Denkmal emporstieg. Es wehte die Morgenröthe der Sonne, welche den Erdkreis erhellen sollte. Dem lebendigen Gotte ist nun der Götzentempel gewidmet. Ich empfand es mit frohem Schauer, sah auf, und da stralte über der offnen Wölbung die Bläue des unendlichen Himmels. Wolken umhüllen ihn dann und wann, aber sie weichen dem Strahl der allerleuchtenden Sonne.

Hier, wo der Gnidischen Göttin Weihrauch duftete, steigen fromme Gebete zur heiligen Jungfrau: wo Jupiter blitzte, da stirbt der Gottmensch am Creuze.

Die Zeichnung des Pantheon's ist grofs, von der edelsten Simplicität; eine hemisphärische Kuppel krönt majestätisch den Tempel. Aber was sollen diese kleinlichen Zierrathen von Gold und Marmor? — Vielleicht schadeten die Päbste, die sie

hier anhäuften, dem Pantheon mehr als die Barbaren, die es plünderten.

Vor diesem Pantheon beugte sich der Römer hoher Geist, nur Michel Angelo nicht. Der Tempel, den Augusts Jahrhundert erzeugte, wurde nur eine von Buonarotas Ideen, die Kuppel der Peterskirche. Ihr bewundert, rief er den Nationen zu, die kolossalische Gröſse des Pantheons, ihr staunt, daſs die Erde sie trägt; — sie soll in des Himmels Lüfte sich erheben.

Gedanke und That reichten in Michel Angelo sich die Hand. Der verderbte Geschmack neuerer Zeiten überzog das Gewölbe des Pantheons mit weisser Farbe, und erinnert so an das Irdische. — Ein antikes Gebäude zu weissen, das ist noch ärger, als ein modernes schwarz anzustreichen. Benedikt der XIV. lieſs die Kuppel des Pantheons so schänden.

Andre mögen den Marmor, den Porphir, den Granit preisen, der das Innere des Pantheons in reicher Fülle ziert, sein köstlichster Schatz ist Raphaels Asche. Carlo Maratti lieſs dem grossen Manne ein Grabmal dort setzen, wo Agrippa ihm einen Altar errichtet hätte.

Raphael starb 1520. im sieben und dreisigsten Jahre seines Alters. Uiber seinem Grabe liest man die Inschrift:

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, et moriente mori.

In diesen Versen des Cardinal Bembo liegt Geist; es hätte nur Schmerz darin liegen sollen. Warum sagte er mehr als: „*Hic est Raphael*," hier liegt Raphael? Am Morgen hatt' ich die Gemälde des grofsen Künstlers gesehen, mufsten an seinem Grabe nicht Thränen mir ins Auge steigen?

Fünf und vierzigster Brief.

Rom.

Gestern feierte man das Fest des heiligen Ludwig von Gonzaga, die Menge strömte der Kirche des heiligen Ignaz zu, denn Gonzaga war Jesuit. Ich hörte die musikalische Vesper, und besah die Erleuchtung beim Schlufsseegen. Man spazierte in der Kirche umher, schwatzte, lachte, drängte sich um die Orchester. — Jeder Tag im Jahre zählt zwei bis drei solcher Schauspiele, und alle sind gleich besucht.

Nach dem Gottesdienste nimmt man auf dem Corso Eis, man speist in Gesellschaft von Damen, man eilt einem Feuerwerke, einem Balle zu, den ein andächtiger Nachbar der Kirche, oder ein Beschützer des Klosters giebt: die hohen Freunde des Heiligen erleuchten ihre Häuser.

Das Fest des heiligen Ludwig wird mit besondrem Pompe gefeiert. Man hat in Rom die

Jesuiten aufgehoben, an ihren kirchlichen Gebräuchen nichts geändert, sie haben all' ihre Reichthümer behalten.

Die Kapelle des Heiligen ist von nicht ganz römischer, aber von jesuitischer Pracht. Der Altar ist von Silber, mit dem höchsten Kunstaufwande gearbeitet, die Leuchter sind von Lapis Lazuli. Im Vordertheile des Altars ist eine Oeffnung, worin man zur Zeit der Jesuiten Schriften an den Heiligen warf, und izt noch wirft: man bat ihn darinn, diese oder jene Bitte Gott vorzutragen und sie zu unterstützen. Die Jesuiten hatten Italiens Bewohner überredet, der heilige Ludwig besorge das sehr gern, er stehe gut mit Gott, und thue mithin selten eine Fehlbitte. Die heiligen Väter erreichten ihren Zweck, sie drangen in die innersten Familiengeheimnisse ein. — Man hatte des Festes wegen das Altarblatt weggenommen, ich sah selbst in einem Kästchen eine Menge von Schriften. Eine fromme Seele gab eben einen Brief auf diese Post, er hatte die Aufschrift: „Dem heiligen Ludwig von „Gonzaga." Man hatte das „*poste restante*" vergessen.

Die Musik, die zum Theil aus Castraten bestand, aus diesen Maschinenmenschen, die jedes zarte Ohr entzücken, jedes fühlende Herz tief verwunden, hinderte mich nicht, die Kirche zu betrachten. Auf dem Deckengemälde liegt Igna-

zius zu den Füssen des Erlösers. Eine Schaar von Jüngern umgiebt den Heiligen; die vier Welttheile sind unten, Jesuiten in Haufen stürzen, von Engeln geleitet, nach allen Seiten hin, in ihrer Hand flammt Feuer und Schwerdt, um das Evangelium überzeugend zu verkünden. Auf vier Seitenwänden des Doms siehst du Mordszenen aus dem alten Testament.

Sehr merkwürdig ist eine Inschrift in grofsen Buchstaben über dem hohen Altar:

„*Ego vobis Romae propitius ero.*"

Die Jesuiten sind in Rom aufgehoben, und noch steht diese Inschrift.

Die Statüe des heiligen Ludwig, von le Gros, ist ein Meisterstück, der Heilige selbst ist eine schöne Gestalt; die Jesuiten verfehlten diesen Kunstgriff in ihren Gemälden und Statüen nie. Ihr heiliger Stanislaus ist sehr reizend. — Diese Mönche hatten die Bemerkung gemacht, dafs der Jüngling länger und feuriger zu den Füssen einer schönen, lieblichen Madonna betet; sie kannten alle Falten des menschlichen Herzens.

Sechs und vierzigster Brief.

Rom.

Heut früh gieng ich nach dem Kapitole hin. Eine Kutsche fuhr bei mir vorüber, in der zwei

Franziskaner safsen, einer rückwärts, der andere im Hintergrunde; beide hatten etwas zwischen sich, das ich nicht erkennen konnte. Alles blieb stehen und grüfste in tiefster Ehrerbietung. Ich fragte, wem dies gelte. Dem Bambino, war die Antwort, den die heiligen Väter zu einem Prälaten bringen, der so krank liegt, dafs die Aerzte ihn aufgegeben haben. Ich liefs mir diesen Bambino erklären: es ist ein kleiner hölzerner Christus, sehr reich gekleidet. Das Kloster, dem das Glück ward, ihn zu besitzen, hat keine andern Güter. So bald jemand gefährlich krank wird, holt man den Bambino in einem Wagen, denn — er geht nie zu Fufse. Zwei Franziskaner geleiten das Wunderbild, stellen es an des Kranken Seite, und bleiben auf seine Kosten da, bis er stirbt oder gerettet ist.

Der Bambino ist immer auf der Reise: zuweilen schlägt man sich an der Klosterpforte um seinen Besitz, man reifst sich ihn weg. Im Sommer vorzüglich hat er alle Hände voll zu thun, ob er gleich bei der Hitze und der stärkern Concurrenz im Preise steigt; — nicht mehr als billig.

Sieben und vierzigster Brief.

Rom.

Als ich gestern das Pantheon verliefs, gieng ich aufs Kapitol.

Dieser Ort, der die Welt beherrschte, wo Jupiter seinen Tempel, und Rom seinen Senat hatte, von dem einst Roms Adler in alle Theile des Erdkreises flatterten, und siegbeladen zurückkehrten, der Ort, von dem herab ein Laut dem Munde eines Szipio, Pompejus, Cäsars entschlüpft, Nationen durcheilte, um ihrer Freiheit zu drohen, und der Könige Schicksal zu lenken; wo die gröfsten Männer der Republick athmeten, wo noch nach ihrem Tode ihre Statüen mit römischem Ansehen den Weltkreis beherrschten; dieser berühmte Ort hat seine Statüen, seinen Senat, seine Zitadelle, seine Tempel verlohren; er hat nichts behalten, ausser dem Namen, den das Blut und die Thränen so vieler Völker so fest zusammen kütteten, dafs der Zahn der Zeit seine unzerstörbaren Silben noch nicht zerreissen konnte; er heifst noch das Kapitol.

Hier sieht man, was Menschen und Menschenwerke sind, sieht, was das Schicksal vermag. — — Ich suche den Ort, wo die Zitadelle einst stand. — — Der tarpejische Fels ist über drei Viertheile begraben. — — Trost für die Verwüstung, die so viele grofse Denkmale zerstörte, gewährt

gewährt nur das noch dabei liegende Musäum, wo die Päbste einige Trümmer davon sammelten. Davor steht Mark Aurels Bildsäule zu Pferde. Diese Statüe von Erz ist die schönste, die uns von den Alten übrig blieb, das Fufsgestell ist von Michel Angelo. Man hat diese Statüe sehr getadelt, und das nicht mit Unrecht. Das Pferd, ich gestehe es, ist kurz, schwer, dick, aber es lebt, es geht, es bewegt sich.

Acht und vierzigster Brief.

Rom.

Gestern machte ich einen interessanten Ausflug nach der Via Appia. Ich kam durch eine der Vorstädte, einst die bewohnteste, selbst Roms glänzendstes Viertel, izt öde und verlassen. Es hiefs und heifst noch das Velabrum. Diese Gegend der Stadt ist beinahe in den Zustand wieder zurück gesunken, in dem sie Tibull in einer seiner Elegieen malt. Ich setze dir die schöne Stelle ganz her:

Sed tunc pascebant herbosa palatia vaccae,
Et stabant humiles in Iovis arce casae.
Lacte madens illic suberat Pan ilicis umbrae
Et facta agresti lignea falce Pales,
Pendebatque vagi pastoris in arbore votum,
Garrula silvestri fistula sacra Deo:

Fistula, cui semper decrescit arundinis ordo:
Nam calamus cera jungitur usque minor.
At qua velabri regio patet, ire solebat
Exiguus pulla per vada linter aqua.
Illa saepe gregis diti placitura magistro,
Ad juvenem festa est vecta puella die.
Cum qua secundi redierunt munera ruris,
Caseus et niveae candidus agnus ovis.

Aus dem Velabrum kam ich auf die Via Appia, und wandelte dort umher. Nahe bei der Kirche San Sebastiano ist das Grabmal der Cäcilia Metella, Gemahlin des Quintus Cäcilius Metellus Creticus, Tochter des Crassus, der gegen Pompejus Ruhm und Cäsars Glück sein Gold auf die Waagschale legte.

Dies so berühmte Uiberbleibsel aus den Zeiten der Republick, das ein zärtlicher Vater der Tochter stiftete, ist ein runder Thurm; es trägt die Inschrift:

Caeciliae
Q. Cretici F.
Metellae Crassi.

Die Mauer hat von allen Seiten sechzehn Schritte in der Dicke, der Durchschnitt des inwendigen runden Raums ist von zehn Schritten. Hier stand ziemlich hoch eingemauert Metellas Sarkophag: Paul der Dritte liefs ihn in den Pa-

lazzo Farnese bringen, von wo er nach Neapel wanderte. — Die kleine Kuppel dieses Denkmals war gewölbt, sie ist jetzt ganz zertrümmert, eine breite Terrasse lief umher. Am Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts diente dasselbe in Italiens bürgerlichen Kriegen dem Geschlechte der Gartanis, aus dem Bonifaz der achte stammte, zur Schutzwehr gegen die Colonna's, mit denen dieser Pabst häufige Fehden hatte. Die Gartanis nahmen einen Ochsenkopf in ihr Familienwappen auf, weil Ochsenköpfe das Denkmal an einigen Stellen zieren. Dies erwarb ihm auch im Mund des Volks den trivialen Namen: *capo di bove.* Ich streckte mich in Metellas Grab träumend auf den Rasen. Blumen dufteten hier mit buntem Farbenspiel einsam in melankolischer Dämmerung, in des Todes stiller Behausung. Ein Bienenschwarm hatte sich zwischen Ziegeln gebettet, sie trugen in regem Leben Honig ein. Ihr leises Summen, diese feierliche Stille wiegten mich in süsse Schwärmerei. Mein Blick verlor sich in des Himmels unermeſsliches Gewölbe, das in heiterm Blau über meinem Haupte glänzte; purpurne lichtumsäumte Wölkchen seegelten in den ätherischen Lüften: Metellas Name, der Name dieses schönen unglücklichen Weibes mit engelreinem Herzen; und die Vergangenheit stimmten mich zur sanftesten Wehmuth. Crassus Schatten umschwebte

mich stöhnend, er sucht noch unter diesem prächtigen Steinhaufen, in welchem er seinen Schmerz der Ewigkeit weihte, die Asche der geliebten Tochter. — Ich sah die Krieger von diesem Thurme herab kämpfen, hörte der Sterbenden Todesröcheln, der Sieger Wuthgeschrei. In meiner Brust wühlten unnennbare Gefühle, ich verliefs spät am Abend das Grabmal.

Neun und vierzigster Brief.

Rom.

Diesen Abend habe ich keine Zeit ins Musäum zu gehen; ich eile, das Forum zu betreten. — Hier in der Nähe mufs es seyn; es erstreckte sich zwischen dem Palatin, wo Rom entstand, und dem Kapitolin, wo Rom begraben liegt.

Wie! dies das Forum, einst mit Tempeln, Pallästen, Triumphbögen bedeckt; einst der Mittelpunkt Roms und der Welt, der Schauplatz so vieler Revolutionen, die in Rom die Welt umwälzten? Gelehnt an die Mauern, wo die Gesetztafeln aufgehängt waren, auf dem Kerker stehend, wohin Catilinas Mitschuldige zum Tode geführt wurden, auf das Bruchstück einer Säule vom Tempel des Jupiter Stator gestützt, blick ich umher. — — Mein Blick trifft, im weiten Krei-

se irrend, auf Trümmer von Kapitälen, von Verzierungen, von Pfeilern, die gröſstentheils ihre Form und ihre Namen verlohren. — — Er weilt auf sechs Säulen des Tempels der Konkordia, auf dem Fronton des Tempels des Jupiter Stator, auf dem bedeckten Gange des Tempels des Antonin und der Faustina, auf den Mauern der öffentlichen Schatzkammer, auf Septim Severs Bogen, wandelt unter den Gewölben eines Tempels des Friedens, durchläuft die Ruinen von Nero's goldnem Hause, und ruht endlich auf einer korinthischen Säule von weiſsem Marmor, die mitten im Forum frei empor steigt.

Welche Veränderung! — An der Stelle, wo Cicero sprach, brüllen Heerden! — — Was in der Welt Rom's Forum hieſs, heiſst izt das Kuhfeld (*Campo Vaccino.*) — —

Ohnermüdet durchlief ich den Bezirk des Forums, gieng von Trümmer zu Trümmer, von Verzierung zu Säule, von Severs Bogen zu dem des Titus; setzte mich hier auf einen Schaft, dort auf einen Giebel, weiter hin auf einen Pfeiler. Ich fühlte mich groſs in dem Gedanken, Roms Gröſse unter meine Füsse zu treten, und fand Vergnügen darinn, über Rom einher zu schreiten.

Fünfzigster Brief.

Tivoli.

Mit der sinkenden Nacht kam ich hier an. Dichtes Dunkel ruht auf der ganzen Gegend, aber — morgen wird mich die Sonne in Tivoli wecken.

Dort glänzen im blassen Mondenschein die Tempel der Sybilla und der Vesta; des Anio Fluten flimmern in magischer Beleuchtung: die Gebürge starren wie Geistergestalten in den reinen Horizont hinauf — horch, wie der Anio durch die stille Nacht herüber plätschert, wie er über die Felsen herabstürzt, wie die tosenden Wogen sich brechen! Der Mond blitzt im zerstiebenden Schaum, in tausend funkelnden Wassertropfen an den Bäumen; im Wiederschein der Fluten erschimmern die Gebürge, die Klüfte, die schlanken korinthischen Säulen des Vestatempels — von reinem sanftem Lichte umstralt.

Erwache Sonne, ich harre dir sehnend entgegen!

Ein und fünfzigster Brief.

Tivoli.

Der Schlaf flieht meine Augen, ich erzähle euch beim Schein der nächtlichen Lampe meine Reise hierher.

Um vier Uhr Abends fuhr ich in Gesellschaft eines polnischen Edelmanns und eines Arztes von unsrer Nation aus Rom weg. Nach einem Weg von vierzehn Stunden durch die Campagna di Roma, durch Staub, öde Stille und Gräber kamen wir auf die Via Tiburtina. — Plötzlich fiel ein betäubender Schwefelduft auf alle unsre Organe, noch ein paar Schritte, und er hatte uns eingehüllt. Das Erdreich ist schwarz, das Grün der Büsche und Pflanzen, das hier der Lenz hervorzwingt, ist halb vertrocknet, die Feldrose welkt im Entfalten ihrer Blüte; die ganze Vegetation ist erstorben.

Der Schwefelduft war unser Führer, wir gelangten zu einem See von bläulichtem Gewässer. Er siedet, und brausst schäumend auf, wenn man den kleinsten Stein hineinwirft. Auf dem See schwimmen mehrere schilfbedeckte Inseln umher, es sind Erdstücke, die die Fluth weggewühlt hat. — Neblichte Dämpfe steigen aus der Tiefe des Sees, die sich auf der Oberfläche lagern, sie sind tödend: ich sah Vögel drüber hin fliegen, sie stürzten sterbend in die Wellen hinab.

Zwei Unglückliche wohnen bei der Solfatara; so heisst der See. Die Neugierde der Reisenden giebt ihnen Nahrung, Lager und selbst die Möglichkeit, in sinnloser Trunkenheit ihre Lage glücklich zu finden; diese hagern, bleichen,

hinsterbenden Gespenstergestalten verrathen die schrecklichste körperliche Zerrüttung.

Wir eilten bald von der Solfatara weg, und nahten Tivoli.

Am Fufs der Gebürge erblickten wir mehrere Ruinen, unter ihnen ein hervorragendes Grabmal. Es ist ein viereckigter Thurm, eine der Seiten stellt einen Triumphbogen vor, der der Plautischen Familie errichtet ward.

Triumphbogen und Gräber, eine anziehende Zusammenstellung, Ruhm und Tod, Hand in Hand! Endlich langte ich in Tivoli an. Es hat einen Bischof, acht Pfarrer, und 1800 Einwohner, aber weg damit, wo ist der Anio mit seinen Wasserfällen, wo der Tempel der Vesta?

Ich fragte, wo Properz, Cinthia, Zenobia, Lesbia wohnten, wo deine Villa, Vater Horaz, stand. Man zeigte mir das Camaldulenser, das Kapuzinerkloster!

Zwei und fünfzigster Brief.

Tivoli.

Die Sonne ist herauf, geschwind zur Cascade. In stiller Majestät wälzt sich friedlich und langsam der Anio in seinem ebenen gleichen Beete

einher, und bespült an einem Ufer die Stadt, die sich an ihm hinstreckt; am andern Ulmen, deren Schatten sich auf dem Flusse wiegt. Jetzt stürmt er mit wildem Ungestümm: donnernd stürzt er über Felsen hinunter, er schäumt, sprudelt, in tausend Wasserstralen gebrochen, hoch auf; izt hüllt er einen ungeheuren Felsen in seine tobenden Wogen, er flieht, stürzt sich in dumpfem Brüllen hinab und — verschwindet.

In einer Entfernung von hundert Toisen bethauten mich stäubend die gebrochnen Fluten; der Sonnenstral brach sich in Regenbogen auf dem feinen Staubregen.

Aber noch hör' ich die Wogen donnern, ich will sie wieder sehen, man führt mich zu Neptuns Grotte. Eine ungeheure Felsenmasse starrt über der schwarzen Tiefe einer weit gähnenden Kluft hin; ihr Gewölbe ruht kühn auf zwei weiten Arkaden. Durch die Schwibbögen, durch Gewächse und in Gewinden herabhängendes Moos, durch sich kreuzende Regenbogen erblick ich den Strom wieder, er stürzt von neuem auf spitze Felsenklippen, bricht sich in immer wechselndem Spiel, und braust endlich in den Abgrund, um noch einmal zu verschwinden.

Lange horchte ich dem dumpfen Donner der rauschenden Wogen, den tausendfach das Echo nachhallte; die Natur schien schweigend einem ihrer Wunder zu huldigen.

Gähnende Klüfte, über ihnen die kühn hängenden Felsen, theils von der Zeit geschwärzt, theils von langhaarigtem Moose begrünt, andre von Dornen und wilden Pflanzen umrankt; des Gewässers wildes Getümmel, die Streiflichter, die gebrochen auf den Felsen, in den Fluten, in den Blumengewinden spielten; die vom Donner, von der zitternden Luft gescheucht umherflatternden Vögel, deren Töne das Geräusch der Wellen verschlang, — das alles gewährte mir ein paar Stunden der köstlichsten Genüsse.

Horaz, hier schwärmte oft dein Genius, du stimmtest oft hier deine Leier!

Drei und fünfzigster Brief.

Tivoli.

Ich schreibe dir vor den Cascatellen. Da sitze ich seit einer Stunde unter einem Oelbaum aus der Vorzeit, betrachte entzückt die schönen Wasserfälle, und lausche ihrem Getöse.

Ein sehr angenehmer Spaziergang führt aus der Stadt durch ein reizendes Thal, das ringsum Olivenbekränzte Hügel umschliessen, zu den Cascatellen. Ich durchwandelte Matten vom freundlichsten Grün, Blumen umdüfteten mich, und beugten sich unter meinem Tritte: Maulbeeren,

Feigen, Pappeln und Platanen wehten mir Schatten und Erfrischung zu. In den Hainen ertönte der Vögel tausendstimmiges Conzert; weidende Pferde stiegen die Gebürge herab; auf den Gipfeln glänzten Heerden in freundlichem Weiſs, das Silbergeläut der Schellen säuselte in der reinen Luft. Izt erschien hoch auf den Felsen der Vesta und Albunea Tempel; meine Blicke weilten mit süssem Behagen an den schönen Säulen; aber eine sonderbare Aengstlichkeit ergriff mich, ich hätte die herrlichen Tempel von dem Abgrunde zurück drängen mögen, über dem sie so kühn schweben. Malerisch schlingen sich mit dem korinthischen Akanthus Dornengeflechte und Epheuranken um die schlanken Säulen.

Endlich stand ich den Cascatellen gegenüber. Ich ziehe sie der groſsen Cascade, Neptuns Grotte, kurz allen Wasserfällen vor, die ich je sah.

In der Ferne zieht sich, von Gebürgen umschlossen, Tivoli am sanften Abhang eines Hügels hin, den das Grün der üppigsten Vegetation deckt. Reiche Saaten wechseln mit Baumgärten, mit Weingeländern. — Der Fluſs stürmt durch grünende Felder daher, theilt sich in fünf Arme, die auf eine vorlaufende Spitze, und noch immer getrennt, von dieser ins Thal fallen. Sie bilden entzückende Wasserfälle, unten vereinigen sich mit ihnen auf smaragdenem Teppich Bäche, die von allen Seiten herzu strömen.

Sollte nicht Properz hier geträumt, sollte ihn hier nicht die liebende Muse besucht, sollte er nicht beim Funkeln des Abendsterns an Cinthiens schönem Busen hier geschwelgt haben? — Noch sehe ich Cinthia den weichen runden Arm um des Dichters Nacken schlingen, ihn schmachtend anblicken; ich sehe Properz ihr das entzückende Schauspiel zeigen. Izt senkt sich der Schönen feuchter Blick in die stürzende Fluth, in die flimmernden Streifen, die sie im hellen Grün zieht, sie schaut den magischen Regenbogen, der über dem feuchten Moose, über den zitternden Büschen schwebt; stille Seufzer der Sehnsucht heben ihre wallende Brust.

Vater Horaz, hier an den Cascatellen, unter meinem Oelbaum besangst du Tiburs Schönheiten, hier durchströmte dich Entzücken, die Begeisterung, in der du sie der Ewigkeit weihtest:

Me neque tam patiens Lacedaemon
Nec tam Larissae percussit campus opimae
Quam domus Albuneae resonantis,
Et praeceps Anio, Tiburni lacus et uda
Mobilibus pomaria rivis!

An dieser himmlischen Stelle flossen deine Thränen um die Krone, Zenobia; hier betrauerte Lesbia den geliebten Sperling, den Catull verewigte; ihr suchtet Trost in der schönen Natur, im stürmenden Wogengebrause. Reine, balsa-

mische Lüfte spielten mit meinen Locken; von goldnem Gewölke umsäumt, sank die Sonne zur Ruhe, die ganze Natur schien in heiliger Stille ein Fest zu feiern. Bringt, ihr ziehenden Wolken, diese Seufzer der Sehnsucht meiner Gattin, meinen Kindern, all meinen fernen Lieben.

Fanni, Adelaide, Adrian, Leonore, vermögtet ihr meine Wonne zu theilen, könntet ihr auf diesem Rasen mich umgaukeln, sie pflücken die Blumen, die mich umsprossen! Lebe wohl, lachendes Thal, lebe wohl Cascade und ihr stürzenden Felsen, von Moosen und Blüten umrankt! Ich scheide auf immer, mir winkt das heimische Land, aber einst werden eure Schönheiten meine Kinder entzücken.

Dann setzt euch, meine Lieben, unter den Oelbaum, der am Rande jener Kluft, dem Felsen gegenüber, schon Jahrhunderten trotzt: dort safs euer Vater, er umschwebt euch vielleicht in leisem Geisterwehen.

Euer Schäumen, eure erfrischende Kühle, euer Gemurmel, die wechselnden Gefühle, die ihr in mir wecktet, ihr schönsten aller Wasserfälle; diese Lieblingsgegenden des Himmels werde ich selbst im Schoofs meiner Familie, in meiner Freunde Kreis nie vergessen, wenn ich der Marmorgebilde, des Erzes, der gepriesenen Gemälde längst nicht mehr denke.

Vier und fünfzigster Brief.

Tivoli.

Als ich heute früh von einem Spaziergange hierher zurück kam, traf ich Bauern zwischen Säulentrümmern pflügend.

Ich verlohr mich auf einige Augenblicke von meinen Gefährten und wandelte unter zerstörten Säulengängen umher, die einst Marmorpalläste stützten, und nun Olivenpflanzungen tragen.

Unsre Gesellschaft hielt in Tivoli in einem Sibillentempel ein Mahl, das uns Appetit, geselliger Scherz und Blicke in die Vergangenheit, würzten, deren Andenken wir feierten. Uns zur Rechten streckten grünende Hügel sich aus, zur Linken stiegen steile, pittoreske Felsenmassen empor — vor uns des Anio schäumende Fluten; über uns ruhte auf einem Kreise korinthischer Säulen von weissem Marmor das Gewölbe des reinsten azurnen Himmels, an dem sich goldne Wölkgen kräuselten. Wir deklamirten beim Nachtisch um die Wette Verse aus Horaz und Properz; ein reizendes Mädchen aus Tivoli rief uns gleich einer Lichterscheinung die schlanken Gestalten der Vorzeit zurück, sie machte uns alle verstummen. Die blendende Weisse ihrer Zähne wetteiferte mit der Milch, die sie uns brachte; die frischen rothen Lippen beschämten die Erdbeeren im niedlichen Körbgen des Mädchens.

Unsere Blicke, unser Lächeln machten sie erröthen. Beim Donner des Anio, der unsre Worte verschlang, gruben wir unsre Namen in die Säulen des Tempels; unsre Freunde werden sie einst lesen, und sich unsrer erinnern. Ich genoſs eine Fülle der reinsten Freuden, es war einer der schönsten Tage meines Lebens. Aber auf unsrer Erdenreise reichen sich Wonne und Schmerz die Hand, ich muſs Tivoli verlassen.

Fünf und fünfzigster Brief.

Rom.

Gestern Nacht kam auf dem Petersplatze, dem Vatikan zur Seite, Feuer aus; es war um die Stunde, wo Greise und Kinder schlafen, die Unglücklichen und die Muttersorgen noch wachen. Der Brand war fürchterlich, er drohte Rom zu zernichten. Aufgeregt durch einen Sturmwind, stand augenblicklich alles in Flammen. Die Nacht war rabenschwarz, sie machte das Feuer doppelt fürchterlich; mein Auge sah in greller abentheuerlicher Beleuchtung herzzerschneidende Schauspiele, das Wimmern verzweifelter Mütter zerriſs mein Innerstes.

Ich hatte den Abend in der Gegend des Vatikans zugebracht, und gieng nach meiner Woh-

nung auf der Piazza di Spagna: Kaum betrete ich den Petersplatz, da sehe ich Flammen mir entgegen leuchten. Sie hatten schon die Hütte des Armen verzehrt, und schlugen zischend an des Vatikans Marmorsäulen zum Himmel hinauf. Ich war ganz allein, und — ich gestehe es aufrichtig, ich genoſs das schrecklich schöne Schauspiel. Izt erschien ein Jüngling, einen Greis auf den Schultern. Er blickte sorgsam umher, untersuchte ängstlich seinen Weg, trat leise, leise auf, um den Alten nicht zu erschüttern — wen konnte er so tragen als seinen Vater? Der Greis, aus dem tiefsten Schlafe aufgerissen, blickt zerstreut umher, er weiſs nicht, was mit ihm vorgeht, und überläſst sich sorglos dem edlen Sohne. Ein Kind läuft nebenher; weinend, mit gefalteten Händgen blickt es zerstört auf Vater und Bruder hin; eine Matrone, halb nackt, in stumpfer Bewuſstlosigkeit, folgt mit des Alten Kleidern hinterdrein. Lang begleiteten sie meine Blicke, aber izt schüttelten mich Fieberschauer: ein junger Mann klammerte sich, von der Flamme verfolgt, ganz nackt, an die äussere Rahme eines verbrannten Fensters; mit dem Aufwand seiner letzten Kraft hieng er dort an der Mauer, seine Blicke wählten den weniger gefährlichen Ort auf dem Pflaster, um sich herunter zu stürzen.

Beim Glanz einer Feuersbrunst erscheint das Mutterherz im hellsten Lichte. Von einer Te-

rasse

rasse herab, streckte ein Weib ihrem untenstehenden Gatten das theure Pfand ihrer Zärtlichkeit entgegen. Sie neigt sich tiefer, immer tiefer; sie schliefst weinend das Kind zum letztenmal in ihre Arme, drückt es an ihren Busen, an ihre Lippen: aber itzt, itzt — zerschmettert das in seiner Wiege sanft schlummernde Kind, in der Eltern Arm, ein brennender Balken — ich floh von Entsetzen ergriffen. Schon hatt' ich den Platz durchkreuzt, da stürzte aus einem brennenden Pallast ein anderes Weib in reichem Gewande, in köstlichem Schmuck — eine hohe Gestalt, engelschön, von majestätischem Wuchs. Sie führte weinend zwei nackte Kinder an der Hand, das kleinste sah die Mutter weinen, seine Thränen mischten sich mit ihren Zähren, es umfafste zitternd ihre Kniee. Die Schwester, eine entzückende Schönheit, suchte, vor Kälte zitternd, mit ihren Armen, ihren Händen, die jugendlich zarten Formen keusch zu verhüllen. — Arme Mutter, zwei Kinder an deiner Hand, und doch fliefsen deine Thränen! Dir hat die Flamme das dritte geraubt! Allmählig wurde der Platz lebendig, Greise, Kinder, Soldaten, Priester, Reiche und Arme strömten haufenweise herbei. Die Menge wogte einher, wie das Meer, wenn der Orkan es in Wellen thürmt. Schaaren drängten nach der Peterskirche, andere Schaaren strömten heraus, man stürzte auf einander; das Ge-

schrei der Fallenden, der Sterbenden Gewinsel, das Wimmern der Kinder, der Mütter Angstgeheul stieg in wildem Gemische zum Himmel. An mir vorbei trugen auf gekreuzten Säbeln vier Soldaten ein ohnmächtiges Mädchen von rührender Schönheit. Der Flamme Abglanz schwamm auf dem blassen Gesichte, funkelte in den Thränen, die sich unter den langen geschlofsnen Wimpern hervorstahlen, und röthete die bleiche Wange.

Eine schauderhafte Stille, wenn das Toben des Windes nachliefs, lag auf dem ganzen Umkreis; nur erstickte Seufzer, dumpfe Töne der Angst und des Schmerzes zitterten durch die glühende Luft: die Flamme knisterte, zischte; krachend stürzten die Gebäude in Trümmer. Izt erschien an einem Fenster des Vatikans, dicht neben dem Feuer der Pabst, mit ihm Priester und Kreuze. Ein lautes Freudengeschrei erhebt sich, alles liegt auf den Knieen; tausend thränenschwere Blicke, tausend betende Hände erheben sich zum Haupt der Christenheit. Der Pabst betet, das Auge gen Himmel gerichtet; andächtig senkt das Volk den Blick, die Menge betet. Durch die tiefe heilige Stille hin brauste der Sturm, Flammen prasselten, Gebete säusselten im Aufruhr der Elemente zum Himmel; ein herzergreifendes Schauspiel.

Auf den kalten steinernen Stufen einer Kirche knieete eine Mutter einsam; sie faltete die Händ-

chen eines neben ihr knieenden Kindes; in frommer Unschuld legte es sie so kindlich zusammen! Hinter ihnen streckte stehend ein blühendes Mädchen mit fliegendem Haar und zerstörtem Blick im höchsten Gefühl des Schmerzes, vielleicht auch der leidenden Liebe, enthusiastisch dem Pabste die schönen Hände entgegen; zu ihren Füssen safs, dem Vatikan und dem Pabst den Rücken gekehrt, ein Weib, thränenlos, ohne Gebet, die stieren Blicke auf das Mädchen geheftet; ein Kind spielte an ihrem Busen.

Der Pabst hat sein Gebet vollendet, er erhebt sich; alle Blicke hängen erwartend auf ihm. Mit heitrer Ruhe auf der Stirne, Hoffnung in der festen Stimme spendet er Worte des Segens auf das in Staub gebeugte Volk. Noch zitterten des Segens letzte Worte in den Lüften, und schon schwieg der Sturm (sey's Wunder oder Zufall) die Flamme sank, der Rauch stieg in schwarzen Wolken empor, und hüllte das Feuer ein; es verlosch, der Nacht dichtes Dunkel lag wieder auf der ganzen Gegend.

Warum bin ich kein Raphael? *)

---

*) Wer kennt nicht Raphaels *incendio del Borgo?*

Sechs und fünfzigster Brief.

Frascati.

Frascati war einst Tuskulum.

Man wollte mich zu den Villa's Pamphili, Mondragone, Ludovisi führen; ich verlangte nach Cicero's Villa. — Selbst ihre Spuren sind vertilgt, man kennt die Stätte nicht mehr, wo sie einst stand. Ich sah jene Villa's; ihre Wasserkünste, ihre Bäume, ihre Palläste waren mir uninteressant. Die Römer mögen sie preisen, ich habe in Maupertuis Thal erfrischende Kühle geathmet, bin in *pays d'Ermenonville* umhergeirrt, habe auf den köstlichen Plätzchen an der Seine, an der Loire, der Saone, an der Dordogne Ufern in Genüssen geschwelgt, diese Villa's liefsen mich kalt. — Es sind prunkende Palläste, kolossale Steinmassen; sie verlieren allmählig ihre Statüen und Gemälde, mit ihnen ihre Bewohner.

In den Gärten herrscht der bisarrste Geschmack. Üppig strömen helle kristallne Fluthen von den Gebürgen herab; sie müssen, in Röhren und Bassins eingezwängt, kleinliche, gekünstelte Cascaden, Wasserkünste, Fontainen bilden, denen sie Welle für Welle entschlüpfen; ihr Wogenspiel, selbst ihr Murmeln ist berechnet, abgezirkelt. — Du findest hier nicht, wie in der grofsen freien Natur, Ströme über Felsen hinabstürzen, durch lachen-

des Grün sich schlängeln; die Fluthen, die den Dichter begeistern, den Mann von Gefühl in süsse Träume wiegen, die des sinnlichen Epicuräers Schlummer erfrischen; diese Fluthen fröhnen kleinlichen Spielwerken, die nur Kinder belustigen können.

Die Reize dieser Gegenden konnte der Italiener Künstelei nicht zerstören, nicht die romantischen Ansichten verhüllen, sie konnte das lebendige Grün nicht welken machen, das die lachenden Hügel bekleidet; dort weilen die gescheuchten Zephire, das freie Licht der Sonne, und der Vögel liebende Paare.

Von der Terrasse der Villa Mondragone genofs ich eine göttliche Aussicht.

Zur Linken ruht das Auge auf einem Hügel, der den Horizont durchschneidet und durch die Gefilde hingestreckt, sie einem Vorhang gleich verhüllt. — In sanft verlohrnen Wellenlinien neigt sich amphitheatralisch der Hügel ins Thal; seinen Rücken beschatten freundliche Gebüsche, unter denen sich duftende Blumen verstecken. Der Oelbäume blasses hängendes Grün, hoch aufstrebende düstre Cypressen, und dunkle Piramiden von Pinien krönen den Gipfel; am Fusse blühen in buntem Gedränge, Sträucher von allen Farben, von allen Schattirungen, sie bilden, von Winden (*convolvulus*) umschlungen, eine dichte

malerische Wildnifs. Zur Rechten siehst du den See Regillus, an dessen Ufern die Römer zum erstenmal siegten, Tivolis ferne Höhen, wo Catull und Lesbia liebten; siehst die Felder, die der graue Kato pflügte, Lukulls Gärten in Sümpfe verwandelt und die Stellen, wo Cicero dachte.

Grade vor mir umfafsten meine Blicke die Campagna di Roma, die lichte Bahn der Sonne; über mir des Himmels ungemefsne Räume, am fernen Horizont Rom, die Appenninen und das Meer in einem grossen Gemälde.

Sieben und fünfzigster Brief.

Rom.

Es war den Künstlern des Alterthums leichter, als unsern neuern, Götter und Helden zu bilden, sie lebten in der Fabel goldnen Zeiten. Von der Wiege an vertraut mit den idealischen Geburten der Mithologie, erkannten sie jede an ihrem Gewande; ihrer Seele waren tief die Namen eingeprägt, sie hatten die lebenvolle Sprache der Allegorie ganz inne. Die Gewohnheit dieser Bildersprache machte es ihnen zum Spielwerk, sie mit dem Meisel, mit dem Pinsel, mit der Feder, auf Papier, auf Leinwand, in Erz auszusprechen. Vorurtheile und Jahrhunderte stellten sich

wie Riesengestalten zwischen die Bürger der Fabelwelt und unsre neuern Zeiten; Sitten, Verfassungen änderten sich, die stralende Fackel der Christenreligion zerstreute das Dunkel der Vielgötterei, die Bewohner des Olympus entflohen. — Nur in weiter Ferne, in den Gebilden der Vergangenheit vermochten die Künstler neuerer Zeiten noch die Göttergestalten zu schauen, ihr ungeübter Blick wufste die Gewänder von den Formen nicht mehr zu sondern, sie mufsten das Costüme der Gottheiten nur errathen. Verlegenheit ergreift sie, so oft sie des Alterthums Fabelwelt auffafsen, darstellen wollen. Den Alten erschienen die Götter in schöner Wirklichkeit, die neuern müssen sie vor ihr geistiges Auge rufen; jene sahen ihr stralendes Antlitz, diese können es nur erträumen, sie müssen den zerrifsnen Schleier der Fabel wieder ergänzen.

Die alten Künstler konnten sehr oft bei Festen, bei Spielen, bei Kämpfen das Nackte in der Natur sehen. Clima und Sitten zwingen die Nuditäten in unsern Zeiten, die Blicke zu fliehen, *) sie lassen sich nur selten von dem Künstler überraschen, und — dann trotzen sie der Sittlichkeit, oder dem Clima. Keusche Schaam verhüllt un-

*) Düpaty schrieb im Jahre — 1785.

sern Blicken alles Nackte, und entschädigt uns durch ihren Zauberreitz.

Die Künstler, deren Werke wir noch bewundern, lebten in dem Lieblingsklima des Himmels, wo Schönheiten in reicher Blüte entsprofsten: Religion, Sinnlichkeit, der Sitten Ungebundenheit, alles huldigte der schönen Göttin von Paphos; körperliche Reitze galten statt moralischem Werth, die Kunst war der Schönheit, wie dem Ruhme geweiht.

Dies waren meine Reflexionen, als ich gestern ein paar Zeichnungen des Herkules von zwei jungen Künstlern sah.

Sie haben da, sagte ich einem von ihnen, einen ungewöhnlich grofsen Körper mit starken Armen, Schenkeln und Waden, mit einem ungeheuren Kopfe gezeichnet; das sollte Herkules seyn? — Es ist ein Kolofs.

Und Sie, wendete ich mich zum andern, Sie suchten ihren Herkules in dieser Stellung voll Körperkraft, in dieser ausdrucksvollen Handlung, in diesem männlichsten, nervigsten aller Körper? Ihr Herkules könnte eben so gut ein Ringer seyn.

„Gut, so sagen Sie uns dann, wie wir Her-„kules bilden mufsten?"

Vor allem das nothwendigste, simpelste, was so allgemein übersehen wird: Sie mufsten, eh'

Sie Ihr Werk begannen, wissen, was Herkules ist.

Fragen Sie die Geschichte der Götter und Helden, fragen Sie die Fabel; lebendige Kraft spricht sich in Herkules Geburt, seinen Arbeiten, Thaten, in seinem Tode, seiner Unsterblichkeit, in der ganzen Persönlichkeit aus, in der er als Jupiters Sohn Tyrannen und Ungeheuer besiegt, den Atlas auf den Riesenschultern trägt, zu Omphalens Füssen strickt, selbst in der Verbindung mit Hebe. Kurz, sie athmet in seinem ganzen Wesen, jene Kraft, die, als belebendes Prinzip der wirkenden Natur, Sphären in ihren Kreisen bewegt, Thätigkeit in jedem Wesen weckt, die nur unter der Schönheit Allgewalt sich schmiegt, nur mit der Jugendgöttin sich verbindet. Fragen Sie, fuhr ich fort, den Genius der Allegorie, wie in ihrer Sprache dies abstrackte rein göttliche Wesen bezeichnet werden mufs, wenn es uns in der Wirklichkeit erscheinen soll. — Er wird Ihnen antworten: einen Herkules mufs die höchste menschliche, b e i n a h e übermenschliche Kraft, charakterisiren; er wird Ihnen zeigen, dafs diese hohe Kraft nicht in den entwickeltesten Formen sich äussert — in diesen liegt nur Gröfse — nicht in dem Umfang, in der Dicke der Glieder, denn darin liegt nur Körpergewicht und Masse — auch nicht in rohen, scharfen Zügen, diese verrathen nur Wildheit: selbst in der kräftigen Spannung der Muskeln dürfen Sie Herkules nicht suchen,

sie verräth nicht Stärke, nur Anstrengung. Die Kraft werde durch reges Leben bezeichnet, das in harmonischer Fülle alle Glieder durchströmen, in den entwickelten, sanft verschlungenen, tanzenden Adern unter der Oberfläche des Körpers hinspielen mufs. Lassen Sie uns Herkules Statüe bilden: erst gehe aus dem Marmorblock ein Körper hervor, nicht alt, nicht jung, aber reif, in voller unentweihter Männerkraft; grofs, stark, sehnigt, aber nicht Kolofs, nicht schwer. Da steht er vollendet; aber an ihm stralt die Schönheit des Heroen, des Olympiers Göttlichkeit noch nicht. Izt verlassen wir die Natur an der Hand der idealischen Schönheit, wir ordnen, wägen, vertheilen alle Glieder des schönen Körpers in die vollendetsten Verhältnisse; wir verschmelzen die straffen, schwellenden Muskeln, ebnen die strozzenden sich durchkreuzenden Adern. Uiber des Körpers ganze Fläche hin ziehen wir durch eine Folgenreihe schwindender Abstufungen, eine hüpfende und doch sanft wallende Linie, die in jedem ihrer Ruhpunkte eine Form stark bestimmt und wo sie flieht, leichte Umrisse zurück läfst. Aber die gröfste Schwierigkeit bleibt uns noch zu besiegen, der Gott mufs in Handlung seyn.

Eine schwere Wahl, rief der jüngere Künstler voll Feuer, wie unter der Summe von Arbeiten und Thaten wählen, die sich in Herkules Leben als Glieder einer Kette aneinander reihten? Er

ersticke die Hidra, er schleudre einen Riesen zu Boden, zerreisse einen Löwen, keiner dieser Momente wird den Gott ganz darstellen.

Halt junger Mann, Herkules darf in keiner seiner Thaten handelnd erscheinen, sein Körper allein mufs sie alle verkünden; schon sein Arm mufs Tirannen und Hydern bang erbeben machen. Jede Kraftäusserung würde Anstrengung, würde Menschheit verrathen, das fühlen Sie doch wohl? Der Meisel hat der Kraft höchste Fülle dargestellt, izt mufs er noch zeigen, wie natürlich, das heifst, wie göttlich diese Fülle ist. Dies kann weder durch der Formen vollendetere Entwicklung, weder durch Kraftäusserungen erreicht werden, nur durch Contraste. — Diese lassen das nur angedeutete erst in vollem Lichte glänzen; sie machen die einzelnen Wesen aus des Raumes monotoner Fläche hervorspringen, bestimmen, erhellen sie, und geben ihnen Selbstständigkeit. — Ohne Contraste würde im Universum nur ein ermüdendes, ewiges Einerlei herrschen. In dieser hohen Gestalt mufs der lichtvollste Contrast blendend stralen. Stehend, alle Adern, alle Muskeln in Ruhe, die Brust geebnet und stille, die Füsse nachlässig übereinander gelehnt, erscheine der Gott; der linke Arm stütze sich auf eine Keule; die Rechte, die eben den Drachen der Hesperiden erstickte, halte hinterwärts drei goldne Aepfel. Auf dem nervigten,

biegsamen Halse mufs stolz das edle Haupt zum Himmel ragen; anmuthig senke es sich etwas zur Erde. Heitre Ruhe throne auf der hohen Stirne, Majestät in jedem Zuge; stiller Friede seines Geistes und der Welt müsse in den gesenkten Augbraunen wohnen, Träumen im Blicke, und holdes Lächeln auf den Lippen. Halt ein Meisel! Dieser Marmor ist Herkules.

Ha! das ist der Farnesische, riefen beide Künstler. — „Sie haben Recht, er ist's, es ist dies un„sterbliche Denkmal des griechischen Meisels."

Geist, tiefes Gefühl, Genialität mufste in dem dichtenden, weisen Künstler walten, der den kühnen Gedanken fafste, mit der Schönheit, diesem höchsten Zweck der Kunst, nicht Zärtlichkeit, nicht Jugend, Unschuld, Stolz, Schmerz, diese Schwestern, die sie erhöhen, adeln, himmlischer, anziehender machen, zu gatten; sondern die Kraft, die uns für der Schönheit Feindin gilt. — Konnte diese Kraft besser aufgefafst, richtiger von Anstrengung, von Stärke gesondert werden, als in des Künstlers treflichem Erzeugnifs? Leben schwellt jede Muskel, keine ist gespannt; der Körper ruht nicht, er ist nur in Ruhe; er stützt sich nicht, die Keule stützt ihn; der Kopf ist nicht kolossalisch, nur die Arme sind kräftiger. Eine höhere Bewunderung erregt das tiefe Studium, die kluge Wahl in diesen Contrasten. Der Künstler fühlte, dafs Ruhe, Sanftmuth, Lä-

cheln, mit Kraft, mit Macht, mit Majestät am hellsten kontrastiren.

Kein Meiselschlag an dieser Statüe der nicht ächtes Genie athmet.

Acht und fünfzigster Brief.

Rom.

Heute sollst du von den lieblichen Blüten hören, die jeder Welttheil anbetet, in deren Nähe des Jünglings Pulse stürmen, die Phantasie des Mannes sich entflammt, wenn sie für alles übrige stumpf und erstorben ist; von den Blüten, deren Andenken selbst dem Greis im Lehnstuhl eine süsse Thräne, ein behagliches Lächeln entlockt; ich will von den Weibern, von den Römerinnen dir erzählen. Die Schönheit ist hier in Rom wie in der übrigen Welt, ein seltnes Kleinod. Mutter Natur verfehlt bei Roms Weibern nur zu oft jene hinreissende, sanfte Harmonie zwischen Colorit und Formen, die der Mann beim schönen Geschlechte ersehnt. Nur in den Umrissen des Gesichts und in den Händen findest du hier weibliche Schönheit, die Taille ist nicht bestimmt, der Busen nicht vollendet; die Füsse sollten die Römerinnen verbergen. Gedeihen ja auch nicht alle Blumengattungen in jedem Erdstriche!

Dagegen sollen die Schultern die schönsten in der Welt seyn — ob das darum so heifsen mag, weil sie mehr gezeigt werden? Vielleicht verschönert sie auch die Fülle, die sie sehr früh gewinnen.

Dem sey, wie ihm wolle, schöner konnte die Natur Stirne, Augen, Nase, Mund, Kinn, Ohren, und Nacken nicht vereinigen; jedes ist an seiner Stelle, in den reinsten, sanftesten, regelmäsigsten Formen ist jedes Theilchen vollendet, das Ganze bezaubernd, Lilien und Rosen im feinsten Gemische; das Roth auf diesen Wangen ist entzückend — du glaubst die Mädchen immer erröthen zu sehen.

Ein schöner Römerkopf reifst dich hin, er spricht die zartesten Gefühle des Herzens an; ein Blick fafst ihn auf, um ihn nie zu vergessen. — Indessen die Natur weicht nie aus ihrem Gleichgewichte; sie schenkte Roms Bewohnerinnen grofse unvergängliche Züge, glänzende Schönheit, die Bewunderung und Staunen erregt; sie versagte ihnen die bezaubernde Grazie, die Liebe erweckt. Belausche Tage lang diesen Mund, diese Augen, du findest nur einen Blick, nur ein Lächeln; die immer heitre Stirne glänzt nie von Wonne, nie umwölkt sie der Gram; kalt und unbeweglich schweigen ewig diese vollendeten schönen Züge, sie spielen nie in sanften Wallungen, von Zärtlichkeit oder süsser Rührung be-

wegt. Vielleicht kann das zärtliche, das tief fühlende Weib nicht vollkommen schön seyn. Das Gewühl der Empfindungen muſs die anmuthigen Verhältnisse in den Zügen allmählig zerstören — die Schönheit entflieht, um dem Charakter Platz zu machen. Ein weibliches Wesen hier in Rom zu finden, das interessirt, das zum Herzen spricht, in dessen Gesichte Seelenausdruck wohnt, ist die höchste Seltenheit; aber die schönsten weiblichen Hände sah ich in Rom. Früh und schnell entfaltet sich hier die Blüte weiblicher Reitze; sie knospt nicht. Die fünfzehnjährige Römerin ist schon vollendete Schönheit, allein ungepflegt durch Bewegung, durch zu vielen Schlaf im Aufkeimen erstickt, verliert sie bald durch zu groſse Fülle; Züge und Formen leiden durch zu vieles Fleisch, das sie verunstaltet Allein eben dieser übervollen wollüstigen Weichheit, die so bald der Schönheit gefährlich wird, verdanken die hiesigen Weiber die schönen Schultern, die sie mit stolzer Eitelkeit den Blicken so frei darbieten. Auch das zu eingeschloſsne, häusliche Leben der Römerinnen macht ihre Schönheit früher verwelken. Die Schönheit gedeiht, gleich allen Kindern Floras, nur in reiner Himmelsluft, sie dürstet nach den Stralen der alles belebenden Sonne.

Noch ein paar Worte von der Stimme der Römerinnen, von einem der edelsten Theile des

Weibes. — Sie ist, wie ihre Gestalt schön, aber ohne Seele; zuweilen stürmt in ihr der Leidenschaft Toben, nie erklingen ihre ächten rührenden, herzeindringenden Töne. Der Gesang der Römerinnen entquillt nicht ihrem Herzen, aber in dem meinigen verhallt er nie. Doch giebts Ausnahmen von allem Tadel, den ich hier äusserte. Ich kenne drei, Therese, Rosalinda, und Palmire P. . . . . Sie verleben ihre Tage in ihres Vaters Hause in stetem Umgang mit Fremden, und — ihre individuelle und Geschlechts-Coketterie findet immer freien Spielraum.

Therese ist Armida in Mignatüre, Palmira wäre Erminia, — zu Erminias Zeiten geworden. Rosalinde hat von den Schönheiten aller Länder-etwas. Die leiseste Bewegung ihrer Lippen, ihrer Augen, jeder Blick, alles an ihr ist Grazie. Die drei Schwestern sind voller Talente. Sie tanzen — so üppig, so grazienhaft, und singen mit so viel Ausdruck. — — Genug über die Schönheit der Römerinnen, trinke nicht lange den Duft der Rose, dein Finger weile nicht auf des Veilchens weichem Flaum.

Neun und funfzigster Brief.

Rom.

Die Italiener bewahren mit liebender Sorgfalt, nicht aus Neigung, nicht aus Ehrfurcht;

aus — Geitz jede Trümmer des Alterthums, wie der Bettler seine offene Wunden. — Denn diese Trümmer sinds, die der Fremden buntes Gewühl aus allen Welttheilen nach Italien zieht, um dies Land mit ihrer Neugierde zu füttern. Eine eigne stolze Empfindung befiel mich, als ich in einem Mausoleum Augusts auf der kalten flatternden Asche einherwandelte, die vor zwei tausend Jahren, als Oktavius die Welt zittern machte. Dieser prachtvolle Tempel des Todes hatte viele Gemächer, für jedes Glied aus Augustus Familie ein eignes. Auf das Mausoleum wurde ein Theater gebaut, in dem zuweilen Thiergefechte gegeben werden. Löwen brüllen, wo sonst nur des Todes Schweigen wohnte.

Der berühmte Obelisk, der mit so ungeheurem Aufwande, mit der grenzenlosesten Mühe vom Nil an der Tiber Ufer wanderte, welcher ganz mit Hieroglyphen bedeckt war, deren Schlüssel vielleicht auf immer verlohren ist, liegt izt, einem Leichnam gleich, im Winkel, bedeckt von Staub und Schutt, und von der Zeit zernagt. Einst streckte er in der sieben Berge Mitte das stolze Haupt hoch in die Lüfte, er war von der Sonne beglänzt, für ganz Rom das Maas der Zeit. Das Piedestal liegt gesondert nicht weit davon. „*Senatus, populusque* „*Romanus*" und „*Urbanus pontifex maximus*" stehen da dicht untereinander — eine unförmliche

Brücke über der Kluft, in der Jahrhunderte modern.

Von Trajans Forum ist nur die Säule noch übrig, die das Bild des edlen Kaisers der anbetenden Welt zeigte. Sie steht noch unverletzt in ihrer Gröſse da, nur trägt sie eine Kleinigkeit — statt Trajan den heiligen Petrus. Das Piedestal der Säule ist herrlich, es ist mit Helmen, Panzern, Schwerdtern und andern Trophäen geschmückt. Den Schaft zieren Trajans Thaten; der Gestalten sind vielleicht tausend *) und alle voll Leben und Ausdruck in Formen und Stellung. — Dieser Säule gröſste Zierde, die alles andre an ihr verdunkelt, ist dein Name Trajan!

Auf dem Quirinal, oder dem Monte di Cavallo, dem Pallaste des Pabstes gegenüber, stehen zwei herrliche Rosse von Marmor, zwei Sklaven **) als Führer ihnen zur Seite. Die Pferde leben, die Gruppen sind tief gedacht und von Meisterhand ausgeführt. Unter einem der beiden Piedestals steht die Inschrift: „Phidias Werk,"

*) Stolberg zählt dritthalb tausend menschliche Gestalten, die Thiere — ungerechnet.

**) Wie konnte der fein fühlende *Dupaty*, mit seiner glühenden Phantasie, hier die Dioskuren und zwar von Phidias und Praxiteles Hand verkennen, und — zu Sklaven erniedrigen?

unter dem andern „Praxiteles Werk," und diese modernen Inschriften zwingen dem Reisenden kein Lächeln ab.

Sklaven die Jünglinge dort mit diesen Häuptern, diesen Armen, diesen Körpern? Als Sklaven erregen sie Staunen. — Dieser stolze Renner, frei von Stange und Gebifs, schnaubt, wüthet, steigt; wie zähmt ihn der Sklave? — durch einen Blick.

Sechzigster Brief.

Rom.

Du wünschest die Liebe unter den Römerinnen zu kennen? Klima und Sitten legen in Rom der Liebe keine Fesseln an, Vorurtheile erhöhen ihren Werth nicht, keine Moralität — keine heilige schöne Empfindung veredelt, kein Zwang nährt sie. Alles was die Liebe zum höchsten Erdenglück, zu der Tugend reinsten Genüssen erhebt, das kennt die Römerin nicht. — Die edelste Tochter des Himmels ist hier nur Gesellschaftsdame, welche Laune, Trieb nach Thätigkeit, nach Unterhaltung miethen und bald wieder verabschieden. Nur kurze Zeit ist Liebe der Römerin Bedürfnifs; sie liebt, wenn sie kaum zur Jungfrau reifte, und bald welkt die zu früh entknospte Blüte.

Der Schleier des Geheimnisses umhüllt hier nicht der Liebenden trautes Kosen, die Ergüsse ihrer Zärtlichkeit. Von Liebe spricht man in den Conversazione's wie vom Wetter, wie von eines Fremden Ankunft, von einer Prozession. Man tändelt den Töchtern Liebe vor, während die Mutter ihre Galanterien erzählt. Von Müttern zu hören: „meine Tochter ifst nicht, schläft „nicht, sie ist verliebt," ist etwas so gewöhnliches, als „meine Tochter hat das Fieber."

Ich sah Priester mit jungen Mädchen tanzen, man fand darin kein Aergernifs, nicht einmal eine Lächerlichkeit. In Rom findest du zwischen Geschlechtern, Ständen, Altern, keine Scheidwand des Costüms, der Anmassungen, des Wohlstandes. Ein alter Graukopf, ein Officier, ein Kardinal plaudern im Finstern mit einem Mädchen, und — von Liebe.

Die Sprache ist in Rom so frei, als das Klima mild; wenn du ein Weib nur sprechen kannst, dann sagst du ihr alles. Indessen sind im allgemeinen die römischen Mädchen vorsichtig, fast alle bringen zum Altar nicht die Unschuld ihres Herzens, aber jene des Körpers, die der Italiener sehr hoch schätzt. Sie üben schon sehr früh, unter der Mutter Augen, den empfangenen Unterricht, die Kunst, — einen Mann zu haschen. Aber, da die Männer auf ihrer Hut

sind, so spannen die guten Kinder die Netze oft vergebens aus, bis sich denn endlich einer fängt. Indessen sie bieten alles auf, um ihren Zweck zu erreichen. —

Die öffentlichste Galanterie befleckt hier den Ruf eines Weibes nicht, denn der Römer sagt, nur die Häſsliche ist tugendhaft, das schöne Weib ist Cokette, sie liebt.

Umsonst würdest du die reine, hingebende Zärtlichkeit bei den Römerinnen suchen, deren himmlischer Zauber über dem Bunde zweier Liebenden waltet, umsonst der Liebe erhabene Opfer und, — die Simpathie, die Schmerz und Wonne theilt. Venus Urania weilt unter ihnen nicht. Jenes angenehme freundschaftliche Verhältniſs, das der Liebe ähnelt, das zuweilen an ihre Stelle tritt, ist hier beiden Geschlechtern ganz fremd.

Ein und sechzigster Brief.

Rom.

Da stehe ich vor der Quelle, die in Roms Schicksalen eine so merkwürdige Rolle spielte. Hier lauschte Numa dem Götterlispeln der Najade, hier plätscherten Jahrhunderte später, unter den Kaisern, die badenden Jungfrauen der Vesta. —

Der düstre heilige Hain ist nicht mehr, der Fontana Egeria in seinen Schatten hüllte, der sie vor der Winde Brausen, vor Menschen und Thieren schützte. Nicht Egeria begeisterte hier den weisen König; dieser kristallnen Fluthen Geflüster, die schauerliche Kühle, dies heilige Schweigen waren die Geisterstimmen, die ihm tönten.

Auch ich fühle mich begeistert, unbeschreiblich heiter, glücklich in deiner Nähe Egeria! Aber unter frischem Grün, unter Veilchen und Geisblatt, unter sich wölbendem Hagedorn magst du geschwätziger gewesen seyn, als unter dem Marmorgewölbe, das dich einzwängte. Frei und ungefesselt, rieselt, schäumt, schlängelt sich izt die Quelle durch klaren Sand, durch Moosgeflechte, über Marmor, durch Säulentrümmer hin. Dornen, Epheu und wilder Wein ranken um die halb zertrümmerte Marmorhalle; leichte Weste spielen in den flatternden Gewinden, deren Schatten die Quelle gaukelnd umschwebt. Die korinthischen Kapitäle, die einst kühn zum Himmel strebten, die Erde zu erdrücken schienen, liegen zertrümmert im hohen Grase: Nesseln wuchern am schön geschlungenen Akanth.

Noch einen Blick liebliche Quelle, und diesen Abschiedskuſs. Nicht hier in dieser todten schweigenden Wüste, in Arkadiens Gefilden solltest du rieseln, deine Silberwelle würde Heerden trän-

ken, an deinem Rande würden Schäferlieder tönen und Schäferinnen die sinnend Blumen opfern.

Mögen andre von Roms Gemälden, Statüen, Münzen, von seinen Naturerzeugnissen erzählen, ich schildere die Gefühle, die Ideen, die im Schatten grauer Säulen, am Fuſse hehrer majestätischer Triumphbogen, in zerstörter Gräber Dunkel, am bemoosten Rand der Quelle die innersten Tiefen des Herzens erschüttern.

Setzfehler.

Seite 24. letzte Zeile, statt von Sera, l. Sera.
— 48. Zeile 8., statt sieh, l. sich.
— 54. Zeile 8., statt Msnschen, l. Menschen.
— 61. Zeile 2., statt gakauft, l. gekauft.
— 85. Zeile 15. 16., statt Dolocs, l. Dolces
— 88. Zeile 16., statt Hain, l. Hein.
— 94. Zeile 2., statt Giorganos, l. Giordano's.

Inhalt

der ersten Sammlung.

Inhalt.

Inhalt.

Seite

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.



Blüten aus Italien.

Zweite Sammlung.



Darmstadt 1808.

gedruckt u. verlegt bey L. C. Wittich.

à L'aVgVste soVVeraIn

saCré

par ses sVjets.

LoVIs, Votre regne à Vos sVjets
assVre Le bonheVr

IL n'y a qVe La beLLe LoVIse,
qVI VoVs en raVIt Le CoeVr

et, partageant, VoVs en offre La
MoItIé.

Vorrede.

Die günstige Aufnahme, welche die erste Sammlung dieser Blüten in mehreren Zeitschriften, unter andern in der Zeitung für die elegante Welt und in dem Morgenblatte gefunden hat, bestimmt mich, bei dem Erscheinen der gegenwärtigen zweiten Sammlung mich zu nennen. Zugleich will ich, um Collisionsfälle zu vermeiden, erklären, dafs es von der Aufnahme dieser zweiten Sammlung abhängen werde, ob ein gröfseres eigenes Erzeugnifs unter dem Titel: „An„sichten des Mains und des Odenwaldes" der Hand des Publikums übergeben werden soll. Diese Arbeit wird ein Gegenstück zu den bei Wilmans erschienenen Ansichten des Rheins bilden, und meh-

rere Hefte mit Kupfern in sich fassen. Das erste Heft ist seiner Vollendung nahe. Ich darf mir zwar nicht schmeicheln, in der Bearbeitung meines Gegenstandes die blühende, ächt malerische Darstellung und die sinnige Schwärmerei des liebenswürdigen Verfassers, oder ich mögte sagen, Dichters, der Ansichten des Rheins zu erreichen. Allein die gänzliche Unbekanntschaft der so interessanten Gegenden des Mains und des Odenwaldes, und die gröfsere Seltenheit der Quellen ihrer Bearbeitung, geben mir die Zuversicht, ein, jener Ansichten nicht unwerthes, Seitenstück zu liefern.

Darmstadt den 1. des Christmonats 1807.

v. Haupt.

Zwei und sechzigster Brief.

Rom.

Die Villa Borghese vereint eine Masse von Schätzen und Schönheiten. Es wimmelt da von Säulen, von Wandpfeilern, Vasen und Ornamenten in Alabaster, in Marmor, Bronze und Porphir — zu viel Pracht ermüdet und verhüllt das Schöne. Ich soll über eines Weibes Schönheit richten — weg dann mit Diamanten und Gewändern, ich muſs sie wenigstens sehen können.

Durch all' das Gold, durch Porphir und Marmor habe ich mich endlich zu einem Curtius durchgewunden.

Der Held und sein Roſs stürzen würklich, man wendet ängstlich den Blick ab. Das Roſs kämpft mit dem Aufwand aller Kräfte gegen seine eigne Schwere, die es hinabreiſst — es schaudert, es zittert vor dem Abgrunde zurück. Curtius, vom Feuer hoher Resignation entflammt, eilt dem Schlunde zu, er stürzt sich in die

qualmende Tiefe. Das Erliegen phisischer Natur und der Triumph des Göttlichen im Menschen im bewundernswerthen Contraste! Zu deiner Büste, Mark Aurel! Deine schöne Seele will ich in ihrem Spiegel, in deinem Gesichte lesen. — Ja diesen melancholischen Zug mufste er haben, denn er strebte voll warmer Liebe, Menschen zu beglücken, und — er kannte sie.

Die Büste ist ganz vollendet, der Meisel verweilte gern auf jedem kleinen Theile, er bildete Mark Aureln. Guter Fürsten Züge zu betrachten, beut dem Herzen hohen köstlichen Genufs, es schwelgt in Wonne und glaubt sich den Olympiern nahe.

Im Farnesischen Herkules stellte die Kunst die höchste Summe von Kraft dar, welche im Menschen wohnen kann, im Borghesischen Fechter den höchsten Aufwand von Stärke, im Moment ihrer Aeusserung.

Man fühlt, der entscheidende Streich ist schon gefallen, des Gegners Tod wohnt in diesem Blick. — Die drei Linien von Marmor, in denen der ganze Fechter eingeschlossen und ausgespannt ist, sind sehr weise gedacht.

Apollo, Daphnen verfolgend, ehrt Berninis Meisel. Der Leiergott erreicht sie, aber schon ist sie ein Lorbeer. Die flatternden Haare sind Blätter, die Zehen der niedlichen Füsse Wur-

zeln; der schöne Busen verschwindet unter harter Rinde; in junge Zweige sind die jugendlich schönen Arme verwandelt. Du glaubst Apollos Haar vom Winde bewegt — glaubst die rührenden Worte zu hören, die ihm Ovid in den Mund legt: „Daphne! verwunde den Fuſs nicht „auf den harten Kieseln, fliehe langsamer, Grau„same, ich will dich langsamer verfolgen!"

Die zartesten Saiten meines Herzens sind bewegt, ich bin zu tief gerührt, um länger zu bewundern, selbst um länger zu betrachten.

Drei und sechzigster Brief.

Rom.

Heute Morgen gieng ich zu einem Buchhändler, und fand dort mehrere unserer guten neueren Werke. — Büffons groſses Gemälde der Natur, das Werk über alte und neue Sternkunde, in welchem tiefes Studium und Genie der Beredsamkeit das groſse Geheimniſs des Weltensistems anvertrauten. Da war ferner die durchdachte, humane Geschichte von Frankreichs und Albions Wettkämpfen, die Uibersetzung der Geschichte Carls des fünften von einer Hand, des Originals fähig. — Die rührenden Dramen Melanie und Philoktet, die uns an Racine erinnern, Sophokles uns wieder schenken. Ich fand auch

den beredten Belisar, welcher Völker die Könige beklagen, Könige, Mitleid gegen ihr Volk lehrt; ferner das Gedicht über die englischen Gärten, ein Erzeugnifs französischen Geschmacks; die Monate, welche ewig den Freund der Natur und der Poesie entzücken werden — das Gedicht über die Jahrszeiten, in denen du sie würklich findest, endlich das grofse Geschenk für alle Staaten: Uiber die Verwaltung der Finanzen.

Ich besuchte P. J. . . . . mit Recht berühmt durch Geist, Kenntnisse und Charakter. Er hat viele Neider und — verdient sie. Sollte der Neid nicht bei kleinen Geistern „ihres Nichts „durchbohrendes Gefühl —" bei grofsen Köpfen, der Widerwille seyn, etwas Gleiches neben sich zu wissen?

Vier und sechzigster Brief.

Rom.

Ich sah ein Gemälde — Erminiens Ankunft bei den Hirten, von Guercinos Hand. Lafs es uns mit jenem vergleichen, das Tassos Feder entwarf, sie sind sehr verschieden.

Erminie, von Schrecken und Liebe gefoltert, war im schauerlichen Dunkel der Nacht lang im Walde umhergeirrt; Schmerz und Hunger besiegen sie, sie streckt sich auf den harten Boden

und sinkt in die wohlthätigen Arme des Schlummers.

Das tausendstimmige Conzert der Waldbewohner, mit dem sie des Stralengotts Vorläuferin begrüfsen, erweckt Erminien — sie horcht ihm — Thränen entstürzen ihren Augen. Izt ertönen Hirtenstimmen und Schalmeien, die Töne dringen mit Zaubermacht in die innersten Tiefen ihres Herzens. Schon fliefsen Erminiens Thränen nicht mehr; sie erhebt sich, sie nähert sich zögernd den Stimmen. Ein Greis sitzt, von blühendem Gebüsche umschattet, unter einer Platane; er flicht einen Weidenkorb; zwei Hirten und eine Hirtinn kürzen ihm mit einem ländlichen Gesange die Arbeit. — Helm und Waffen, eines Kriegers schimmernde Gestalt schrecken die Hirten, sie verstummen; Erminie nimmt den Helm ab, der Hirten Furcht ist verschwunden. Die Kriegerin nähert sich und spricht mit einem holden Zauberlächeln: „fahrt fort, ihr „Glücklichen, euch liebt der Himmel, singt, „arbeitet; diese Waffen sollen euren stillen Frie„den, eure Gesänge, eure Arbeiten nicht stören." Schmerzliche Thränen befeuchten bei den Worten Erminiens sanftes Auge, und benetzen den schönen Busen. Du erkennst Tassos Meisterhand?

Auf Guercino's Leinwand siehst du Erminien im dichten Walde, sie hat den Helm abgenommen; zwei Kinder haben sie auf zwanzig Schrit-

te hin entdeckt, sie fliehen erschrocken; ein drittes birgt sich schüchtern in die Arme des Greises, der unter dem Baume sitzt. In einiger Entfernung zog des Alten Frau eben Wasser aus einem Brunnen, sie macht eine Pause, und gafft voll Erstaunen nach Erminien. — Eine lächerliche Composition!

Wie? Erminie ist ohne Helm, und die Hirten fürchten sie! Gesang und Schalmeien lockten sie hierher, und die Hirten sind Kinder. — Ein Ziehbrunnen im Gebüsche? Warum kein Bach?

Dies Colorit ist so wahr, die Farben so verschmolzen, das Helldunkel vortreflich! Ich war unbillig, ein Gedicht zu verlangen, wo ich ein Gemälde im eigentlichsten Sinne fand.

Ein herrlicher Gedanke des Dichters! Erminie hat nicht absichtlich, sie hat mechanisch den Helm abgenommen. Sie liebt unglücklich, nur Hirten erblickt sie, aber sie ist Weib, sie will gefallen.

Fünf und sechzigster Brief.

Rom.

Polidoros*), ein junger Atheniensischer Bildner wohnte den Elischen Spielen bei. Er sah,

---

*) Polidoros ist ein erdichteter Name.

um das Stadium her, vor den Augen von ganz Griechenland, die Statüen von Göttern und Helden aufgestellt, sah den Jüngling, der Venus des Praxiteles gegenüber, von Liebe entflammt; das aufblühende Mädchen, vor Termisanders Merkur, gleich der Rose, von Schaam geröthet; er sah in dem Blick eines Schülers des Sokrates, sinnende Andacht vor dem Jupiter von Phidias in tiefe Spekulationen verlohren.

Glühende Liebe zum Ruhm, und quälende Eifersucht (die edlere Leidenschaft, die im Gefolge jener und des Talents ist) stürmen in Polidoros Seele. Er verläfst den Bezirk der Spiele; hingestreckt auf schroffe Felsen, in stumme Träume versunken, hört er nicht das Tosen der schäumenden Woge, die sich am Gestade bricht; ihm tönt nur des Ruhms Posaune, sie verkündet der Welt die Namen seiner Nebenbuhler und weiht sie der Ewigkeit.

Ha! ruft er in wilder Begeisterung, sie soll auch meinen verkünden, auch auf mich soll man mit staunender Achtung zeigen — „seht dort den „grofsen, den unsterblichen Künstler!" Lange genug hat mich Eifersucht auf die Folter gespannt; bald soll mein Name die stolzen Nebenbuhler mit quälender Unruhe füllen. — Ich will ihn zwingen den hohen, niederschmetternden Blick des Mächtigen, herabzusteigen von seiner Höhe, und mir freundlich zu lächeln — bald sollt ihr

stolzen, spröden Schönen, das blitzende Auge nicht mehr über Polidoros gleichgültig hingleiten lassen; Ephirens Blicke werden mir holder, liebevoller, süsse Wonne ins Herz stralen. —

Kann ich kein Meisterwerk denken, das alle bisherigen Erzeugnisse des griechischen Meisels besiegt? — Ich will das Wahre, das Schöne und Erhabene in einem Werke zu vereinigen suchen. — Wie diese Harmonie erzwecken? Mein Urbild sey ein Gott, die Formen suche ich in idealisirter Schönheit, die Anmuth zwischen Jugendfülle und reifer Männlichkeit, die Handlung unter denen, die nur jenen gemäsigten, ruhigen Ausdruck heischen, wo Wahrheit mit dem Schönen, wo das Schöne sich mit Wahrheit verträgt.

Izt schwang sich Polidoros Phantasie in die himmlische Wohnungen der Olympier, alle schwebten seinem Blick vorüber. Der Kriegsgott fesselt ihn nicht, nicht Merkur, er schweift verächtlich an Adonis vorüber, den nur Anadiomene zum Gott erhub.

Nur Apoll, ruft der Künstler mit Begeisterung aus, nur er kann mich zum hohen Ziele führen, Zeus Sohn, Phöbos der Stralenversender, der Gott der Leier und Pithons Sieger!

Der Tag sank, Polidoros kehrt nach Hause, er streckt sich aufs Lager; ihn flieht der Schlaf, Träume, Phantasieen, tiefe Betrachtungen um-

gaukeln, umstehen seine Ruhstätte, sein Innres wogt.

Ha! Da steht er, ruft er voll Feuer, er schreitet einher, erblickt das Ungeheuer, izt spannt er den Bogen, der Drache stirbt, und der Gott lächelt unwillig. Der Arm, der die Sehne angezogen hatte, ist noch aufgehoben, der andre in Ruhe.

Beim grauenden Morgen eilt Polidoros in die Werkstatt. Sein Blick weilt auf einem Marmorblock. — Er sieht den Gott, aber gefesselt durch des Steines rohe Formen, sein Genius mufs die Bande sprengen, der Delier entsteige dem todten stummen Steine, um für die Ewigkeit zu leben.

Schon behauen die Meisel der Schüler den Block; izt hat Polidoros im Marmor ganz den Gott gefunden, er drängt die Schüler weg, und ergreift s e i n e n Meisel. Jeder Schlag zerreifst ein Stück des Schleiers, der Apollo verhüllt, allmählig sinkt die Hülle zu den Füssen des Bildners hin.

Schon glänzen die edelsten Formen des schönsten Körpers in sanftem Einklang, Formen, in denen das Scheiden der blühendsten idealischen Jugend und das Beginnen idealisirter Mannheit sich die Hand reichen; die Glieder sind über alle Bedürfnisse des phisischen Menschen erhaben, in leicht schwebenden Linien verschmolzen.

Noch ist das Haupt umhüllt, nur es kann den Körper eines Gott's zum Apoll erheben. Im Kopf mufst du den Gott der Leier und der Sonne, mufst Pythons Sieger erkennen. Polidoros Meisel bebt, er zittert, den Schleier zu lüften, der das göttliche Haupt birgt — Apollo selbst entflammt seinen Muth, er berührt leise die Stirne — sie denkt. — Ein Druck unter den Augenbraunen, und dem Auge entsprüht der Blick, der dem tödtlichen Pfeil voranflog. — Polidoros berührt die Lippen, sie athmen Unwillen.

Erkennst du den Apoll von Belvedere? Er ist's, der Marmor, durch eine Schöpferhand zum Gott umgestaltet; sie hat die Natur gewählt, nachgeahmt, idealisirt — und — sie übertroffen. — Hier gatten sich Schönheit mit Adel, zauberische Anmuth mit hoher Majestät. Das Auge gleitet unwillkührlich auf der Zauberlinie fort, die den schönen Körper beschreibt, es findet keinen Ruhpunkt. — Man darf nicht vergessen, dafs dieser Apoll Marmor ist, um begreiflich zu finden, wie Menschenhand ihn schaffen konnte.

Glücklicherweise war der Zeit diese staunenswerthe genialische Verschmelzung der schönsten menschlichen Formen zu ehrwürdig.

Hundertmal sehe, hundertmal studiere ich diesen Apoll; meine Phantasie und die hehrsten meiner Empfindungen schwingen sich zum Tem-

pel des idealisch Schönen auf, in dem diese Statüe das Heiligthum ist.

Sechs und sechzigster Brief.

Rom.

Gestern sah ich die Catacomben des Klosters San Sebastiano.

Mein Führer, ein Dominikaner schien ein Mann von hellem Geiste und warmer Einbildungskraft. „Sie sehen," sprach er, als wir uns im ersten Gange dieses unermeſslichen Gewölbes befanden, „links und rechts im Felsen die Stel„len, wo man die Leichen der Martirer aufge„schichtet hatte, es sollen über hunderttausend „gewesen seyn. — Hier Marterinstrumente, Al„täre, ein heiliger Sebastian von Bernini; dort „Schutthaufen und eingestürzte Gewölbe. Der„gleichen Einstürze sind nicht selten; man ist „daher im Betreten dieser gefährlichen Grüfte „sehr vorsichtig, setzte der Mönch hinzu — oft „betrachten sie Fremde, man sah sie nie wie„der."

„Vor ungefähr vierzig Jahren wagte sich ein „junger Mann mit seiner Gattin aus Neugier in „einen der Gänge, sie dringen, beim dämmern„den Licht einer Fackel, mit ihrem Führer im„mer weiter vor — eine Felsenmasse stürzt mit

„fürchterlichen Krachen hinter ihnen nieder. —
„Es ward Nacht, man sucht den Führer im ganzen Kloster, durchspäht alles, man kömmt vor den Catacomben vorbei — o Schrecken! die Thüre ist offen."

„Man zündet Fackeln an, stürzt hinunter, untersucht, und kömmt endlich zu dem neuen Einsturze. Man ruft den Unglücklichen, ein herzzerschneidendes Geschrei ist die Antwort. — Wie den Felsen wegwälzen, wie das Gewölbe stützen, eine Oeffnung bahnen? — Bald ertönt nur noch ein leises Wimmern, izt erstirbt auch dieses; man horcht, lauscht noch einmal und — verläſst diese Gemächer des höchsten menschlichen Leidens."

Fieberfrost schüttelte mich bei des Führers Erzählung. — Ich malte mir die Schreckensszene hinter dem eingestürzten Felsen mit den grellsten Farben aus. Ich sah die Fackel glimmen — izt erlöscht sie — die Gattin sieht nicht mehr den Mann ihres Herzens, der Führer nicht mehr den Weg — die tiefste grauenvollste Finsterniſs wird ihnen die lange Nacht des Todes, sie finden sich im Grabe!

Wir giengen weiter, der Mönch erzählte mir die Geschichte der Catacomben mit einem Feuer, in dem die Fülle seiner Phantasie und seines Glaubens Stärke sich aussprachen.

„Hierher eilten, im Schutz der Dämmerung," rief er enthusiastisch aus, „die Christen, von

„den Kaisern verfolgt, um ihre Misterien zu „feiern. Weiber, Kinder, Greise, Arme und „Reiche, alle flohen hierher in die Arme ihres „Gottes. Der Bischof stimmte, voll Würde, Ge- „bete an; sie säuselten durch die dumpf dröh- „nenden Steinhallen, und stiegen hehr und feu- „rig in die ewigen Wohnungen auf. In tau- „send Herzen nur ein andächtiges Gefühl, in „tausend Stimmen nur ein Gebet! Oft brachten „in diesen Stunden heiliger Ergiessungen die „Gläubigen hierher die Leichen ihrer Brüder, die „der Henker Arm geschlachtet hatte. Man seufz- „te, man klagte, man weinte nicht, selbst die „Zähre der Mütter stand, man betete fort."

„Eines Abends steigen die Gebete mit hoher „Inbrunst zum Himmel, da klirren Waffen, „dumpfes Geräusch ertönt, Fackelschein erleuch- „tet die dämmernden Gewölbe, eine Horde wü- „thender Kriegsknechte hat das Asyl der Fröm- „migkeit entdeckt. Sie stürzen, gleich Tigern, „nach Blut dürstend, auf ihre Beute; die Chri- „sten beugen mit stiller Resignation ihr Haupt „dem Mordschwerdte, das unter ihnen würgt, „nur einige Weiber, einige Kinder fliehen. Die „Unmenschen verfolgen sie mit Feuer und „Schwerdt, sie morden voll teuflischer Lust, „und ihre Mordgier wächst mit den Strömen „Bluts, die sie vergiessen. Noch suchen sie „neue Opfer, da erfüllt sie die schauderhafte

„Stille, in der nur noch einzelne Töne des „Schmerzens, und leises Todesröcheln verhallen, „mit Entsetzen, sie eilen fort, und versiegeln „auf ewig dies unermeſsliche Grab mit Felsen- „massen! Nicht auf ewig — umsonst lasten auf „den Felsen Jahrhunderte, der Gläubigen An- „dacht erspäht, findet, rollt sie weg, sie dringt „in das groſse Grab, und sammelt alle Gebeine, „allen Staub, alle Reste der Körper, welche die „Felsen verschlossen hatten."

An einer gewissen Stelle stand mein Führer still, ich bedauerte es, ich hätte gern die düstre neblichte Tiefe dieser alten geheiligten Klüfte durch den blassen Schimmer meiner Fackel erleuchtet gesehen.

Mein Führer erlaubte mir, auf einem Stein mich niederzulassen, — „Hier in diesen Felsen- „hallen," sagte er, „suche ich oft die heilige „Stille, das feierliche Dunkel der Nacht, und „des Todes kalte Spuren."

Im tiefen Schoos der Erde sinne über die Riesenplane und Bienensorgen, über das rastlose Wogen und Treiben des Menschengeschlechts. Dort verklingen der Krieger Schlachtgesänge und der Rosse Stampfen, unter dem die Erde erzittert; in diese stummen Behausungen dringt nicht der Donner der Triumphwagen, die sie furchen; nicht das Krachen stürzender Städte und Reiche, die sie bedecken.

Ich liebe unterirdische Klüfte; hier entfesselt sich das Göttliche im Menschen; die Seele nähert sich, frei von materiellen Banden, ihrem Urquell, und schwingt sich auf Engelsflügeln über Grab und Erde und Zeit in des Himmels ungemeſsne Räume, in ätherische Gefilde. Auch dem Lebenden ist das Grab der Vorhof des Himmels.

Hierher ihr Menschenkinder! Hier bluten die Wunden nicht mehr, die Liebe, Haſs und Undank euch schlugen — die Ehrsucht würde hier ersticken.

Ich verlieſs ungern die Catacomben.

Sieben und sechzigster Brief.

Rom.

Michel Angelos Phantasie war rein römisch. Es war ihr unmöglich, etwas mittelmäsiges zu gebähren — kann der Riese kleine Schritte machen? — Sie schuf, in den drei gröſsten aller Künste, die Peterskirche, das jüngste Gericht, und Moises.

Moises sitzt, die Gesetztafeln unter einem Arme; der andre ruht voll Majestät auf einer ächt prophetischen Brust. — Ein göttlicher Blick! Die hohe Stirne scheint nur ein durchsichtiger Schleier, der kaum den ungeheuern Geist zu be-

decken vermag. — Der wogende Bart des Propheten, der bis zum Gürtel herabsteigt, oder besser herabfliefst und ihn beschattet, setzt in Erstaunen, aber der erste Blick fafst nur Moises auf, wie könnte er auf Nebendingen weilen? Der Bart ist nicht Natur, ich gebe es zu, aber er ist idealisch schön; der Mund ist voll Ausdruck; man horcht, ob ihm keine Worte entschlüpfen. Homer, Bossuet, Michel Angelo scheinen in verschiedenen Zeitstufen dieselbe Phantasie gehabt zu haben — ist sie erloschen?

Acht und sechzigster Brief.

Rom.

Die Villa Adriana streckt sich am Fufs der Gebürge von Tivoli hin, sie nimmt einen Raum von ungefähr zehn Miglien ein. Dort hatte Kaiser Adrian alle Denkmale nachbilden lassen, deren Pracht oder weit verbreiteter Ruhm auf seiner sechsjährigen Reise durch alle Königreiche des römischen Kaiserthums, das heifst, durch den Weltkreis, seine Blicke auf sich gezogen hatten. Da sah man, in einem langen Spaziergange, hier das Lyceum, dort die Akademie, weiter hin das Prytaneum, in einer Ebene den Portikus, am Abhang eines Hügels Thessaliens Tempel, in dem kühlen Schatten eines Hains

Hains das Pöcile von Athen; Bäder, Bibliotheken, Naumachien und Theater. Hier waren die eliseischen Felder und der Erebus.

In der Mitte aller dieser Monumente glänzte der Pallast des Kaisers, geziert mit der Baukunst höchstem Aufwand, in dem sie dem Herrn der Welt huldigte. Hier weihte Adrian sieben volle Jahre den Genüssen der Kunst und der schönen Natur, sie gewährten ihm Erholung von Regierungssorgen; der Weise legte da froh die Krone der Welt nieder — und behauptete oft, nur diese sieben Jahre habe er gelebt.

Nie haben römische Ideen, römische Macht und römischer Wille etwas gröſseres als die Villa Adriana geschaffen; sie wurde aus allen Jahrhunderten, allen Kunstzweigen, aus dem Weltkreis zusammen g e w ä h l t, wenn ich so sagen darf.

Denke dir den herrlichen Moment! „In diesem Raume von zehn Miglien," spricht Adrian, von Künstlern, Weisen und Dichtern umgeben, zu den Künsten: „Hier erschafft das Lyceum, dort steige der Portikus empor, weiter hin Canopus Tempel — in diesem Thale sollen die eliseischen Felder seyn — nehmt Gold, fünfzigtausend meiner Sklaven und zwölf Monden Zeit. —" Aber wie schrecklich dagegen der Augenblick, wo Barbaren und der Zahn der Zeit das alles zerstörten, letztere fand ich noch arbeitend.

Eine namenlose Empfindung weckte der erste Anblick dieser Villa in meinem Innern, als ein armer Bauer die hölzerne, halb vermoderte Thüre öffnete, die den Eingang verschliefst. Ich irrte drei Stunden lang, mit schmerzlich beklommenem Herzen, durch üppige Kräuter und rankende Dornen, die sich um Säulentrümmer und zerstörtes Gemäuer schlingen, in dieser stummen Einöde umher, ich durchschnitt sie nach allen Richtungen.

Caracalla, Italiäner und die Zeit haben nicht das Lyceum, nicht den Portikus, die Akademie nicht verschont, selbst ihre Spuren sind vertilgt.

Ich besah die noch kenntlichen Reste, ich eilte sie zu betrachten, — als hätten sie bis morgen ganz verschwinden, als hätte Caracalla in der Nacht zur Erde wiederkehren sollen. Ich fühlte hohes inniges Vergnügen, wenn meine Blicke unter Dorngeflechten, im verschlungenen Gesträuch, unter rankendem Epheu, oder in eines Feigbaums Schatten, einige Säulentrümmer erhaschten.

Ich wanderte, ich irrte da und dorthin, blieb stehen, gieng dann wieder weiter, und weidete mein Auge an den bläulichten Trümmern, unter des Himmels lichtem Bogen, auf zartem frischem Grün, hingegossen.

Die hundert Zimmer, wo die Prätorianer wohnten, zogen mich an. Durch das Gewölbe eines dieser Zimmer ist ein Feigbaum durchgedrungen, der der Pozzolana entsprofste; er streckt einen seiner üppigen Zweige in die Mitte hin, der mit einer Menge von Früchten prangt; der Sonnenstral stielt sich durch die Ritzen des Gemäuers, und reift sie; ein Bienenschwarm summte in des Baumes Schatten.

Ich drang durch Haide, Ginster und verschlungenes Gesträuch immer weiter vorwärts, und fand bei einem, gröfstentheils zertrümmerten Tempel des Donnergottes, ein Behältnifs wilder Thiere. Ich setzte mich unter einer Pinie nieder, die Sonne sank in stiller Majestät hinab, tiefe Stille lag auf der Wüste, die mich umgab; nur eine Nachtigall flötete, mir gegenüber, auf einem Behälter, wo einst Löwen brüllten; das heimliche Flüstern eines Baches im jungen Grün begleitete die göttlichen Laute. Ich war entzückt, in süsse Träumereien versunken, aus denen mich nur das dichte Dunkel der Nacht weckte.

Acht und sechzigster Brief.

Rom.

Uiber den Laokoon des Belvedere weifs ich dir nichts besseres zu sagen, als dir das Gespräch

herzusetzen, das ich über diese bewundernswerthe Gruppe mit einem jungen Zeichner hatte. Ich beschäftigte mich länger als eine Stunde, die Schönheiten dieses Laokoons alle einzeln zu untersuchen und zu genieſsen.

Wie konnte, sprach ich zu mir selbst, Herr von *** schreiben, daſs Laokoons Tod auf dem Marmor so dargestellt sey, wie in Virgils Versen? Er hat Virgiln nicht gelesen, oder die Gruppe nicht gesehn.

Bei Virgil ist die Handlung successiv, hier ist sie in einem Moment zusammengedrängt, und so aufgefaſst. Bei jenem haben die Schlangen die zwei Kinder schon zerrissen, als der Vater ihnen zu Hülfe eilt; hier werden Vater und Kinder zugleich angefallen. In des Dichters Versen stöſst Laokoon ein fürchterliches Geschrei aus, im Marmor schweigt er. Virgil beschränkt sich, phisischen Schmerz zu schildern, Agasias stellte den tiefsten Schmerz der Seele dar. Er gieng noch weiter, er bildete den höchsten Muth, der, im Drang beider Schmerzen, gegen beide kämpft, und beide unterdrückt. Virgil ist Künstler, Agasias Dichter. Jener hat eine Erzählung geschrieben, dieser ein Gedicht erschaffen. Virgil wollte rühren, das Herz ergreifen, Agasias wollte gefallen; er ist Sieger.

Ich vollendete bei mir diese Parallelle, ich dachte an den Nutzen, den ihre Entwicklung

für die Bildung von Jünglingen haben könnte, wie verdienstlich es seyn würde, den Unterschied, in allen schönen Künsten, zwischen der übersetzenden Mechanik und dem schaffenden Genie auseinander zu setzen; gerade in diesem Moment fielen meine Blicke auf einen jungen Mann, der neben mir den Laokoon zeichnete. Ich fand die Zeichnung erbärmlich, und schwieg. „Was halten Sie davon?" fragte mich auf italienisch der junge Künstler. Sie sind, erwiederte ich, sehr weit hinter dem Originale zurückgeblieben. — „Ich weiſs das sehr wohl," versetzte er, „ich bin gar nicht mit mir zufrieden, „zum zehntenmal zeichne ich diese Gruppe, ich „stelle wohl die Grundzüge des Ganzen dar, „aber auch nichts mehr, und doch glaube ich, „mit der möglichsten Treue zu copiren."

Wenn Sie mit der möglichsten Treue copirt hätten, so würde aus Ihrer Zeichnung, wie aus einem Spiegel, Ihr Urbild ganz treu zurückstralen, aber Ihre Arbeit ist nichts weniger, als buchstäbliche Uibersetzung: sehr viel wichtiges ist ausgelassen, sehr viel offenbarer Widersinn in der Zeichnung. Man kann Ihnen, das ist richtig, darüber keinen Vorwurf machen, daſs Ihre Uibersetzung nicht wörtlich ist, denn — sie kann es gar nicht seyn. Sie können, in einem so beschränkten Raume, nicht alle Parthieen Ihres Modells, selbst nicht im Kleinen zusammen-

stellen. Viele sind nur Punkte, die sich nicht verkleinern lassen, Sie, sind mithin gezwungen, unter ihnen einige auszuwählen und die übrigen hinzuzudenken: aber Sie haben übel gewählt, und nicht gut hinzugedacht. Sie haben jene Züge und kleinen Details gewählt, die den Körper darstellen, und jene verworfen, die die Seele bezeichnen. Was ich da unter Ihrer Bleifeder sehe, ist nur der Körper eines Greises, von der Last des Alters und dem höchsten Schmerz entstellt: unter Agasias Meisel ist es das zärtlichste Vaterherz und die Seelenstärke des Weisen. Sein Laokoon erfüllt mich mit staunender tiefer Rührung, zieht mich zu seinem Schmerze hin, der Ihrige empört mich, stöfst mich zurück.

„Aber ist die Würkung, die ich hervorbrin-
„ge, nicht mehr in der Natur gegründet?"

Richtig, diese Würkung ist viel natürlicher, aber der Vorwurf der schönen Künste ist nicht Nachahmung der Natur, er ist Nachbildung der schönen Natur; nicht allein, das Empfindungsvermögen zu affiziren, sondern es angenehm zu affiziren. Der mittelmäsige Künstler versteht nicht zu wählen. Er wird bei einem empörenden Gegenstande gerade die empörendste Seite ergreifen.

„Erklären Sie mir denn, worin die Geniali-
„tät und die einsichtsvolle Weisheit besteht, die

„in der von dem Künstler hier getroffenen „Wahl Sie so sehr anspricht."

Junger Mann, Agasias wollte im Marmor Laokoons Unglück darstellen. Er sagte sich selbst: „wenn ich den Anblick wähle, der sogleich er„schüttert, so wird er Entsetzen erregen, und „um so stärkeres, je besser er ausgeführt wird. „Die beiden Kinder und der Greis, von den „Schlangen zerfleischt! Wer könnte dies Schau„spiel ertragen? — Aber das, welches ich dar„stellen will, soll nicht ertragen werden, es „soll anziehen. —" Agasias denkt, überlegt, steigt in die Tiefen seines eigenen Herzens hinab, er fragt Empfindung und Vernunft um Rath. — „Das Geheimnifs ist entdeckt," ruft er begeistert aus, „das Schreckliche der Haupthandlung ver„schwinde im Interesse der Nebenwerke. Der „Körper des Greises werde vom Zahn der Schlan„ge zerfleischt, aber dieser Körper sey vollen„det, sey idealisch; unter der Last der Jahre, „unter Schlangenbissen und dem höchsten Druck „des Leidens, glänze hier und dort majestätische „Schönheit hervor. Ich werde in Laokoons „ganzem Körper den phisischen Schmerz andeu„ten, der ihn durchzuckt, aber seine höchste „Fülle würde empören; darum soll dieser Schmerz „zum Theil im Leiden der Seele verschwinden, „und das, was noch hervorblickt, durch leise „Mischung mit dem Schmerz des Vaterherzens,

„nur Wehmuth und die sanfteren, simpatheti-
„schen Mitgefühle in Anspruch nehmen.“

„Aber was mit den beiden Kindern beginnen?
„Sollen die Schlangen beide zerreissen? — Eine
„widrige Monotonie! und ich errege zu viel
„Gefühl, mehr, als Mitleid. — Nein, beide Kin-
„der eilen zugleich von verschiedenen Seiten dem
„Vater zu; die Schlangen ergreifen beide noch
„in der Ferne, aber nur eines sey das Opfer,
„und zwar das jüngste; dies Opfer ergreift um
„so gewaltiger des Herzens zarteste Saiten. Den
„andern Sohn sollen die Knoten des schauderhaf-
„ten Wurmes nur umschlingen; sein Opfer
„darf man nur ahnden. — Ich will durch die-
„se beiden Episoden den höchsten Grad der
„Rührung erwecken: das innigste Mitgefühl,
„welches die Kinder einflössen, umziehe mit
„einem zarten Schleier das Entsetzen, das der
„Vater nothwendig erregt; mit einem Worte,
„zartes, tiefes Mitleid sey der herrschende Ein-
„druck, die hervorstechende Würkung der Grup-
„pe.“

Sehen Sie her, junger Mann, wie Agasias diesen hohen, diesen weisen Plan in die Würklichkeit rief!

„Gewifs,“ war des Jünglings Antwort, „das „Zucken, die Anstrengung aller Muskeln, die „der Schmerz verzerrt, ist täuschend darge-„stellt.“

Mit ihrem Zucken, mit ihrer Anstrengung! Ihr Künstler von Metier, ihr seht nur die mechanische Ausführung, bewundert nur die Arbeit der Hände, des Genies Würksamkeit entschlüpft eurem Blick. Lobt immerhin das mechanische eines Kunstwerks, aber an seiner Stelle — ganz zuletzt. — Würde der Eindruck des Ganzen verlieren, wenn der Künstler ein paar Adern nicht leidend, diese oder jene Fleischparthiee nicht vollendet dargestellt hätte? Sein Kunstwerk würde sehr in den Schranken der Mittelmäsigkeit bleiben, wenn der Mann von tiefem, von ästhetischem Gefühl, im ersten Momente den Blick vom Ganzen abwenden, und Musse genug haben könnte, bei Kleinlichkeiten zu verweilen. Wehe dem Künstler, bei dessen Werken man zuerst des Materials denkt, aus dem er sie erschuf, bei denen man das Würken des Meisels, den Aufwand der Kunst bewundert, ehe man ihr Produckt untersucht. Des Künstlers Erzeugniſs würke durch einen Totaleindruck auf die ganze Fülle des Empfindungsvermögens, und dann analisire reife Uiberlegung alle seine Vorzüge.

Mich ergreift bei Laokoons Anblick das höchste Leiden des Vaterherzens, die hohe Seelenstärke des Weisen, das beweinenswürdige Loos des Greises, und dann — das letzte, was ich sehe, die schauderhafteste Quaal eines menschlichen

Wesens; das alles würkt auf einmal auf mich. — Eine staunenswerthe Combination, welche alle meine Blicke bei einem Schauspiele unwiderstehlich fest hält, das, anderst dargestellt, sie alle geflohen hätten.

Itzt untersucht kältere Reflexion des Künstlers Verdienste; allenthalben sprechen mich tiefer Scharfblick, Kenntnisse, Genie und Weisheit an! Agasias wollte Schmerz, zärtliche Vaterliebe und Muth im Kampfe auf Laokoons Körper darstellen. — Er wählte eine Attitüde, welche den Kämpfern den ganzen Körper entwickelt, zum offnen Tummelplatz hingiebt, und der Künstler hat diese ganz einzige Lage göttlich motivirt. Die Schlange zerfleischt Laokoons Seite, der ganze Körper zuckt gichtrisch, um den wüthenden Bissen zu entfliehen — eine Windung der Schlange umstrickt die Schultern des Helden, er mufs mit übermenschlicher Kraft beide Arme anstrengen, um sich loszuwinden — der Kopf streckt sich in der höchsten Spannung vorwärts. Die convulsivischen Bewegungen des Schmerzes würden die Stellung des Greises verzerren; der Künstler fixirt sie, indem er den ganzen untern Körper mit verdoppelten Knoten der Schlange umstrickt.

Ein hoher Kampf zwischen Schmerz und Muth! Itzt prefst jener tiefaufstöhnende Laute aus den halboffnen Lippen hervor, der Muth

drängt sie zurück, sie dürfen ihnen nicht entschlüpfen. Des Körpers ganze Oberfläche, von Qualen durchschauert, scheint die siedende Fläche eines stürmenden Meers; aber durch die Blicke des tiefsten körperlichen Schmerzes bricht Vaterliebe mit Macht hervor, sie scheint eigne Leiden zu vergessen.

Wie viel Interesse erregt nicht Agasias für des jüngsten Sohnes Tod! Der Arme floh der väterlichen Brust zu, eine Schlange schwingt sich auf, erreicht ihn; ein Knoten, der die zarten Füfse umschlingt, hebt den Knaben empor, und hält ihn schwebend in den Lüften, indefs eine andre Windung den schwachen Arm umstrickt. Mit der Kraft eines einzigen ihrer Ringe, der auf der Brust hinabgleitet, prefst, beugt, erstickt die Schlange das Kind, es stirbt, die brechenden Augen auf den Vater geheftet. — Ein herzergreifender Anblick! Gebrochen die zarte Blüte, und — ein so schauderhafter Tod — eine Schlange erdrückt den zarten ätherischen Knaben! Doch sein Leiden — war kurz.

Das Trauerspiel ist nicht vollendet, des älteren Sohnes Loos nicht entschieden. Steigt kein Olympier von den lichten Höhen, eilt kein Sterblicher herzu, um das Kind aus den fürchterlichen Ringen loszuwinden? — Umsonst, Unglücklicher, blickst du den Vater an, vergebens suchen die zarten Hände die Knoten zu zerbre-

chen — sie sind zu ohnmächtig. Vielleicht ist der Schlangen wüthender Blutdurst gestillt, wenn sie Laokoon verschlungen, und des jüngern Bruders Blut geschlürft haben — armes Kind, eine traurige Hoffnung! — Agasias war ein Künstler von hohem Verdienste, man erräth das alles.

Und dann, mit welcher Genialität wufste er diese schrecklichen Momente in die rührendsten Scenen umzuschaffen! Er beschäftigt das Herz durch rührende Nebenwerke, den Geist durch Gegenstände, die zur Reflexion reizen, den Blick durch so viele zarte und erhabene Schönheiten, dafs ich kaum die Schlangen bemerkte.

Während meiner Rede, beim Ausströmen meines enthusiastischen Feuers sah ich den jungen Künstler warm werden. Geschwind, rief ich ihm zu, Ihre Bleifeder zur Hand, Sie fangen an, zu fühlen. Künstler, die ihr nur Augen, um zu sehen, kein glühendes Gefühl habt, euch beschäftige nur roher formloser Stoff, nur Leichen und das Reich des Todes; reges Leben, Handlung, das Spiel der Leidenschaften zu schildern, darzustellen, vermag nur eine reiche, bewegliche Phantasie, Genie und ächter Kunst - das heifst Schönheitssinn. Nie hat kühler, mechanischer Fleifs etwas anderes als stumme, kalte Produkte erzeugt; er sucht seiner würdige Urbilder.

„Aber wie," wendete mir mein junger Künstler ein, „sollten, um gut nachzuahmen, und dar-

„zustellen, Genie, Gefühl und hoher Schwung „unumgänglich seyn? Mir scheinen ein paar „helle scharfe Augen hinzureichen. Denn soll- „ten stürmische Empfindungen den Blick des „Künstlers nicht verwirren?"

Mein Freund, Ihr phisisches Auge reicht freilich hin, das zu sehen und nachzubilden, was im Originale ebenfalls nur mit diesem Auge gesehen und dargestellt ist, aber nur Ihr geistiger innerer Blick vermag Geburten eben dieses genialischen Blicks aufzufassen und im Nachbilde wieder zu geben. Nur dann, wenn dieselben Schwingungen eines Gefühls, einer Leidenschaft in unserm Innern beben, erkennen wir die Züge, in welchen jenes Gefühl, jene Leidenschaft wehen. Züge, in denen die Seele sich ausspricht, sind nur der Seele des Beschauenden sichtbar.

Wie sollte der Künstler, der nie Agasias Ideen faſste, nie, zum Beispiel, seine Absicht ergründete, in dem Spiel dieses Muskels den höchsten Grad des Schmerzes, der ihn zerreiſst, und in ihm zuckt, mit dem höchsten Muth, der ihn bekämpft und ebnet, zu vereinigen, wie wollte er diese combinirte Bewegung verstehen, wie, wenn er sie nicht versteht, sie darstellen können? Ihm entschlüpft sicher der sprechendste, der charakteristische Zug, ja er wird durch dessen Nichtandeuten sich der anatomischen Genauigkeit mehr zu nähern glauben, und an die Stelle, wo der

Künstler eine Schönheit anbrachte, einen Fehler treten lassen.

Ihr jungen Künstler! kopirt viel, aber ahmt noch mehr nach. Ihr fühlt doch wohl, daſs euer Genie schlummert, wenn nur eure Hand thätig ist; die Momente entfliehen, in denen Ihr euch die glückliche Gewohnheit des Enthusiastischen aneignen solltet, und ihr gebt am Ende euch selbst auf.

Aber Ihr kopirt ja Meisterwerke, sagt Ihr! Nein, Ihr kopirt grade an diesen Meisterwerken das, was diesen Namen nicht verdient; denn würdet Ihr sonst so lange nur kopiren? Die Elemente des Schönen, das ist's, was Ihr kopiren müſst. Wenn Ihr diese einmal rein aufgefaſst, euch derselben bemeistert habt, so könnt Ihr dann, durch deren willkührliche, geistvolle Verkettung, Originale erschaffen, die ganz Euer Eigenthum sind. Kopirt das Nackte, unter allen Formen und Ansichten, kopirt die ruhige Natur im Marmor, auf der Leinwand der Alten, aber, um Eure Geburten zu beleben, um Leidenschaften in ihnen spielen zu lassen, entlehnt nicht von andern Kunstwerken analoge Empfindungen; componirt diesen Ausdruck selbst, wie ihn Zeit, Ort und Handlung heischen; denn jedes entliehene Gepräge der Leidenschaft ist nur Maske, darum sind beinah auf allen historischen Gemälden die

Figuren kalt oder überspannt, es sind nur schlechte Schauspieler.

Die Arbeit des Kopirens mag, das gebe ich zu, verführerisch seyn, sie verspricht dem Anfänger Erreichung des Originals, und fodert nur Zeit, Geduld, Bleifeder und Farben, kein Studium.

„Sie haben recht," versetzte der junge Mann, „das denken wir alle, wenn wir an's Kopiren „gehen. Aber, wie mufs ich beginnen, um „zum grofsen Maler zu werden?"

Freund, da müssen Sie erst Dichter, Historicker, Naturforscher, Philosoph werden, denn der Mechanism der Kunst ist ihr letzter Theil, ohne die übrigen ist er unnütz. Wozu nützt, wenn man nicht zu denken, zu untersuchen, zu fühlen versteht, der Gebrauch der Sprache? In der That, drei Viertheile der Künstler wollten nur sprechen, die Armen arbeiten nur für die Organe des Körpers. Wollt Ihr zum Geist und zum Herzen sprechen, dann schlagt einen andern Weg ein, fühlt. *)

Die Behandlung der Künste, als Gewerbe, die handwerksmäsige Bestimmung von Jünglin-

*) Rechtfertigen nicht Greuze, Vernet, Hoüdon, David Lebrün den Rath, den ich hier gebe? A. d. Originals.

gen dazu, das ists, was jenen den Untergang brachte.

Die Künstler finden es befremdend, beklagen sich über den Mangel des Geschmacks für Kunstprodukte, bei der gebildeteren Klasse; aber warum stellen sie nur solche Gegenstände dar, die wir selbst in der Natur nicht lieben, oder welche häufig und ganz gewöhnlich in derselben existiren? Wir verlangen eine über das Alltägliche erhabene, eine gewählte Natur. Zeigt uns die drei Söhne des alten Horatius, wie sie wetteifernd ihrem Vater Verderben über Alba und Roms Wohlfahrt schwören! Gefesselt, den Todesbecher in der Hand, spreche Socrates im Kerker mit seinen Schülern, als sässe er, die Stirne mit Blumen umkränzt, beim festlichen Mahle. Oder zeiget uns, als Correggios glückliche Nebenbuhler, den Gott der Liebe, den ewig gefallenden, besonders wenn der junge Lubomirski ihm die Züge leiht; bewaffnet, nicht mit der Fackel, oder mit dem Bogen, nur mit seiner Nacktheit; er reicht einen Kranz von Lorbeern und Mirthen — gewifs dem Künstler, der ihn auf die Leinwand zauberte. *)

*) Diese ganze Stelle ist, wie man sieht, nach des Verfassers Zurückkunft hinzugefügt worden.

Der Liebesgott von Madame Lebrün, in dem sie sich selbst übertraf, ist fast so wahr, als Titian, und fast so lieblich, als Correggio. A. d. O.

Aber

Aber jeder Künstler will seine Menge, und die Menge ist leicht zu befriedigen. Der Geschmack des Pöbels jeder Art hat dort seine Gränze, wo jene des Geschmacks der Kenner beginnt. Der Pöbel hat für das Kunstprodukt kein Auge mehr, sobald er mehr als Farben, sobald er Gedanken darin sieht; eine Art von Götzendienern, denen das Bild der Gott selbst ist.

Der junge Künstler dankte mir, und sagte mit rührender Freimüthigkeit: „es ist leider zu spät, „ich bin zu weit auf dem von mir eingeschla„genen Wege vorgerückt, zu gedrängt durch „Dürftigkeit, um die Strafse zu betreten, die Sie mir vorzeichnen. Er seufzte und verlangte meinen Namen. Den erfahren Sie nicht, war meine Antwort, Homer, Virgil und Liebe zum Ruhm, diese kennen zu lernen, sey Ihnen wichtig. Ohne Liebe zum Ruhm wirkt man nie grosse Handlungen, denn man strengt keine Kraft an.

Alexander zertrümmerte nur darum in Asien Königreiche, um ihren Sturz auf dem Versammlungsplatz der Athener verhallen zu lassen.

Siebenzigster Brief.

Rom.

Heute besah ich das Coliseo.

Auf dem Wege dahin kam ich unter Titus Bogen durch, und verweilte einen Augenblick

bei dem triumphalischen Pomp, bei den jüdischen Trophäen, bei den vor den Wagen gespannten Sklaven, bei des Triumphators sanfter Majestät, und bei der in frohe Betrachtung ihres Lieblings versunkenen Menge der in ihrem Titus glücklichen Römer, kurz, bei tausend Spuren des griechischen Meisels, welche an Schönheit wetteifern, und auf dem Marmor noch der Ewigkeit leben. Mufste mich nicht ein Denkmal, von Trajan einem Titus errichtet, anziehen?

Rechts von Titus Bogen steht jener Constantins, links das Coliseo; in der Mitte die berühmte *Meta sudans*.

Constantins Bogen wurde errichtet, um dessen ersten Sieg gegen Maxentius zu feiern, er zeigt uns heut zu Tage nur den Verfall der Künste unter jenem Cäsar. — O der Schande! Man war gezwungen, einen Bogen Trajans seiner Basreliefs zu berauben, um jenen Constantins zu schmücken.

Ich verliefs ihn bald, diesen Bogen, und warf, im Vorübergehen, einen flüchtigen Blick auf die Reste der *Meta sudans*, die itzt nicht mehr durch die Frische und das Gemurmel der üppigen Wasserfälle fesselt, welche sie einst ausströmte. Itzt nahte ich dem Coliseo. Es ist das wunderwertheste

Denkmal römischer Macht unter den Cäsarn. Der ungeheure Umfang, den es einnimmt, die unübersehbare Masse von Steinen, welche es bilden, diese Zusammenstellung von Säulen aller Ordnungen, welche, sich im Kreise über einander erhebend, drei Reihen von Portico's bilden, kurz, alle Verhältnisse dieses unermeſslichen Gebäudes, das alles spricht die Weltherrschaft und die tiefe Sklaverei jenes Volkes unter den Kaisern aus, welches es erschuf.

Lange umwanderte ich das Coliseo, ich wagte kaum, es zu betreten, meine Blicke zollten ihm Ehrfurcht und Bewunderung. Höchstens die Hälfte des ungeheuren Gebäudes steht noch, aber meine Phantasie lieſs die Trümmer wieder emporsteigen, und da stand in seiner vollen Grösse das herrliche Denkmal!

Ich trat ein. Ein groſser, unaussprechlich erhabener Anblick. Welche Fülle von Contrasten! Da liegen, in malerischen Gruppen, Trümmer aller Theile des Gebäudes, von allen Formen, aus allen Jahrhunderten, von jedem Jahre; an diesen erkennst du die Hand der Zeit, an jenen die Wuth der Barbaren: hier Trümmer von gestern, dort ältere; da drohen welche den Einsturz; in jedem Momente rollen einige in den Staub hin. An jenem Ende schwankt ein Säulengang, hier ein Gebälk, weiter hin eine Treppe. Zwischen den Bruchstücken schlingen sich Epheu,

Dorngeflechte, Moosgehänge, Pflanzen und Sträucher, sie kriechen an dem Gemäuer, an den Quadern hinauf, bohren sich in den Mörtel und zerreissen, trennen, verwandeln in Staub die kolossalen Massen, welche der Wink eines Cäsars und hunderttausend Sklavenhände geschaffen und verkettet hatten.

Hier kämpften also, an den Tagen römischer Feste, Gladiatoren, Martirer und Sklaven, um den trägen Kreislauf des Blutes in den Adern von hunderttausend Müssiggängern zu beflügeln?

In meinem Ohre tönten das Gebrüll blutdürstiger Löwen, der Sterbenden Todesröcheln, ihre leisen Seufzer, die wilden Stimmen der Henker, und (meinem Gefühl das empörendste) das Beifallklatschen der Römer. Fürchterlich schallte mir dieser Beifall, der nie gesättigt zu immer neuem Mord entflammte, ihn spornte; ich hörte die Männer mit wildem Durst mehr Blut heischen, das schöne, zarte Geschlecht mehr Grazie von den Sterbenden fodern.

Ein Fechter fällt; eine aufblühende reizende Schöne, deren Feuerblick dem Geliebten eben zärtliche Liebe gelächelt hatte, streckt sich auf den Fufsspitzen in die Höhe, um den Todesseufzer des Sterbenden mit Wohlgefallen aufzufassen, oder sich verächtlich abzuwenden, um ihn laut zu tadeln, oder zu beklatschen, nachdem er nun

schön oder schlecht seufzen wird! Sollte sie nicht diesen Seufzer erkauft haben? Eine gräſsliche Langweile, die römische, nur Blut und Wunden konnten sie verscheuchen!

Der Gedanke, den Weltkreis erobert zu haben, hatte der Römer Empfindungen so unnatürlich überspannt, daſs sie die Gränzen der Natur und der Menschheit durchbrachen: am Ende konnten nur gestürzte Reiche, Fechter- und Löwenkämpfe, kolossale Statüen vom edelsten Metall, und eines Nero und Caligula blutige Herrschaft Eindruck auf sie machen, sie angenehm erschüttern.

Wie umgestaltet die *Arena*? In der Mitte steigt ein Kreuz empor; ringsumher prangen, in gleichen Zwischenräumen, über den Behältern, in welchen die wilden Thiere brüllten, vierzehn Altäre, verschiedenen Heiligen geweiht. Hier predigen beinah jeden Tag Mönche, und halten Brüderschaften.

Täglich arbeitete Zerstörung am Coliseo, es wurde entehrt, besudelt, die Steine wurden weggeschleppt. Benedikt der vierzehnte schenkte ihm durch heilige Weihe Rettung; Altäre und Ablässe müssen es, gleich einer Aegide schützen. So sind dieser Mauern, der Säulen und Säulengänge einzige Stützen, die Namen der Martirer, deren Blut sie besprützte.

Ich durchwanderte alle Parthieen des Coliseo, stieg in alle Stockwerke, ich setzte mich in die Loge der Cäsarn. Die öde schauerliche Stille, die in diesen Corridors, auf den Treppen, unter den Säulengewölben wohnt, würkte mit einem magischen Zauber auf mich, ich horchte mit einem unaussprechlich wehmüthigen Gefühl dem einsamen Hallen meiner Tritte in diesen Wohnungen des Schweigens; noch lang wird diese Empfindung in meiner Seele nachbeben. Mit einer sonderbaren, beinah mögt' ich sagen, Andacht erfüllte mich das dumpfe Geräusch der Zeit, die auf allen Seiten im Coliseo wühlt, mehr der Seele als dem Ohre hörbar.

Allmählig entschlüpfte der Tag aus dem weiten Kreise; durch die Arkaden stahl sich leise die Nacht und hüllte ihn in ihr stilles Dunkel.

Beim letzten Schimmer des scheidenden Tags, mit dem sich die jungen Schatten der Nacht gatteten, erblickt' ich ein junges Weib, schön und grazienhaft gekleidet. Schmeichelnde Lüftchen spielten in den dunkeln Locken und im flatternden Gewandte. In einem Arme lag, mit einem Engelslächeln, ihr Säugling an der Brust; aufblühende Rosen in der Linken, und ein niedliches Körbchen mit frischen Erdbeeren auf dem schönen Kopfe, schienen mir Flora und Pomona zu verkünden — verschwunden war das Coliseo. Meine Pulse stürmten, ich fühlte mich von ei-

ner sonderbaren Verwirrung tief bewegt. Endlich stieg ich träumend in die *Arena* herab. Meine Blicke kämpften noch lange mit dem abendlichen Dunkel um diese pittoresken Trümmer; sie fiengen an zu ermatten, und ruhten endlich auf dem abgerifsnen Quader, der noch am höchsten in den Lüften trotzt, ihn röthete sterbend der Sonne letzter Stral. Endlich mufste ich scheiden, aber reicher um tausend Ideen und Gefühle, die uns nur in diesen Ruinen blühen, denen nur sie Leben verleihen.

Ein und siebenzigster Brief.

Rom.

Ich fuhr heute mit Madame * * * nach Tivoli. Wir kamen früh dort an, Madame besah mit der übrigen Gesellschaft die grofse Cascade, Neptuns Grotte, das Haus des Mäcenas; ich eilte an die Cascatellen. Mein Wiedersehen dieses Lieblingsorts war das einer Geliebten, von welcher man sich auf immer getrennt glaubte. Ich irrte allenthalben umher, verschlang alle Schönheiten, als hätt' ich sie noch nie gesehen. Der Abend war himmlisch, ich allein; ich zog meinen Properz und Tibull aus der Tasche. Dir Cynthia und dir Delia will ich ein Opfer weihen, rief ich enthusiastisch aus, es seyen Verse

eurer Dichter, vielleicht weht die Stelle, welche sie erzeugte, Begeistrung auf mich nieder, um sie würdig meiner Sprache zu schenken!

Ich schmolz mehrere Elegieen in eine zusammen, und ahmte nach, statt zu kopiren. Hier eine Elegie von Properz. *) Aber erst Verzeihung, ihr lieblichen Dichter Bertin und Parny; ihr Properze und Tibulle unsers Vaterlands, ich brach Blüten in euren reizenden Gärten, und — nach euch!

Zwei und siebenzigster Brief. **)

Rom.

Hier einige Bemerkungen über den Kirchenstaat und über Roms Bewohner.

---

*) Ich glaube, mit Forstern in seiner Uibersezzung, dem Leser mit diesen französischen Reimen, so wie mit der im folgenden Brief enthaltenen Nachahmung des Tibull kein Geschenk zu machen, und habe solche deshalb weggeschnitten. A. d. V.

**) Folgende Notizen über Roms Verfassung und Sitten sind nicht abgeschnitten worden, weil der Geist der Hierarchie, mit allen seinen Ausflüssen, welche hier geschildert werden, immer noch in ihrem Hauptsitze weht, mithin diese Bemerkungen ihr Interesse keineswegs verlohren haben. A. d. V.

In Rom findest du nur drei Menschenklassen, den Pabst, die Geistlichkeit und das Volk.

Der ganze Clerus dreht sich, durch eine allmächtige Attraktivkraft fortgerissen, in weitern und engern Kreisen um die höchsten Würden, die Tiare mit eingeschlossen. Alles, was nicht Geistlichkeit ist, bleibt ausserhalb dieses magischen Wirbels; Prinzen, Marchese's, Advokaten, Pächter, Künstler, Kaufleute, Bediente — Bettler, hier hast du das Volk.

Nur Alter und Glanz der Familien verleiht in Rom dem Adel Ansehen und Einfluſs; hier drückt nicht das zufällige ungeheure Gewicht des Vorrechts zu allen Stellen, und der zahllosen Summe von Möglichkeiten der Despotie mit Zentnerlast auf die übrige Masse des Volks.

Der Clerus hat das Monopol aller Ehrenstellen und aller Macht; nur von mehr oder minder vertrauten Verhältnissen mit wichtigen und unwichtigern Gliedern dieses Standes kann eine untergeordnete Wichtigkeit, kann eine Art von Ansehen für die Laien ausfliessen.

Die gröſste Masse von Reichthümern wuchert unter den Händen der Geistlichkeit, es ist der Kaufpreis des Himmels, mit dem sie einst Handel trieb.

Von sechs und dreisigtausend Häusern in Rom besitzt zwei Drittheile die Kirche; sie erbte

seit einer Reihe von Jahrhunderten unaufhörlich, und sie hat keine Erben. Mit der Zeit mufs sie einmal alles besitzen, das heifst, alles verschlingen.

Das Territorialvermögen ist im Kirchenstaat sehr unbedeutend, es würde die Bewohner nicht ernähren können. Aber Rom hat Bullen, Ceremonieen, Ruinen des Alterthums, es hat seinen Namen, und dieser ist die kostbarste all seiner Ruinen.

Der Kirchenstaat ist ausser Stande, Erzeugnisse seines Bodens oder seines Kunstfleisses auf den grofsen Markt Europens zu bringen, sie genügen kaum seiner Consumtion; kurz, es kann gegen das übrige Europa nur Gold austauschen, denn Ablässe sind itzt ausser Cours. Vielleicht dürfte dieses Land auch mit dem Handel bekannt werden, wenn dort Feldbau und Industrie blühten, allein beide sind im kläglichsten Zustande.

Hier eine Probe vom Bau des wenigen kultivirten Feldes um Rom.

Zur Zeit des Pflügens und der Aerndte finden sich Leute auf einem öffentlichen Platze nahe bei Rom, mit ein, zwei, dreihundert Paar Ochsen ein; die Grundeigenthümer miethen eine gewisse Anzahl, und führen sie auf ihre Grundstücke, oft acht oder zehn Miglien weit. Itzt

werden in einem Tage die Arbeiten für die ganze Jahrszeit vollbracht, man pflügt in einem Tage, säet in einem andern — in einem Tage ärndtet man und heimst die Aerndte ein, diese Feldarbeiten gleichen feindlichen, rasch ausgeführten Uiberfällen.

Der Boden ist fruchtbar, und würde sehr willig einem geringen Aufwande von Kunst und Anstrengung den anvertrauten Saamen mit Wucher wieder schenken; Segen würden seine treflichen Bestandtheile, vom Stral dieser italiänischen Sonne geschwängert, über die Bewohner des Kirchenstaats ausgiessen, itzt hauchen sie nur giftigen Krankheitsstoff aus, und verpesten die Luft.

Roms Bevölkerung wird auf 170000 Seelen geschätzt, hierunter zehntausend Bettler oder Arme, die dienende Klasse ist zahlreicher. Der weltliche Clerus und die Mönche betragen ein Sechstel der Population. Durch den geistlichen Cölibat entsteht ein auffallendes Miſsverhältniſs des weiblichen Geschlechts zum männlichen rücksichtlich der Ehen, fünf Weiber auf einen Mann — hier hast du den Maasstab der Libertinage in Rom.

Die Cultur des Geistes hält mit jener des Bodens gleichen Schritt. Seine Erzeugnisse beschränken sich auf Rechtsgelehrsamkeit, Arzneiwissenschaft, Theologie und — Sonnette.

Die beste Erziehung geniefsen hier die Mädchen, welche gar keine erhalten.

Die Menge in Rom besitzt wenig Vernunft, ziemlich viel Verstand, aber sehr viele Phantasie; Jahre verleihen nur Gewohnheiten, keine Erfahrungen. Es versteht sich, dafs ich nur vom herrschenden Volkscharacter spreche.

Drei und siebenzigster Brief.

Rom.

Bekanntlich krönt die Wahl das Haupt des Pabstes mit der dreifachen Krone.

Keines europäischen Regenten Macht ist durch Gesetze weniger beschränkt; des Pabstes Wort ist Gebet, es ist der Inbegriff aller bürgerlichen Gesetze und aller religiösen Vorschriften; den Willen des Haupts der Kirche und des Staates heiligt Furcht vor dem Richtschwerdt und vor dem Teufel mit seinem höllischen Reiche.

Indessen hat des Pabstes Ansehen zu Rom nicht seine volle Kraft, selbst nicht einmal die Hälfte. Die weltliche Gewalt beschränkt sich auf sehr mäsige Einkünfte, auf eine handvoll Militz, die den Wehrstand sehr drollig repräsentirt, auf eine Bande Sbirren, in den Augen der Menge mit Ehrlosigkeit gebrandmarkt;

ferner auf einen Schatten von Polizei, welche — die Pfarrer handhaben und endlich auf zahlreiche Gerichtshöfe, die, gerade wegen ihrer Menge, ohne Gewicht sind.

Diese Ressorts der zeitlichen Macht, schon an und für sich schwach genug, werden noch durch Nichtgebrauch und durch Misbrauch geschwächt, und sinken dadurch beinah zum unbedeutenden Nichts herab.

Bei der Verwaltung der Finanzen vermifste ich zweckmäsige Anwendung, eine durchdachte Bewirthschaftung, und allen Plan im Rechnungswesen. Das Finanzsistem ist sistematische Plünderung.

Hier hast du mit ein paar Worten die Skizze der Militärverfassung: das Fantom einer Armee gehorcht dem Fantom eines Feldherrn, umsonst würdest du militärischen Geist und Kriegszucht suchen. Die Sbirren sind privilegirte Räuber, sie verfolgen Räuber, welche kein Privileg schützt. Ihr Haupt ist verbunden, dem Kardinal-Vikarius eine Carosse und zwei Pferde zu halten. — Liefsen sich nicht Bände hierüber schreiben?

Die Tribunale bestehen aus Prälaten, die, im Ganzen genommen, der Gesetze unkundig, sich mit ganz andern Dingen beschäftigen — doch sie haben ja ihre Sekretairs.

Die *Rota Romana*, die höchste Appellationsstelle, verdient die Ehrfurcht, die man ihr zollt. Ihre Sentenzen sind motivirt, und werden unverzüglich bekannt gemacht; allein sie sind nicht der Markstein der Justiz, denn man hat bequeme Wege, sie zu zernichten. Ein Wort des Oberhaupts der Christenheit, und es ist geschehen: dies Wort läſst sich erschleichen und erkaufen.

Eine ungeheure Zahl von Asylen (Rom zählt ihrer bei siebenhundert) die Nichtsbedeutenheit der Sbirren und ihre Langmuth, Protektionen und Privatansehen, die gelinden und schlecht bewahrten Galeeren machen die peinliche Gerechtigkeit zur Vogelscheuche.

Noch ein Zug zum Gemälde: jedes Haus, das eines Kardinals Wappen trägt, schützt den Schuldner gegen gerichtliche Verfolgungen. Mit Asylen dieser Art wuchern die Kardinäle, denn Straflosigkeit ist in Rom eine bedeutende Rente, die manchem Kardinal Glanz und Reichthum bringt.

Die geistliche Macht hat etwas mehr Kraft behalten, als die weltliche, aber doch sehr viel verloren. Drei mächtige Ursachen würkten zusammen: die Menge von Ablässen, die Leichtigkeit der Lossprechung von allen Sünden, und lange Gewohnheit, welche jedem Eindruck seine Stärke raubt.

Solltest du nicht, nach dieser Skizze von Roms Verfassung, glauben, es müsse, politisch betrachtet, am Rande des Abgrunds stehen, als — gesellige Vereinigung von tausend Unordnungen zerrüttet werden, es müsse, in seinen bürgerlichen Verhältnissen, jeder Gattung von Elend und innerem Verfall preis seyn? Höre eine unglaubliche, paradoxe Wahrheit; Rom ist unter allen Staaten, wenn du ihr politisches Verhältnifs betrachtest, vielleicht der sicherste, als sittlicher Staat der ruhigste, und als bürgerlicher der glücklichste. Wie dies Phänomen entziffern? — Die Einwürkung moralischer oder sonst versteckter Triebfedern, deren Tendenz Sicherheit, Friede und Glück bezweckt, überwiegt die phisischen oder scheinbaren Ursachen, welche auf Zerrüttung, Unordnung und Unglück hindeuten. Morgen eine nähere Erläuterung.

Vier und siebenzigster Brief.

Rom.

Der Kirchenstaat sollte ohne Truppen, ohne Geld, beinah ohne Bevölkerung und ohne Mittel weder des Angriffs, noch der Vertheidigung, von Staaten umschlossen, die mit gierigen Blicken ihn verschlingen, der Gefahr preisgegeben scheinen, ein Raub dieser heishungrigen Nachbarn zu seyn.

Aber sieh, wie moralische Triebfedern, um die Wette, das wankende Gebäude stützen, und die geborstenen Fugen wieder in einander schieben.

Eifersucht erhält die Nachbarstaaten immer in Spannung, sie beobachten sich mit lauernden Blicken — und bleiben unthätig. Religionsmeinungen sind für Rom mehr als Feuerschlünde und Bajonette, diese Armeen kämpfen für es in allen Weltgegenden ohne Schwerdtstreich. Und dann, spornt nicht das höchste Interesse der Politik alle christlichen Fürsten, für die Erhaltung einer Despotie zu wachen, welche allen andern zum Grundpfeiler dient; denn sie hüllt alle Thronen in den Nimbus der Heiligkeit, und versetzt sie in den Himmel. Rom leiht und verkauft auch wohl allen Beherrschern der Erde das Sprüchlein: „alle Macht kömmt von „Gott;" es erspart ihnen dadurch Gold und Truppen, denn dies Sprüchlein wiegt Heere auf.

Man verlangt mit Unrecht eine Trennung der weltlichen und geistlichen Macht des Pabstes; die Fürstenkrone ist's, welche die Tiare auf seinem Haupt erhält, trenne beide, und beide sind zernichtet. Phisische Kraft ist das Fundament aller moralischen Kräfte, welche eigentlich selbst auch phisisch würken, aber nur complizirter und versteckter als jene.

Nur dann wird des Pabstes zeitliche Gewalt zu Grabe gehen, wenn die Religion die Hüllen

des

des Aberglaubens und der Vorurtheile abwirft, und — diese Prophezeihung verkündet ihr eine lange Dauer; vielleicht arbeiten Religion und Philosophie auf immer umsonst, den Catholizismus von den Schlacken der Bigotterie zu reinigen.

Natürliche Schwäche des Menschengeistes, unbesiegbare Unwissenheit der niedern Stände, der Zauber der Gewohnheit, das rege Spiel mächtiger Leidenschaften werden auf immer diesen Läuterungsprozeſs hemmen. Sie beugen mit Zentnergewichten den hohen Flug der Christenreligion in des Himmels Gefilde, in ihre Heimath, nieder, und hindern ihre Zurückführung auf die einfachen, erhabenen Ideen, welche die niedern Seelenkräfte der Menge nicht zu fassen vermögen.

Aber, höre ich dich sagen, wie schwach, wie kraftlos ist heut zu Tage der Kirchenstaat? — Er war nie dauernder gegründet, als seit dieser Epoche seiner Kraftlosigkeit. Er hat für die ganze Zukunft nichts mehr zu fürchten, denn er ist nicht mehr furchtbar. Hier die Lösung des ersten Räthsels.

Fünf und siebenzigster Brief.

Rom.

Der Geist des Friedens und der tiefsten Ruhe, der in Rom herrscht, läſst sich sehr leicht entziffern.

In den Händen des Pabstes ruht zwar eine schrankenlose Macht, allein er misbraucht dies Geschenk eines glücklichen Zufalls nicht. Ihm ist die Krone ein Spielgewinnst, eine Zugabe zur Tiare, ein Ausflufs derselben, und mehr ein anvertrautes Gut als das Eigenthum eines gebohrnen Fürsten, denn der Pabst findet sie nicht in seiner Wiege. Ausserdem fällt die kluge Wahl des Conclaves gewöhnlich auf einen Greis, und Greise eignen sich schwerer, als die Jugend, neue Bedürfnisse, Gewohnheiten, Talente und Ideen an, selbst dieser gelingt es nicht so in einem Moment. Noch eine wichtige Betrachtung hält die Päbste von Unterdrückung ihres Volkes ab, wenn sie auch Versuchung dazu fühlten: nur mit Liebe zum Pabst, als König, gattet sich die Ehrfurcht vor dem Haupt der Christenheit. Der Päbste Despotism äussert sich mehr im Schlaf, als im Misbrauch ihrer Macht. Schwäche ist ihre Tirannei, das heifst, sie überlassen andern das Tirannisiren, und dabei gehts denn ziemlich ruhig ab, das Volk durchträumt die Zeit bis zu einer neuen Pabstwahl, es hat Muse dazu. Der hohe Clerus fühlt sich nicht berufen, ohne Interesse, die einmal bestehende Ordnung der Dinge zu stören, denn das Ansehen des Pabstes, schon an und für sich sanft und mild, wird ihm kaum fühlbar. Die Uiberzeugung von der Heiligkeit dieser Gewalt, von ihrer Nothwendigkeit, und von ihrer momentanen Dauer, sind

ihre Stützen: Ehrsucht und Hoffnung, einen Theil der Gewalt im Augenblicke, und vielleicht einst sie ganz auszuüben, nehmen ihr vollends alles lastende, ihr bleibt nur ihr Gewicht. Was sollte die Cardinäle zur Beschneidung der Tiare spornen? Alles, was sie im Staate, in den Augen der Menge, im Clerus, beim Regenten; selbst was sie in ganz Europa repräsentiren, das gelten sie nicht durch ihren Cardinalshut, sondern eben durch die dreifache Krone, die einst ihren Scheitel schmücken kann. Und — sie sollten jenen Thron beschränken, den sie einst zu besteigen hoffen dürfen?

Das Volk hat einen unbeschränkten Herrscher, aber nur einen; er wechselt oft, es glaubt ihn von Gott gesandt, und zwischen dem Volke und der Tiare gähnt eine ungeheure Kluft. Hier hast du die moralischen Ursachen, welche den Nacken der Römer und ihren Glauben unter das Joch beugen, das sie nicht drückt.

In Rom verhütet weder die Polizei Störungen der öffentlichen Ruhe, noch unterdrückt sie die Justitz, und doch ist das Volk ruhig; der Mangel an Motifen zur Unruhe ersetzt die Mittel, Ruhe zu erhalten. Daher nichts seltner in Rom, als qualificirter Diebstahl, Raub und Volksauflauf; aber Messerstiche giebts da in Menge. Diese erzeugen jedoch weder Unruhen noch Entsetzen; man sieht mit kühlem Blute morden, und

erzählt den Mord eben so gleichgültig. Der Mörder heifst kein Bösewicht, kein gefährliches Mitglied der Gesellschaft, kein Ehrloser. „Man wird ihn gereitzt haben", das ist alles, was man über ihn hört. Messerstiche sind des Volkes Zweikämpfe. Man betrachtet sie als Selbsthülfe, als Ausübung einer Gattung von Justiz, die man dem Volke noch übrig gelassen hat. Aber sie überschreitet nie die Gränzen der Rache; und diese Rache zügelt die Furcht, sie einmal selbst zu reitzen, und ihr Opfer zu werden. Rache ist die Polizei der Römer.

Man würde ohne Mühe, wenn mans nur ernstlich darauf anlegte, dem Pöbel das Messer aus den Händen winden, und einen schändlichen Auswuchs der peinlichen Justitz mit seiner Urquelle vereinigen können; man dürfte nur die Asyle aufheben, die Galeeren in strengere Aufsicht nehmen, und dem Sterbenden nicht mehr ungewisse Laute der Verzeihung auspressen. (Der Mord durch einen Messerstich gilt hier so sehr als Privatverbrechen, dafs mit dem Versöhnungsworte des Sterbenden auch die Justitz mit dem Mörder versöhnet wird.)

Sollte wohl bei einer solchen Reformation das Volk gewinnen?

Das Messer schlachtet zwar der Opfer manche, aber es hindert die Unterdrückung, welche ihrer ungleich mehrere schlachten würde. Es

kürzt manchen Lebensfaden ab, verhindert dagegen aber Ströme von Thränen und eine Summe von Unglück.

Der Grofse, im Besitz der Möglichkeit des Drucks, und der Geringe, wenn er sich rächen kann, spielen gleiches Spiel. Es sei jedoch ferne von mir, den Messern das Wort sprechen zu wollen, hier ist nur von dem kleinsten unter mehrern Uebeln die Rede. Ein paar Worte über die Seltenheit des Diebstahls. Die phisischen Bedürfnisse, welche den Diebstahl motifiren, sind nirgends so gering, als in Rom. Zwar schenken Boden und Kunstfleifs den Römern keine Schätze, Aber durch ihres Clima's üppige Fruchtbarkeit genährt, erwärmt durch ihrer Sonne Gluten, die ihnen statt Kleidern gelten können, vermissen sie keins von jenen beiden.

Die precaire Lage der Bettler, dieser Auswüchse der Dürftigkeit, ist anderwärts die gewöhnliche Quelle der Dieberei; hier findest du dies nicht, der Bettler gehört zu einem fixirten Stande, der seiner Nahrung gewifs ist. Jeden römischen Bettler nährt der Bettel, er sichert ihm nicht nur die Bedürfnisse des Augenblicks, sondern selbst jene der Zukunft.

Männer, Weiber, Kinder dürfen in Roms Strassen nur in Lumpen sich zeigen, eine eckelhafte Wunde zur Schau ausstellen, und sie finden Brod, auch noch etwas mehr, denn das Mit-

leid der Römer geht nicht mit der Vernunft Hand in Hand. Und braucht der Bettler mehr als die Bedürfnisse des animalischen Lebens? Entehrt, erniedrigt durch Elend, körperliche Leiden oder Trägheit, findet er, gleich dem Hunde, der ihn begleitet, in ihrer Befriedigung sein ganzes Glück.

Mehr als irgendwo in der Welt wimmelts in Rom von Bettlern, alle Strassen und Zugänge sind mit ihnen besäet; einen grofsen Theil setzen die Wallfahrthen dort ab. Alles steht ihnen offen, sie dürfen allenthalben mitleidige Seelen aufspüren; selbst in den Caffeehäusern laufen sie, gleich Hausthieren, ab und zu. Das Zartgefühl wird empört, es leidet, murrt; aber die Menschlichkeit heifst es schweigen, denn auch Bettler sind unsre Brüder. Noch ein Grund mehr, der die Seltenheit des Diebstahls erklärt, ist der Mangel an Luxus, besonders an jenem verderblichen, schamlosen, der nur zu glänzen sucht, gleichviel auf wessen Kosten. In Rom ist der Ueberflufs weniger Nothdurft, als in andern Städten. Da bieten Reichthümer der Ehrsucht wenig die Hand, ihr einziger Weg geht durch die Geistlichkeit und findet dort sein Ziel. Zudem kennt sich hier alles; mithin schwindet die Hoffnung, durch erborgten Glanz zu täuschen, und eben deswegen wird Glanz und Verbrechen, um ihn zu erkaufen, unnütz. Imaginaire Bedürfnisse erzeugen grössere Schandthaten, als die nothwendigsten

des Lebens. In Rom stiehlt nicht Elend, nicht Trägheit oder Ehrgeitz: Befriedigung des Geschlechtstriebs ist kein Reitz zum Diebstahl. — Ich sage, Befriedigung des Geschlechtstriebs, denn hier bieten Clima und Sitten Gegenstände in Fülle dar, selbst der eigensinnigsten Wollust zu genügen. Privatausschweifungen sind in Rom so zügellos, daſs man keine öffentlichen Tempel kennt, wo man der sinnlichen Liebe opfert, sie sind unnöthig: so ist in andern Ländern die Armuth so allgemein, daſs man keinen Bettler findet.

Es werden zwar zuweilen einmal Diebstähle begangen, aber dies sind eher Versuchungen, Reitze eines günstigen Augenblicks, denen der Dieb unterliegt, als durchdachte Gaunerstreiche.

Du eräthst, warum Meuchelmord selten ist. Das Bedürfniſs, zu stehlen, ist nicht häufig und nicht sehr thätig; die Strafen gegen den Diebstahl sind nicht strenge, daher bringt selten der Dieb seiner Sicherheit ein Menschenleben zum Opfer. Aber, wirst du sagen, warum ermüdet die schlechte Justiz- und Staatsverwaltung nie die Geduld des Volks?

Unterscheide hier wohl die Rechtshändel des Volkes, des Pöbels und die der höheren Stände. Jene drehen sich gewöhnlich um Kleinigkeiten, wo Recht und Unrecht gleich zu Tage liegen, mithin erfolgen gerechte, oder solche Urtheile,

deren feine, unmerkliche Ungerechtigkeit dem Blick der Menge entschlüpft.

Die Entscheidung von Rechtshändeln anderer Art interessirt nur einen sehr kleinen Zirkel, und hier verhüllt die Verkettung verschiedenartiger Interessen und Formen, und das mistische Dunkel der Rechte die Ungerechtigkeit der Urtheile.

In der ganzen Staatsverwaltung affizirt eigentlich nur ein Zweig die Volksmasse, und zwar, weil er am fühlbarsten und zunächst auf sie würkt; dies sind die Preise der Nahrungsmittel. Wenn sie steigen, entsteht lautes Murren. Was beginnt nun wohl die Staatsgewalt? Sie lauert gespannt, und wird das Murren nicht zum lauten Schrei des Aufruhrs, dann weicht sie nicht aus ihrem Gleise; ihre Sorge beschränkt sich nur, das Maas des Volksgrimms nicht durch das letzte Tröpfchen zu überfüllen, das alle Gefässe überfliessen macht. Ertönt aber der Schrei des Aufruhrs, dann setzt man die Preise herab, und — die Maase werden kleiner, das Volk ist zufrieden; es bleibt sich in allen Staaten der Erde gleich. Das römische ist indessen das geduldigste; andere Völker harren einer bessern Zukunft entgegen, diesem kann der nächste Morgen Hülfe und ein glücklicheres Schicksal bringen. Der Pabst erscheint ihm als ein König im Todeskampfe, denn er besteigt gewöhnlich nur darum mit einem

Fusse den Thron, weil der andre schon im Grabe steht.

Die schlechteste Empfehlung eines Pabstes bei den Römern ist langes Leben, er verzögert dadurch die Ziehung eines Glücksrades, das für jeden Loose enthält, und aus dem alle einen Treffer hoffen. Die Cardinäle haben Loose zur Pabstwahl, die Prälaten zum rothen Hut, der übrige Clerus zu Prälatenstellen, der Adel hofft Einfluſs, andre hoffen Aemter, der Handelsstand Versteigerungen, der Künstler Arbeit, der Bettler endlich — Allmosen; kurz alle hoffen von der Pabstwahl Veränderung ihrer Lage, Schauspiele, Feste und rauschende Freuden. Rom ertönt von lautem Jubel; in wildem Freudentaumel wogt und fluthet durch alle Strassen die Menge — hat Rom einen Sieg erfochten? — Nein, der Pabst ist nicht mehr.

Sechs und siebenzigster Brief.

Rom.

Wie kann aber wohl, unter dem Joch einer ungezügelten Herrschergewalt, beim sekundären Einwürken so vieler Gewalten des Drucks, niedergebeugt durch die tiefste Armuth und den beispiellosen Fehlern und Schändlichkeiten einer verabscheuungswerthen Verfassung preisgegeben, das Volk glücklich seyn?

Der Gehorsam des Volks ist nicht sehr unbegreiflich; Geduld, Hoffnung und Religion haben zwischen Druck und Empörung eine weitgähnende Kluft gegraben. Aber wie sein unbefangenes, heitres Gehorchen erklären?

Ich sagte schon oben, daſs des Pabstes unbeschränkte Macht nicht sehr auf dem Volke lasten könne; die Einwürkung der Groſsen ist ihm noch weniger drückend. Es herrscht, in allen Beziehungen der letzteren mit Ihresgleichen und mit den Geringeren, eine ausgezeichnete Gefälligkeit, eine Willfährigkeit und Cajolerie ohne Gränzen; dies bewirken die tollen Launen der Glücksgöttin, welche du in Rom in ihrem buntesten Spiele erblickst; gewöhnlich sind Bediente, Mönche, Secretairs, und Weiber ihre Maschinen. Man weiſs daher nie ganz, wen man vor sich hat, kennt den Werth des Mannes nicht, mit dem man umgeht, nicht den Einfluſs des Vorübergehenden, den man grüſst. Vielleicht ist jener arme Priester dort morgen Prälat, dieser arme Prälat, Cardinal; ein armer Teufel heute Secretair oder Bedienter eines Mannes von Einfluſs. In dieser Ungewiſsheit behandelt man sich wechselseitig mit vieler Umsicht; im Zweifel verschwendet man allenthalben süsse Worte, ein gewogenes Lächeln, den Händedruck der Freundschaft; jedes Gesicht macht dem andern den Hof.

Die Römer haben eine auffallende Fertigkeit, alle Züge umzuwandeln, oder besser, sie haben nicht nöthig, diese beweglichsten aller Gesichter zu verändern; es sind die besten Masken in der Welt, auf welchen alle Leidenschaften sich tummeln. Allein ihre Pantomime verzerrt Gestikulation, Worte und Blicke, sie wollen sie zu bedeutend machen, und sie wird ausdrucklos. Der Italiener traut weder dem Gesicht, noch den Worten seines Landsmanns, selbst dem Ton nicht, den er in sie legt, er glaubt nur dem Erfolg.

Es ist sehr unterhaltend, den Besuch eines Cardinals bei einem andern, besonders, wenn dieser Einfluſs besitzt, zu beobachten. In der ersten Antichambre grüſst er die Bedienten, in der zweiten lächelt er den Kammerdienern zu, in der dritten drückt er dem Adlichen die Hand; im vierten Vorzimmer endlich verschwendet er Gruſs, Lächeln, Händedruck und süsse Worte an den wichtigen Mann, der ihn einführt. Jetzt ist der Cardinal bei seinem Collegen; nun beginnt ein Umarmen, ein Küssen, das die wärmsten Freunde verräth, und doch sind es zwei Rivalen, die sich erdrosseln mögten.

Diese unumgängliche feine Politik im Umgang gewährt dem Geringen jenen Schutz vor dem Druck der Groſsen, den ihm die Gesetze nicht darbieten. Kurz, in Rom nähert die allgemeine Beschränktheit der Glücksumstände die ein-

zelnen Individuen und Klassen der Gesellschaft einander; in einer Menge von gleichen Köpfen, deren keiner über dem andern hervorragt, würde der Despotism Mühe haben, seine eiserne Hand auf einen einzelnen fallen zu lassen.

Sieben und siebenzigster Brief.

Rom.

Noch folgende kurze Notizen und du wirst das Glück der Römer ganz enträthselt finden, das, wie du eben sahst, auf einer anscheinenden politischen Sklaverei und auf einer sehr wesentlich existirenden Freiheit beruht. Kein phisisches Bedürfniſs des Römers findet überflüssige Befriedigung, aber jedes die nothdürftige; und diese Nothdurft ist sehr klein.

Der Hunger plagt das Volk nicht, eine tägliche Mahlzeit genügt ihm, und diese besteht aus Früchten, Gemüse, kleinen wohlfeilen Fischen und etwas Fleisch. Der Durst heischt und consumirt wenig Wein, dagegen viele Limonen und Eis. Der Mangel an letzterem reitzt den Pöbel leichter auf, als Hungersnoth.

Die Kleidertracht wird durch Clima und Gewohnheit auf nothdürftige Bekleidung beschränkt; wer nicht grade nackt ist, ist gekleidet.

Die Bedürfnisse des Geschlechtstriebs finden im Cicisbeat Nahrung; Sitten und Religion bieten ihnen Leichtigkeit der Befriedigung und tolerante Nachsicht dar.

Ein ganz eigenes Bedürfnifs, das ich gewöhnlich unter jenen des Menschen nicht aufgezählt fand, ist der Drang, welchen wir fühlen, unser Thätigkeitsvermögen ganz zu erschöpfen; das heifst, des Restes unserer Zeit los zu werden, der uns übrig bleibt, wenn wir uns mit unserm Körper abgefunden haben. Dieses gebieterische, mächtige Bedürfnifs, welches in unserm Leben eine so bedeutende Rolle spielt, ist von Gesetzgebungen zu wenig berücksichtigt, vom Strahl der Philosophie zu wenig beleuchtet worden. Wer hat nicht schon das Mifsbehagen, Langeweile genannt, mit seinen Quaalen gefühlt, welches dies Zuviel unsres Daseyns in uns erregt, wenn wir durch Zwang oder Mangel des Spielraums an seiner willkührlichen Consumtion gehindert werden?

Der Mensch, im Zustande der Civilisation, beginnt, um dieses schmerzliche Gefühl zu bekämpfen, um der Langenweile vorzubeugen, oder ihr zu entfliehen, allerlei Versuche; er erfindet und cultivirt eine bunte Reihe von Künsten, erhebt sich zu höherer Vollkommenheit, oder versinkt tief in den Schlamm niedrer Lüste, erniedrigt sich oft selbst unter die Thiere; diesem Bestre-

ben zu gefallen, erschüttert er den Weltkreis, und setzt den Griffel der Geschichte in Bewegung.

Jener Trieb ist jedoch auf den verschiedenen Stufen der Menschenbildung, unter verschiedenen Zonen, mehr oder weniger gebieterisch. In Rom, zum Beispiel, wird er, wie all' seine Brüder, durch das Clima sehr beschränkt. Hiezu tragen ausserdem noch die politischen Verhältnisse bei, welche dagegen bei andern Völkern die Entwickelung, Ausbildung und Vermehrung dieses Thätigkeitsdranges befördern. Du siehst auch hieraus, dafs Europa's Politik sich vom Kirchenstaate immer mehr entfernt, wie itzt das Meer von seinem Gestade.

Dieser Staat existirt wohl, seinem Flächeninhalt nach, noch in unserm Welttheile, aber seine politische Existenz ist verschwunden; er figurirt nicht mehr auf unserer Halbkugel. Er ist eine todte Masse, welche keine noch so allgemeine Bewegung aus ihrem Grabe erweckt, welche das rege Wogen und Treiben des Handels nicht beleben, keine elektrischen Schläge, von Ungewittern am politischen Horizonte erzeugt, zu erschüttern vermögen, während diese letzteren die Thätigkeit aller Nationen erregen, entwickeln und unterhalten.

Das Bedürfnifs, die Thätigkeit spielen zu lassen, bei den Römern durch jene angeführten Schranken, Clima und politische Relationen, ge-

hemmt, fodert nicht den weiten Wirkungskreis, dessen es anderwärts bedarf, um sich zu tummeln, und seine Befriedigung zu finden; es bedarf nicht der manchfachen Felder der Philosophie, der Litteratur und Politik.

Die kleine Summe von Daseyn, die dem Römer, nach Stillung seiner ersten Bedürfnisse, noch bleibt, vergeudet er in der Sieste, im Genuſs sinnlicher Liebe, in Kleinigkeiten, theologischen Zänkereien, und in Prozessionen. Auf das Mittagsmahl folgt die Sieste; sie endigt um sechs Uhr Abends, dann werden keine Geschäfte mehr gemacht, oder man beschäftigt sich mit Tändeleien. Die Nacht bricht ein; jetzt sind alle Arbeiten zu Ende, die Werkstätten werden geschlossen, Männer, Weiber, Mädchen, alles schwärmt durch die Strassen, jedes sucht seine eigne Unterhaltung und das dauert bis drei Uhr Morgens. Man geht spazieren, besucht den Corso, die Conversaziones und die kleinern Kränzchen, man schmauſst in den Gasthäusern, in den Eiskellern; selbst der gravitätische Geschäftsmann, der Geistliche, alles legt die Geschäftsmine, den Nimbus der Heiligkeit ab, und überläſst sich dem Wohlbehagen und der fröhlichsten Unterhaltung. Jeder Abend ist ein öffentliches Fest, wo die Liebe den Vorsitz hat. Sie ist nicht sehr verfeinert; Sinnlichkeit spricht zu ihrer Schwester, und beide verstehen sich recht gut; oder Eitelkeit

spricht zur Eitelkeit, selten Herz und Phantasie zu Ihresgleichen.

Das Glück unsers Geschlechtes bei den Damen ist etwas so gewöhnliches, daſs es eigentlich ganz den Namen eines Glücks verliert.

Die Sitten des Privatmanns und des Manns im Amt sind in Rom ganz ohne jene Moralität, ohne jenen feinen Anstand, der in den Sitten unseres Vaterlands weht.

Das moralisch Schöne ist hier eine *terra incognita.* Alles Gute, jede Tugend verdankt ihr Daseyn dem Instinkt, dem k l u g e n Mutterwitz, der Gewohnheit. Sonst werden die edlern moralischen G e f ü h l e zu Erreichung jenes Ideals, in allen seinen Ausflüssen, hingequält; sie sind ein Raub ausgeklügelter Spitzfindigkeiten und eines angestrengten Wettkampfs der Seele mit bangen Gewissenszweifeln: um jenen Zweck zu erfüllen, sucht das Gefühlvermögen, mit so vieler Kunst und so mühsamen Anstrengungen, Schriften, Gespräche, Leidenschaften, kurz die Summe des Privat- und öffentlichen Lebens mit bunten Farben auszuschmücken. Das alles findest du in Rom nicht.

Das Leben der meisten Individuen hat da nur zwei Abschnitte: Kindheit und Alter; keine der andern Abstufungen, die in der Mitte liegen.

Zwei Dinge vermehren ganz besonders das Glück des Römers. Diese sind seine Religiosität und der Grad seiner Reitzbarkeit. Ihm verhüllt die Religion, mit einem wohlthätigen Schleier, die Vergangenheit, und macht ihm, durch süsse Verheissungen, die Zukunft zum rosigten Traum. Bei dem Volke ist die Hoffnung ungleich würksamer, als die Furcht; seine Religion trägt die dichteste Binde, und ist die bequemste. Versäumt der Römer keine gottesdienstliche Ceremonie, das heiſst, kein Schauspiel; plappert er regelmässig einen Schwall von Worten her, dann ist ihm gewiſs sein Stuhl im Himmel gesetzt. Er hat nicht nöthig, seine Gefühle und Ideen zu bearbeiten, seine Lebenstage im Kampfe mit den Anfechtungen des Fleisches hinzubringen: seine Religion hat den Anstrich des milden Clima's, unter dem sie herrscht. Die Reitzbarkeit des Römers ist nicht sehr stark, nicht concentrirt, sondern unstät; daher macht sie ihn selten unglücklich, und selbst dann nur in geringem Grade.

Diese Reitzbarkeit kann wohl, wie jene des schönen Geschlechts, zu allen Extremen entflammt werden, allein dann müssen die Triebfedern in steter Spannung fortwürken.

Schlage die Annalen der Geschichte auf, und sieh, was aus Rom ward, als die Sucht, die

Welt zu erobern und der Stolz, sie erobert zu haben, sich allmählig abspannten. Alles versank in die tiefste Apathiee, und bald war die Weltherrschaft ein Fantom. Die Cäsarn verschwanden, um den Päbsten den Platz zu räumen.

Das alte Rom war nur ein künstliches Gebäude; itzt erblickst du es in der Rolle, die die Natur ihm vorzeichnete. Zu dem, was diese Stadt in unsern Zeiten ist, bestimmten sie Clima und Boden; aus der freien Einwürkung beider mufste das jetzige Rom als Resultat hervorgehen. Nie werden die heutigen Römer eine hohe Stufe von Bildung des Geistes und der Phantasie erklimmen; ihnen fehlen die innern Schwingungen, welche in den Sitten und im Gebiet der Künste das Erhabene, und jene energischen Erscheinungen produziren, in denen Leidenschaft und glühendes Gefühl weht. Sie bleiben innerhalb den engen Schranken einer gehaltlosen Fülle, einer spielenden Oberflächlichkeit und eines Schwalles klingender Worte; ewig wird ihnen wahres Genie fehlen, denn seine Ader quillt nur, durch Anreize hervorgelockt; so entsprudelte beim Schlag von Moises Zauberruthe dem Felsen die Quelle. Diesem Volke mangelt hiezu der erforderliche Grad von Reitzbarkeit; hier ist das Genie nur ein seltnes Spiel des Zufalls. Aber dieser Mangel darf dich nicht auf falsche Schlüsse führen: Völkerglück

liegt nicht im schimmernden Glanze, der die Augen der Nachbarn blendet. Prunkende Eigenschaften und Talente bringen fast immer den Völkern, wie dem einzelnen Menschen, Elend und Unglück, und schärfen des Neides giftigen Zahn. Mit einem Wort, der Römer gleicht dem friedlichen Mann im Mittelstand, dessen Tage im stillen Dunkel hinschleichen; sein Loos regt keine Eifersucht auf, und er spornt, ohne Liebenswürdigkeit und Nützlichkeit, nicht zur Nachahmung; man sehnt sich nicht nach seinem Umgang, allein er ist glücklich.

Acht und siebenzigster Brief.

Rom.

Nie betretet die Victorienkirche, ihr zarten, reitzbaren Seelen, die ihr Amors Gebiet scheut, denn ihr würdet Berninis heilige Therese erblicken.

Therese ist halb hingegossen, der weiche üppige Körper der Wollust so hingegeben — der feuchte Blick, die schwärmerischen Züge, die niedlichen Füsse, und besonders die schöne Hand, alles schmachtet nach Genuſs. — Meine Phantasie erröthet, weg von diesem Zauberbilde. Und diese Kirche — sie heiſst die Viktorienkirche!

Hin zu Moises Fontäne, wenn dein Innres ungestümm wogte; ein Blick auf die ruhenden

Löwen, die aus den offnen Rachen Wasserstralen ausströmen, wird die stürmenden Wogen wieder ebnen; ihre wahrhaft erhabene Ruhe macht auch dich wieder ruhig. Nur so ruhen gewaltige Wesen. Im ganzen Daseyn dieser Thiere athmet Friede. Jener kolossale untergeschlagene Fufs, den sie vorstrecken, verläugnet seine Klauen, er scheint ganz ohne Waffe.

Aechtes Genie, hohe Kunst, des Meisels höchster Aufwand hat diesen schwarzen Marmorblöcken Leben eingehaucht, und sie in Löwen verwandelt.

Ruhe darzustellen, ist der Kunst keine schwürige Aufgabe, aber es ist nur die Ruhe des Todes; hier weht Leben in den ruhenden Thieren.

Neun und siebenzigster Brief.

Rom.

Ich sagte dir in einem meiner vorigen Briefe, die Pfarrer seyen Werkzeuge deren sich die Staatsverwaltung bediente. Es sind deren neunzig, ihre Amtsverrichtungen machen sie zu wahren Polizeikommissairs.

Die Anklage eines Pfarrers allein schon droht deiner Freiheit, und bringt dich in Ketten und Banden; doch gilt dies nur von den niedern Ständen; der Mann von Rang weifs, wie allent-

halben, sich zu helfen. Den Pöbel schützen indessen seine Messer; diese können den despotischen Pfarrern Furcht und Schrecken einflössen, und es geschieht wirklich, denn ich kenne einen Pfarrer, den die furchtbaren Messer immer innerhalb seiner vier Wände zurück halten. Hier ein Beispiel von dem bürgerlichen und religiösen Despotism, den die Pfarrer ausüben können. Alle Catholiken sind verbunden, auf Ostern das Abendmahl zu geniefsen, und welche Strafe steht auf der Unterlassung? Ausschlufs vom Abendmahl; sie müssen unterlassen, was sie nicht gethan haben!! Nicht lange nach Ostern fertigen die Pfarrer die Listen der ungehorsamen Pfarrkinder, und reichen sie beim Gouvernement ein; am Bartholomäustage werden diese Listen bekannt gemacht, begleitet von einem Bannstrale, den der Pabst herabschleudert.

Ein Pfarrer eiferte in einem Gespräch, das ich mit ihm hatte, über diese ärgerliche Sitte. Ich, sagte er mir, schicke nie Listen ein; erfüllt eins meiner Pfarrkinder seine Pflicht nicht, so warne ich in der Stille; dann lasse ich den Schuldigen vor der Kirchenthüre stehen — und endlich wandert er in's Gefängnifs, so mufs er wohl zum Abendmahle gehn; einer safs sechs Wochen ein, er wurde geschmeidig, und genofs das Abendmahl.

Der Pfarrer erzählte mir noch ein interessantes Phänomen. Der Pabst verordnete eine allge-

meine Mission, als Danksagung für eine ausgezeichnete Erndte, Ablässe ohne Zahl. Die Folge war, daſs in diesem Jahre die Zahl der Nichtkommunicanten so hoch stieg, daſs der Pabst es für klug hielt, die Verkündung der Listen zu verbieten, und auf niemand den Bannstral zu schleudern. Muste er nicht öffentliches Aergerniſs und die Zahl der Schuldigen fürchten? Sie würde durch Publizität gewachsen seyn.

Aber, warum, fiel ich ein, dulden Sie all diese groben Vorurtheile, die den Dienst des höchsten Wesens in Rom entehren, und ihn anderwärts verächtlich machen? „Sie müssen das „Restchen von Religion mit durchschleppen, das „Sie noch hier finden," war die Antwort.

So, so, versetzte ich; Sie machen es wie Moliere, der mit seinem *médecin malgré lui* dem *misantrope* durchhalf. „Unser Volk," erwiederte mein Pfarrer lachend, „lebt nur in Sinn„lichkeit; eine geläuterte Religion würde ihm „nicht körperliches, nicht fühlbares genug haben; „seine Religion muſs die Sinne berühren, es „muſs sie sehen, betasten, mögt' ich sagen; sie „muſs daher mit Aberglauben verbrämt seyn."

Ich tadelte noch ferner des Pfarrers Nachsicht gegen Ausschweifungen. „Wir sind nur darum," sagte er mir, „so nachsichtig gegen die Liebe, „weil dies im Interesse der Religion selbst liegt; „mehr Strenge in diesem Punkte, und sie wä-

„re ganz dahin; mehrmals fehlgeschlagene Ver-
„suche haben uns Beweise davon geliefert."

Sie sind noch Götzendiener, wie ich merke, Sie opfern der Sonne?

„Ganz recht, der Sonne und dem Cölibat.
„Der gesetzliche Cölibat zählt so viele Mitglie-
„der, daſs man ihn sehr schonen muſs; es wür-
„de äusserst gefährlich seyn, sie zur Verzweif-
„lung zu bringen."

Gestern wohnte ich einer bisarren Andachtsübung bei. Eine Menge Volks machte auf den Knieen eine Promenade, die Stufen der *Ara coeli* hinauf; alle murmelten Gebete, jener um Lotteriegewinnst, diese um einen Mann, ein Jüngling, um sich Gegenliebe zu erbeten; denn das sind die wichtigen Anliegen, zu deren Erhörung man Gott durch Gebete zu bestechen sucht, so versicherte mich mein guter Priester. Ich lachte.
„Was finden Sie denn darin Uibles? Während
„man betet, geschieht nichts schlimmres, die Re-
„ligion bleibt unangetastet." Und — Ihre Einkünfte, ehrwürdiger Herr!

Achtzigster Brief.

Rom.

Ihr trägen Schönen, die ihr noch nie die Vorläuferin der Sonne begrüſstet, schenkt mir

ein paar Minuten Gehör, ich will euch Auroren, von Guido's Hand, auf einen Platfond des *Palazzo Rospigliosi* hingezaubert, schildern.

Die Nacht ruht noch auf des Meeres unermeſslicher Fläche, hier und da glänzt der Schaum der zerstiebenden Woge; Aurora erscheint, eine jugendlich schöne Gestalt, voll edler Simplicität, in ihrer Hand aufgeblühte Blumen: Schleier von allen Farben umhüllen sie; (ein sinnvolles schimmerndes Bild der Wolken, die sie begleiten) flüssiger Purpur umschwimmt, in mancherlei Abstufungen, in den ätherischen Lüften die Göttin. Sie schreitet voran, und blickt, feuchten Auges, zurück nach Helios, ihre wehmüthigen, sehnsuchtsvollen Blicke begegnen sich, denn ihre Trennung ist ewig; nur in den heitersten Tagen ist ihnen ein flüchtiger Wechselblick vergönnt. Vier stolze Renner stampfen schnaubend die azurnen Wogen; der Azur wird zum flammenden Roth, der rosigte Wagen gleitet fort. Ihn umtanzen, in verschlungenem Kreise, Aurorens jüngste Töchter, die jungen Horen, der schönen Mutter und sich alle so ähnlich; zwischen der Göttin und ihren Rennern flattert der Schalk Amor, Phöbos Fackel in der kleinen Hand: er schwingt sie über den Weltkreis und — es wird Licht.

Schade, dreimal Schade, daſs die Hand der Zeit das herrliche Gemälde allmählig zerstört! Jeder Tag vermehrt Aurorens Blässe, die Rosen-

finger sind verschwunden; bald wird sie nur noch als Verkünderin winterlicher Tage erscheinen.

Indessen ist dies reizende Gemälde nicht ohne Flecken. Aurora ist zu ernst, nicht schlank, die Thränen, die an den schönen Augenwimpern zittern, sind nicht liebend genug. Sie schreitet in den bepurpurten Lüften einher, sie sollte nur dahin schweben. Die Blumen, warum zum Strausse vereint? zu fest hält die Hand diese Rosen, nicht eine entfällt ihr. Lafontaine sah Auroren, als er eine junge Schöne schilderte:

La tête sur un bras, et son bras sur la nue;
Laissant tomber des fleurs et ne les semant par.

Hier sind Aurore und der Dichter unverkennbar.

Ein und achtzigster Brief.

Rom.

Ermüdet, Statüen, Palläste, Gemälde, Obelisken zu sehen, und ihnen Bewunderung zu zollen, suchte ich in den Gärten der Villa Borghese Erholung. Seit drei Stunden ruhe ich hier am Busen der Natur.

Dort irrt eine Schaar niedlicher Rehe auf dem frischen Grün. Sieh! sie stutzen bei meinem Anblick und werfen die Köpfchen in die Höhe, itzt fliehen sie weiter; ich sehe hundert schnelle,

zartgebaute Läufe, unter deren flüchtiger Berührung sich kaum die Spitzen der Blumen und Gräschen beugen.

Hinauf auf diesen Hügel! Ein himmlischer Anblick — vor mir liegt, wie ein weiter Teppich, die ganze Campagna di Roma.

Die Verschmelzung aller Stufen der Cultur, alle Farben im bunten Contraste, niedre Hütten und schimmernde Palläste verbreiten über dies unermeſsliche Gemälde einen magischen Reitz. Da gattet sich das volle Leben des jungen Lenzes mit dem hohen Glanze des Sommers, Himmel und Erde verschwimmt in neblichter Ferne in einander; unter meinem erstaunten Blick verwandeln sich flüchtige Scenen, durch Wechsel von Streiflichtern und Schatten erzeugt. Am Abhang der Gebürge schwimmt bläulicher Duft und hüllt sie in ein zauberisches Blau, ewiger Schnee krönt mit blendendem Glanze die majestätischen Gipfel: im Mittel- und Vorgrunde umkränzen Pinien, Pappeln und Cipressen romantische Trümmer von Mausoleen und Aqueduktеn, und strecken die üppigen Häupter in den reinen Horizont hinauf.

Lieber noch weile ich in deinen stillen Schatten, dunkelnder Hain! Sei mir willkommen, heilige Einsamkeit! Behaglich hingestreckt im Grünen, von blühenden Stauden und Kräutern und düsterm Gebüsch, in bunter Verwirrung, umschlossen, mein Taschenbuch neben

mir, schlage ich den Blick in des Himmels lichte Höhen; itzt sinkt er auf prunkende Porphirsäulen wieder herab, die, kühn in den Lüften trotzend, auf der vom Glanz des Abendrothes schimmernden Spitze, Statüen von blendendem Marmor tragen.

Dort ein Säulengang — ich muſs ihn näher sehen. Antike Statuen — das ist Venus, jenes Apollo, ein Faun — und wie dich verkennen Amor, so schalkhaft unter Mirthen versteckt?

Ha! auch Grabschriften, auf Marmortafeln eingegraben, und in die Wand eingemauert:

„Einem Vater, einer Mutter, die mich liebten"

„Meinem Kinde"

„Einer geliebten Schwester."

Entzückende Gärten! Man glaubt sich hier tief im stillen Schoose der groſsen Mutter Natur verborgen.

Horch, die süssen schmelzenden Töne! Sie mischen sich allmählig in die Stille, die mich umgiebt! Philomele flötet tiefer und immer tiefer ersterbende Laute, die Turteltaube girrt ihre letzten Küsse, dort suchen Vögel eine Ruhstätte; gaukelnde Zephire flattern von den bebenden Blumenkelchen, die sie eben aufgeküſst haben; der Bäche Rieseln, das Sprudeln muthwilliger

Quellen, das Brausen der Cascaden, die auf frische Matten und Marmortrümmer hinabstürzen, vollenden das zauberische Conzert des Abends.

Wie sehne ich mich nach euch, ihr fernen Geliebten! Wenn ihr itzt in buntem Gewühl mich umhüpftet! Euch folgte sorgsam die liebende Mutter, vom Glanz ihrer Tugenden und durch euch verschönert, das wäre mehr als Seligkeit; euer Jauchzen, euer ungestümmer Freudenjubel würden mich mit Wonne erfüllen! Ich sehe euch Emanuel, August, Adrian, Fanny, Adelaide, Lenore, in den Büschen euch tummeln, euch, um die Wette, auf dem jungen Rasen wälzen, ihr verliert euch im dunkeln Gebüsche; sieh! da beugen sie die Gräschen und Blumen nieder, den Zephirn und bunten Schmetterlingen ähnlich, die ihnen eben Platz gemacht haben.

Komm Karl, folge mir dort unter jene Lorbeern; vor Brutus, Cato's und Cicero's Büsten wird das Feuer der Begeistrung deine junge Seele durchströmen, dieser Marmor und der Enthusiasmus meiner Worte sollen dir die Grofsen der Vorwelt schildern.

Ein lieblicher Traum — doch nur ein Traum. Uns trennen dreihundert Meilen, noch lange Monden!

Ich mufs scheiden, immer düstrer wird der Abend, der letzte Scheidestral flimmert noch auf

jenes Obelisken Spitze, itzt stirbt auch er auf der Stirne der Venus, die sie krönt.

Berühmte Villa! Andre werden deine Architektur, deinen Marmor, Alabaster, deine Bronzen, Gemälde, die Pracht und den Luxus preisen, der in dir athmet; ich werde nie deiner Vögel tausendstimmiges Chor, deine blumigten Auen, nie deine Tauben, die niedlichen Heerden von Rehen und Dammhirschen und die heilige Stille, die tiefe Ruhe nicht vergessen, die in deinen Gärten wohnt.

Süsser Friede, der du ewig hier wehen wirst, athme auch unvergänglich in meinem Herzen, geleite mich durch die Stürme tobender Leidenschaften; im Drang der Leiden, die meine Mitbrüder erdrücken, mit denen sie sich quälen, fliehe mich nicht! Verscheuche den stillen Lebensüberdrufs, der den Denker unausbleiblich peinigt, wenn er die Menschen, die Welt, des Lebens buntes Gaukelspiel, und das Fallen des Vorhangs aus ihrem wahren Standpunkte sieht und richtet.

Zwei und achtzigster Brief.

Rom.

Du fragst, warum ich über die Peterskirche schweige? In welcher Sprache könnte ich sie dir würdig schildern?

Der Petersplatz nimmt unter allen öffentlichen Plätzen Europens eine der ersten Stellen ein.

Denke dir einen unermeſslichen Zirkel, ringsumher von einem weiten Portikus bekränzt; vierhundert majestätische Säulen tragen zweihundert kolossale Statüen; in der Mitte zwei herrliche Bassins von Bronze, durch die Zeit geschwärzt, aus denen Tag und Nacht Wasserfluten aufsprudeln, und in blitzendem Regen wieder hinabstürzen: zwischen ihnen steigt hoch und stolz ein prunkender Obelisk in die Lüfte. Er ist von Granit, sein Vaterland Egipten, Sixtus der fünfte lieſs ihn aufrichten.

Die Peterskirche verdankt ihren Entwurf der Eitelkeit Julius des zweiten — ein Tempel sollte sein Grabmal seyn; ihr Bau begann unter Leo dem zehnten, der aus der Zusammenstellung des Vorzüglichsten aller schönen Künste ein Meisterwerk erschaffen wollte; Sixtus der fünfte vollendete sie endlich nach Jahrhunderten, und sein Ziel war, in allem, höchste Vollendung. Muſste so nicht diese Kirche ganz das werden, was sie ist?

Sie ist eines der ausgedehntesten Gebäude, die bis jetzt existiren; denn sie theilt den Vatikan in zwei Theile, bedeckt Nero's Cirkus, auf dem sie ruht, und schlieſst, als Scheidewand zwischen Rom und dem Weltkreis, die so berühmte *Via triumphalis.*

Ein unbeschreibliches Gefühl ergriff meine Seele, als ich zum erstenmale in die Peterskirche eintrat, meine stumme Bewundrung huldigte den himmelanstrebenden Wandpfeilern und den ehernen Säulen auf dem unübersehbaren geplatteten Boden; mir schwindelte beim Anblick all dieser Gemälde, dieser Statüen, der Mausoleen, der unzähligen Altäre; ein sonderbarer Schauer durchzuckte mich, als ich da unter der gewölbten Kuppel stand. In diesem unermeſslichen Raume thürmen seit Jahrhunderten unaufhörlich der Stolz der gröſsten Päbste, ein edler Wettstreit aller schönen Künste, die erhabensten Erzeugnisse der letzteren, in Gold, in Marmor, in Erz und auf Leinwand zusammen, und weihen so Gröſse und Pracht der Unvergänglichkeit.

Man konnte, das gebe ich zu, auf einem grösseren Raume, eine grössere Steinmasse, noch höher himmelan, als die Peterskirche, thürmen, aber aus so vielen kolossalen Bestandtheilen eine Zusammenstellung bilden, die nur groſs und erhaben da steht; aus dieser blendenden Masse von Reichthümern und Kostbarkeiten ein Denkmal erschaffen, das nur prunkvoll erscheint, alle heterogenen Parthieen zu einem schönen Ganzen vereinen, dies war die Gränzlinie, das Meisterstück der bildenden Künste, zum Theil Buonarotas; du findest an dieser Peterskirche das Resultat von achtzehn Jahren seines Lebens.

Das Gebäude hat viele Fehler, aber Gefühl und ästhetischer Blick finden sie nicht; der Zirkel muſs sie aufsuchen, klügelnde Vernunft muſs sie ausspüren, und mühsam zu Tage fördern.

Was soll die Meſsruthe? Willst du mit ihr des Tempels Gröſse messen? Ich dachte, in seinen heiligen Hallen, nur an Gott und Ewigkeit; so muſs wahre Gröſse auf uns würken. Hier verschlieſst sich die Brust den gemeineren Gefühlen, den alltäglichen Denkformen unsres Maschinenlebens, überirdischer Schwung beflügelt die Seele; muſs nicht der Redner hier Wunder würken, wenn er, in heil'gem Feuer, von dem höchsten Wesen zu der schweigenden Menge spricht?

Entsteige deiner Gruft, Bossuet! Wenn, bei der hehrsten Feier, des Weihrauchs Wolken hinauf zur Kuppel steigen, dann erschalle, durch die feierliche Stille hin, deiner Stimme Donner; tausendfach halle sein Rollen in dem hohen Gewölbe nach. Sende, du groſser Toder, auf die stillbetende Menge das Herrscherwort des Königs der Könige herab, deine Laute werden das Gewissen der stolzen Fürsten aus dem Schlummer aufscheuchen; fodre die bleichen, bebenden Gespenstergestalten zur Rechenschaft über das Blut und über die Thränenströme, mit denen sie die Erde befeuchten!

Drei

Drei und achtzigster Brief.

Rom.

Noch ein Wort über die Römerinnen.

In der Geschichte der Civilisation hat das Capitel von den Weibern drei Abschnitte; ihren Körper, ihr sittliches Benehmen und ihren Putz. Von diesem habe ich dir noch nichts gesagt. Die römischen Damen sind, gleich den Genueserinnen, noch in die tiefste Unwissenheit der ausgebreiteten und so wichtigen Toilettenkünste versunken; sie verstehen nicht, den Kopfputz in Harmonie mit den Gewändern zu setzen, und diese zu ihrem Wuchs, ihrer Gesichtsfarbe, zu ihrem Alter passend zu wählen, das Negligé des Morgens von der *grande parure* und der Abendtracht zu unterscheiden. Beinah keine Dame weifs, durch Abstufungen das zu Grelle zu mildern, durch Nüancen Einklang zu erzeugen, und durch Contraste zu heben; alle sind Neulinge in der feinen und so theuren Kunst, sich für die Befriedigung ihrer Eitelkeit, ihrer Coketterie, oder ihrer Modelust, bis auf jede Kleinigkeit vollendet, zu schmücken.

Aber, halt, wirst du rufen, eine solche Beschuldigung, welche die Ehre der Römerinnen in ganz Frankreich, am meisten in Paris auf's Spiel setzt, heischt Beweise. Hier sind sie.

Soll ich es sagen — wird man mir Glauben schenken? In Rom trägt das ganze weibliche Ge-

schlecht Perücken, ein Opfer, das ihre Cokettecrie der Trägheit bringt. Sie sind gewöhnt, jeden Mittag, bis sechs Uhr am Abend, zu verschlafen, die Hälfte des Tags in eine zweite Nacht zu verwandeln; es fällt ihnen aber zu lästig, zweimal im Tag ein Gebäude von Haaren aufzuführen, oder aufführen zu lassen, die schönen Haare fallen unter der Scheere. *)

Die Römerinnen legen Weiſs auf, wenn sie sich *en parure* setzen. Die Italiänerin will eine Lilie, unsre Damen wollen Rosen seyn, und doch schuf sie die Natur zu Weibern. Was sollen Kreppe, künstliche Blumen, und Friseurs, die Natur schenkte euch seidne Locken. Wozu Roth, wozu Weiſs? Verlieh sie euch nicht die holde Röthe der Schaam, und die hinreissende Blässe besorgter Liebe?

Die Sucht, sich zu schmücken, der Undank des schönen Geschlechts gegen die ihm so freigebige Mutter Natur, ist sehr alt. Vor zweitausend Jahren machte Properz seiner Cinthia darüber Vorwürfe. Vielleicht bekehren die

---

*) Sollte man nicht glauben, unsere deutschen Damen mit ihren *têtes à la Titus* und *a la Caracalla* hielten die Sieste mit den Italiänerinnen? Doch unsere Nachbarn haben ihnen nun, statt Kahlköpfen, gar Schmachtlocken gebracht.

A. d. V.

niedlichen Verse unsere Schönen eher, als meine Prose. *)

Mag es, o Theure, so sehr dich ergötzen, im prächtigen Haarschmuck,
Unter des koischen Flors üppigen Wellen zu gehn?
Soll vom Orontes die Narde durch deine Locke nur düften?
Angebohrnen Reitz giebst du für fremden zum Kauf?
Und durch erhandelten Putz vernichtest du eigene Gaben,
Nimmst den Gliedern sogar ihre natürliche Zier!
Glaube mir, deine Gestalt braucht keiner helfenden Mittel,
Amors nackte Gestalt liebt nicht erkünstelten Putz.
Schaue die Blumen nur an, die hold dem Boden entspriessen,
Ungezwungen rankt froher der Epheu empor;
Schau, wie der Hagedorn um Hölen schöner hervorragt,
Ununterrichtet der Bach schlängelnde Pfade sich sucht;

*) Ich setze statt der französischen Uibersetzung dieser zweiten Elegie des 1ten Buchs, eine deutsche aus Schillers Horen fünftem Band pag. 48. her, und glaube dadurch dem Leser nichts zu entziehen. A. d. V.

Wie sich die Ufer von selbst mit bunten
Steinchen bemalen,
Süsser Waldgesang kunstlos der Vögel er-
schallt!
Nicht so setzten, durch eiteln Schmuck,
Helaire und Phöbe,
Jene den Pollux, und die Kastorn in zärtli-
lichen Brand;
Zwischen Apoll und Idas erregte so nicht
Morpesa
Jenen brünstigen Zwist an dem Gestade
Neptuns;
Nicht durch erschminkten Reitz bezauberte
Hippodamia
Ihren Phryger, und flog mit ihm auf Rä-
dern davon.
Ein Gesicht, an Farbe gemischt, wie die
Bilder Apollos,
Borgte vom schimmernden Glanz falscher
Geschmeide noch nichts.
Nicht durch gemeine Kunst erregten sie Glut
in den Herzen;
Mit der holden Schaam dünkten sie schön
sich genug.
Warlich, ich fürchte nicht, du seyst mir
geringer, als jene;
Schön ist ein Mädchen genug, wenn sie
nur Einem gefällt.
Und dir, welcher Apoll den Geist der Lie-
der geschenkt hat,

Du, der Kalliope selbst willig die Leier gereicht;
Die du einzigen Reitz der süssen Worte besitzest,
Alles, was Venus nur giebt, was nur Minerven gefällt;
Damit wirst du, o Liebe, mein ganzes Leben beglücken;
Wirf ihn nur weit von dir, jenen verächtlichen Prunk!

Vier und achtzigster Brief.

Rom.

Morgen gehe ich nach Neapel, aber ich komme noch einmal zurück, um Rom Lebewohl zu sagen.

Noch ein paar Worte über Cardinal Bernis und den Pabst; jenen hörst du stets zuerst nennen. Er füllte immer seinen Platz aus, und immer war das Glück seine Begleiterin. Auf dem Parnaſs lächelten ihm die Musen, an Höfen ward ihm der Könige Gunst, die Grazien streuten ihm Rosen in den Regionen der Göttin von Amathunt, im Vatikan spielte Bernis mit Päbsten, und in seinem Hause zu Albano findet er das Glück in seiner Brust.

Sein Innres enthält einen Schatz von Tugenden und Talenten jeder Art, die ihm jedesmal

nach dem Bedürfnifs des Augenblicks zu Gebote stehen. Das Haus des Cardinals ist allen Reisenden, aus jedem Welttheile, offen; er sagte mir selbst, er halte einen französischen Gasthof an einem der besuchtesten Scheidwege Europens. An seiner Tafel kannst du jeden Cardinal sicher sehen und sprechen. Diese Eminenzen treibt der Geitz so weit, dafs selbst ihr Neid bei dem Prunk verstummt, womit er sie füttert.

Man sagt, Bernis sey nicht gern an seine Gedichte erinnert; das mag vielleicht sein Fall gewesen seyn, eh' er den rothen Hut trug. Ich behaupte mit voller Uiberzeugung, dafs er sich nicht, auf diese Art, an den Musen und der Nachwelt versündigt. Er sprach nicht ohne Interesse, aber mit einer edlen Bescheidenheit, selbst mit dankbarer Rückerinnerung, von dem Dichter der Jahrszeiten, und von dem Abbé.

Der Cardinal ist sehr einnehmend im Umgang, man ist schnell bei ihm zu Hause. Er spricht viel, aber schnell; seine glücklichen Gedanken, die ihm in Menge entsprühen, giebt er als fremde Erzeugnisse, er hat sie da oder dort gehört.

Sein Geist soll etwas an der hohen Kraft gelitten haben, die er ehehin hatte, oder wenigstens sollen dessen feurige Tinten erblafst seyn, ich glaube das nicht; er mag sich wohl zuweilen des Vorrechts bedienen, welches verdienter Ruf

dem grofsen Kopfe verleiht; er glaubt sich der Eitelkeit, der Mühe, oder der Lächerlichkeit, wenn du willst, entbunden, seinen Geist glänzen zu lassen. So weigert sich der Tapfere von geprüftem Muth, eine Ausfodrung anzunehmen.

Bernis scheint ganz frei von Vorurtheil und Anmassung; Geburt, das Gelingen aller Plane, selbst seinen Cardinalshut nennt er Launen der Dame Fortuna.

Vielleicht ist niemand in ganz Rom mehr beliebt, als er, und mit dieser Liebe gattet sich die reinste Achtung, Bewundrung sogar. Jeder, der sich seinem Kreise nähert, verläfst ihn ganz befriedigt; um ihn ist alles glücklich, denn er ist gerecht und von seltner Herzensgüte.

Der Pabst küfst täglich Sankt Peters heiligen Pantoffel; er war es, der, in Wien beim Kaiser, die Mönche in eigner Person vertrat: er läfst die Pontinischen Sümpfe austrocknen, bereichert das Museum Clemens des vierzehnten, und läutert die peinliche Gesetzgebung, sein eigner Neffe hat einen der wichtigsten Rechtshändel verlohren. Er will Selbstherrscher seyn, will in den Augen der Welt dafür gelten; aber doch hat er zum ersten Minister einen Staatsmann von glänzenden Verdiensten gewählt; hier hast du einige Züge, die Pius den sechsten charakterisiren.

Das Aeussere des Pabstes ist unbeschreiblich einnehmend, darum sieht ihn das Volk immer

gern. Eine schöne Gestalt, angenehme sprechende Züge sind keine gleichgültigen Eigenschaften des Regenten, sein Aeusseres herrscht.

Fünf und achtzigster Brief.

Rom.

Eben komme ich aus der Klosterkirche *di San Onuphrio.* — Was ich dort wollte? — Ich sah den Ruhm in der vollen Blösse seines Nichts; fand dort der Glücksgöttin tollste Launen, das Genie im tiefsten Druck von Leiden und Unglück. Kurz ich weilte sinnend bei der Asche des unsterblichen Dichters, der mit sieben Jahren dichtete, mit dreisigen sein befreites Jerusalem vollendete, dessen brennende Liebe erst im Schoos des Grabes erkalten sollte — dies war das Loos, vom unergründlichen Verhängnifs ihm beschieden. Die Schlangenwindungen des Hofes, Verbannung und Ketten theilten sich in das Leben des Mannes. Heute als Genie vergöttert, höhnte ihn morgen Spott, kränkte ihn Mitleid; denn man glaubte seinen Verstand dahin. Am Abend seines mühevollen Lebens rief ihn eine Laune der Glücksgöttin, die so selten einmal dem Verdienste huldigt, aufs Capitol. Dort sollte die Silberlocken des Greises der Lorbeerkranz umschlingen, er erlebte den Morgen seines Ruhmes nicht; der Tod schlofs mit kalter Hand die

müden Augen, am Tag vor seiner Krönung nahm ihn die Erde in ihre Mutterarme auf.

Er schläft im Kloster *di San Onuphrio*, seine Asche deckt eine Innschrift, Tasso's würdig.

TORQUATI TASSI
OSSA HIC JACENT.

„Hier schlummern Tasso's Gebeine."

Ein Zusatz ehrt die Mönche, denen der Dichter dies Grabmal verdankt:

HOC NE NESCIUS ESSET HOSPES FRATRES HUJUS ECCLESIAE POSUERUNT.

„Damit der Wandrer Tasso's Ruhstatt kenne, setzten dieses Klosters Brüder ihm den Stein."

Sie kannten also doch den Werth eines grossen Mannes!

Man behauptet, Tasso wäre wahnsinnig geworden: sein Wahnsinn war überspannte Reitzbarkeit, und ein glänzendes, erhabenes Genie. In allen Zeiten giebt es grofse und kleine Geister, welche Fülle der Empfindung, Wahnsinn, und Genialität, Schwärmerei oder Uiberspannung nennen. Sie glauben, sich so von dem Tribut der Bewunderung und Ehrfurcht loszusagen, den der grofse Kopf von ihnen heischt.

Tasso's Schicksal, seine Leiden erreichten eine schauderhafte Höhe; er schmachtete unter dem

Druck des schmerzlichsten Elends. Die göttliche Hand, welche Armida, Erminie, Clorinde, Gottfried, Tankred, diese himmlischen Gebilde in die Wirklichkeit hervorzauberte, schrieb, mit Eisen belastet, heimlich an des finstern Kerkers feuchte Wand: „verbannt, geächtet, in Ketten, „foltert mich, in des Todes schauderhaftem „Schweigen, brennender Schmerz der Krank„heit, die meine Eingeweide durchwühlt, und „die Unmenschen rauben mir noch den letzten „Trost, ich darf nicht schreiben." Wem zerreifst diese Klage nicht das Herz? Schrecklich, unmenschlich boshaft! Einem Tasso das Schreiben zu verbieten! Ihr kleinen Maschinenmenschen, so war Tasso's Schicksal. Verstummt nun euer Neid, verzeiht ihr dem Talent seine Gröfse?

Sechs und achtzigster Brief.

Rom.

Einige Notizen über die Juden in Rom. Ihr Loos ist dort das traurigste.

Sie wohnen, siebentausend an der Zahl, in einem geschlossenen Viertel, worinn man sie am Abend einsperrt.

Die Unglücklichen sind, jede Woche, zu Anhörung einer Predigt verdammt, in der ein

Mönch das Werk ihrer Bekehrung mit einem Strom von Schimpfworten beginnt, welchen er über sie ausgiefst. Mangel an Achtsamkeit bestrafen Stockprügel der Sbirren. Auf dem Ausbleiben von der Predigt steht eine Geldstrafe. Dem Munde eines Juden darf nur der leiseste Laut entschlüpfen: „ich hätte wohl Neigung zum „Christenthum;" dann wandert er auf zwei Jahre zu den Catechumenen; zeigt er in der Folge Reue, desto schlimmer ist sein Loos; denn er mufs seine Zeit aushalten.

Die Juden sind in Rom sehr elend, das läfst sich denken; ihr Leiden hat nur zwei Schlupfwinkel, in denen sie ihm entfliehen können, Bekehrung und das Grab.

Sonderbar! Man sucht, durch Verfolgung, den Juden zur Annahme des Christenthums zu zwingen, und glaubt dadurch die Ausbreitung und den Glanz unsrer Religion zu befördern: der Zweck jener Verfolgung dürfte nur gelingen, und die Christenreligion wäre zernichtet: der Glaube, den sie vorzeichnet, bedarf des jüdischen Nichtglaubens als Gegenkraft; denn jede Potenz existirt nur, in sofern sie sich würkend äussert, und eine solche Kraftäusserung ist ohne Resistenz nicht denkbar. *)

---

*) *La foi du Chretien à besoin de l'incredulité du Iuif.* Text d. O.

Wann sich wohl einmal die Juden, in Masse, zum Christenthum bekehren? Ich frage dagegen, wann bekehren wir uns zur Duldung? Christen, Glaubensbrüder! Wann werdet ihr aufhören, euch Schwerdt und Waage des höchsten Wesens anzumassen? Ihr zürnt, Verblendete, auf Verhängnifs, Himmel, Menschen und Könige. Denkt an die Juden, Gott allein ist gerecht.

Sieben und achtzigster Brief.

Rom.

Die gottesdienstlichen Ceremonien sind hier häufig, aber ohne alles Interesse; ihnen fehlt Würde, Anstand und Pomp. Die Prozession am Corpus-Feste hat keinen Glanz, als den Pabst und die Volksmenge. Alle Mönche, die Pfarrer, Prälaten, die Cardinäle, die Brüderschaften der Büssenden, alle Collegiaten sind in der Basilikata versammelt, die Prozession stellt sich. Ich durchwandre einsweilen die Kirche, und woge mit den drängenden Haufen fort. Das rauscht, das tobt in bunter Verwirrung durcheinander, der summende Schwarm gleicht einer Schneelawine, die mit jedem Momente anschwillt. Da drängt sich ein Menschenstrom in die Kirche, dort einer hinaus; fromme Seelen, um des heil. Peters Füsse gelagert, kämpfen, oft selbst sehr fühlbar mit Faustschlägen, um das Glück, sie zu

küssen. Vor den Beichtstühlen knieen Schaaren von jedem Geschlechte und von allen Stufen des Alters, und empfangen, wenn sie sich an die Spitze des bunten Spaliers durchgedrängt haben, den Segen der Absolution von ihren läſslichen Sünden, welche die ehrwürdigen Herrn auf ihr tiefgebeugtes Haupt herabträufen. Zwischen Gräbern schweifen Gruppen von Jünglingen und Mädchen umher, Scherze und Tändeleien der Liebe gaukeln in ihrer Mitte: da messen ernste Engländer den Umfang der Säulen, die das Gewölbe stützen. Muntre Franzmänner reissen Possen, und jagen sich in Entrechats; dort staunen Deutsche wollüstige Szenen auf den ehernen Thüren an, sie begreifen nicht, wie diese sich in die erste Kirche der Welt verirren konnten. Eine lange Reihe von Geistlichen, schon zum Zuge geordnet, macht Halt; sie beugen sich tief, so tief, daſs sie beinah den Boden küssen, denn die Cardinäle gehen zwischen ihnen durch; sieh! sie werfen stolz den Kopf in die Höhe, ein gnädiges Lächeln versichert ihre Protektion dem, der sich am tiefsten bückt. Ein Heer von Bettlern empört den Blick; ihre Nacktheit, die Lumpen und eckelhafte Wunden sollen das Zartgefühl ermüden, das Mitleid täuschen, und beiden eine milde Gabe abzwingen, oder entlocken.

Das Zeichen zum Aufbruch ist gegeben: in langen Reihen ziehen schmutzige Büssende,

schmutzige Pfarrer, und eine zahllose Menge schmutzigen Pöbels, in noch schmutzigere Gewänder gehüllt; alle tragen Fackeln: ein lautes Lachen erschallt, wo sie vorüberziehen; denn ihr Aufzug ist sehr drollig; zuletzt die Prälaten, die Cardinäle, der Pabst.

Unten an der Treppe, die von einer Gallerie herabführt, empfängt den Pabst das Militair und das heil. Sacrament: itzt verschmelzen, beim schmetternden Klang der Trompeten, zwei verschiedene Gewalten; Pabst und Regent fliefsen in eins zusammen, die Tiare verschwindet in der Herrscherkrone; der päbstliche König besteigt eine Bühne, und setzt sich vor das Hochwürdigste nieder. Er scheint jedoch durch seine Stellung und durch die Anordnung seiner Gewänder zu knieen: zwölf starke Männer tragen, unter der Bühne verborgen, das Haupt der Christenheit fort: der Pabst schlägt, das Hochwürdigste in der Hand, das Auge, von frommen Thränen befeuchtet, zum Himmel; ein hehrer majestätischer Anblick! Der Zug schreitet weiter, und das Volk murmelt leise: „Der Pabst sieht herrlich aus." Das ganze Militair begleitet zu Fufs und zu Pferde den Zug.

Itzt ist die Prozession zurück. Tausend Fackeln bilden eine unabsehbare Reihe, die das ganze Schiff der Kirche einnimmt, und sich dicht um den Hochaltar schlingt. Der Pabst

verläfst die Bühne, schreitet durch die Reihe hin, steigt die Stufen des Hochaltars hinan; er setzt das Hochwürdigste nieder, wirft sich auf die Kniee, steht dann auf, und spendet seinen Segen aus. Das Schauspiel ist zu Ende.

In Frankreich siehts um eine solche Prozession ganz anders aus, da weilen wenigstens Sammlung, Andacht und Anstand in ihrer Mitte. In der Menge von Prälaten und Cardinälen triffst du kaum hier und da auf ein Gesicht, auf eine Haltung, welche ächte Religiosität athmet und sie einflöfst. Das kann nicht wohl anders seyn; denn bei den Römern findest du kein Muster des idealisch Schönen, welches Phantasie, Vernunft und Empfindung studieren, welchem beide Geschlechter, die verschiedenen Stände und Volksklassen, ihr Betragen, ihre Sitten, ihre Sprache nachbilden könnten.

Vergleiche die religiösen Feste des neuen Roms mit jenen des alten; ein schneidender Contrast! Ich sehe die Priester, mit Lorbeern, die Priesterinnen mit Mirthen umkränzt — Jungfrauen in der Jugendblüte — ich sehe die Augurn, die Flaminen, die Vestalen; aus der herrlichen Jugend die herrlichsten, aus den majestätischen Greisen die ehrwürdigsten der Weltenbesieger, schreiten, in langen wallenden Gewändern, von Gold und Purpur schimmernd, beim Schall des Sistrums, beim Schmettern der

Zinken und Paucken einher. Die festlichen Gebilde der Juno, der Cybele, der Ceres, des Donnergottes, steigen, von Leoparden- und Löwen-bespannten Wagen, auf denen sich Asiens Trophäen und seine glänzende Beute thürmen, umringt, majestätisch vom Capitol herab. Das Königsvolk in Schaaren, unter denen sich selbst Könige, wie die Woge im Meer, verlieren, folgt seinen Göttern. Hehr und grofs wallt der Zug durch die Strassen der Welthauptstadt, durch die Triumphbögen, den Statüen seiner Helden und Gesetzgeber, den Pallästen der Cäsarn vorüber, auf's Marsfeld, auf's Forum, in's Pantheon. Ich erblicke in den Gebilden, mit stralendem Glanze gekrönt, vom Pomp und dem Schimmer der Römerreligion umgeben, die Unsterblichen selbst, dem Olymp entstiegen; sie haben die Erde besucht, um unter den Menschenkindern zu weilen.

Acht und achtzigster Brief.

Rom.

Ich bin kein Freund allegorischer Gemälde, sie müssen denn ganz schmucklos, und der Schleier luftig gewebt seyn, der sie umhüllt. Die Wahrheit darf sich nur verstecken, um das Interesse noch mehr zu fesseln. Sie schmücke sich, aber als züchtige Jungfrau, die Schminke des Freu-

denmädchens und der Cokette sey ihr fremd. Ihr Schmuck ziehe den Blick an, er halte ihn fest, aber er darf ihn nicht auf Abwege leiten.

Zwei Gemälde sah ich hier, die diese Foderungen erfüllen.

Ein Greis, eine schwarze Mütze auf dem Haupt, zählt Gold an einem Tisch; erstorben und düster ist sein Blick: ihm zur Rechten ein Mann, in des Lebens Herbst, er liest sinnend und mit stillem Ernste, Lorbeern umschlingen seine Schläfe; zur Linken spielt ein Jüngling, den Hut mit bunten Federn geschmückt, die Guitarre; ein muntres Lächeln umschwebt seinen Mund. Im Vorgrund öffnet, am Fenster, ein liebliches, goldlockigtes Kind einen Käfigt: es winkt lachend den vorüberfliegenden Vögeln.

Eine niedliche Kleine spielt am Boden sehr ernst mit einer Puppe, sie ist beschäftigt, ihren Liebling auszukleiden; ihr zur Seite eine aufgeblühte Schöne vor dem Spiegel, sie lächelt sich Beifall zu, und macht ihre Toilette. Nebenan stickt eine Frau von reifem Alter, in angemessener Kleidung und passendem Kopfputz; sie arbeitet bedächtlich und mit vieler Aufmerksamkeit. Im Hintergrunde dehnt sich, in einem Sorgenstuhl am Kamin, eine Alte; ihr Gesicht ist grämlich, sie hustet und schmählt; Brille und Buch liegen auf dem Schoos.

Du hast wohl in diesen zwei Seitenstücken, die vier Altersstufen beider Geschlechter errathen?

Neun und achtzigster Brief.

Neapel.

„Neapel sehen und dann sterben," sagt der Neapolitaner; ich sage, „Neapel sehen und dann „leben."

Vor der Stadt, achtzehn Miglien in See, erblickst du die Insel Caprea. Tiber, du warst ein Ungeheuer!

Zwei Ketten von Hügeln umschlingen die See: sie scheinen sich mit Caprea verketten zu wollen, und den Schiffen die Durchfahrt zu sperren.

Jeder dieser Hügel ist ein Schooskind der Natur und der Künste; hier findest du Portici, Herculanum, Pompeji; dort prunken geschmackvolle Landhäuser; andre Hügel bieten dir die schöne Promenade, den reizenden Quai von Chiaja, die *Villa Reale* und eine bunte Masse von schimmernden Pallästen dar.

Zwar herrscht von einem der Hügel Vesuvs Flamme und seine aufqualmende Rauchwolke herab, aber seinen Nebenbuhler schmückt Virgils Grabmahl, in dunkelnde Schatten gehüllt.

Jenes Schlofs, das sich ins Meer streckt, der Kranz von Pallästen, die stolz emporsteigenden

Hügel, des Vesuvs Abglanz im flammenden Wellenspiegel, von Winden gepeitscht, auf welchem Barken sich wiegen, am Horizonte die Insel Caprea: die Sonne, die jeden Tag, von einem Ufer zum andern, ihre lichte Bahn beschreibt, das alles bildet eine hehre Naturscene, die mit unaussprechlichen Gefühlen, mit einem magischen Zauber die Seele des Betrachtenden füllt.

Ich bin kaum in Neapel, und schon finde ich es sehr natürlich, daſs Virgil hier seine Georgiken dichtete. Es waren feinfühlende, ästhetische Menschen, welche Neapel einer reizenden Jungfrau verglichen, und sie Parthenope nannten; sie muſste den Beinamen, die Müssige, verdienen; denn was kann man in Neapel anders thun, als leben und genieſsen?

Neunzigster Brief.

Neapel.

Das Bergschloſs *Capo di monte* verdient nur seinen Namen; sein Ruf gebührt ihm nicht.

Einen, ich weiſs nicht, welchen, König von Neapel, wandelt eines Tags die Grille an, auf die Spitze des Gebiirgs, an das sich Neapel anlehnt, ein Schloſs hinzupflanzen. Man gräbt, schleppt Steine bei; behaut sie, das Gebäude wird aufgestellt. Itzt erst entdeckt man, daſs das

ganze Schloſs auf einem Steinbruch ruht; ungeheure Anstrengungen und Arbeiten werden aufgeboten, um es zu stützen. Als es nun nothdürftig fest steht, da findet sich in der Gegend kein Tropfen Wasser; die Wege sind den Wagen unfahrbar, das Schloſs liegt zu entfernt von allem. Es wird nun verlassen; man stopft in die Zimmer ein paar Körbe voll Bücher, beklebt die Wände mit einigen hundert Gemälden, ein Saal wird zum Münzkabinet verwendet, und sieh da! das Schloſs ist in ein Museum verwandelt. Du lachst? Das Louvre, ist es vollendet?

Nur Titians Danäe, und einige Gemälde von Correggio können die Mühe belohnen, welche den Fremden die Erlaubniſs kostet, *Capo di Monte* zu sehen.

Danäe ist schön; aber Titians Pinsel wuſste nur ein Weib zu bilden, diese machte er bald zur Venus, bald zur Danäe; in hundert andern Gewändern findest du sie wieder. Hatte der Maler nur ein weibliches Wesen gesehen, oder nur eines geliebt?

Sey es; Titian ist der einzige, der wahre lebendige Menschennatur uns darstellte: seine Kunstgenossen entwarfen nur mehr und minder schlechte Contouren, und gaben ihnen Farben.

Nicht die Phantasie allein, selbst der unbefangene Blick entdeckt in Titians Gemälden ächte Menschennatur; denn sie ist darinn ganz zu

Hause, und das Auge braucht, um sie aufzufinden, weder Gedächtnifs noch Geübtheit zu Führern.

Dieser verständige Pinsel, welcher so, wie andre Luft, Wasser und Blumen, den Menschen vor uns hinzauberte; dieser Pinsel, als Vehikel einer zarteren, lebendigeren Phantasie, hätte er nicht Wunder erschaffen müssen? — Titian wufste den Körper aufzufassen, das Geistige entschlüpfte ihm; er verstand nicht die Sprache der Leidenschaft, und — sein Pinsel sprach sie schlecht.

Diese Spende hatte Mutter Natur ihrem Liebling, Correggio, aufbehalten. Er verstand sich auf die Zärtlichkeit, sie war mit seinem ganzen Wesen verwebt. Dieses süsseste aller Gefühle war die Grundtinte seiner Gemälde; auf sie trug er alle übrigen Empfindungen auf. Jede Figur in seinen Gemälden liebt, oder mufs geliebt haben.

Sieh das herzliche Lachen dieses Kindes! Wie wahr, wie unschuldig lächelt jene junge Schöne; das Roth ihrer Wangen, der schwellende Mund sind aufgeblühte Rosen. Die schwärmerische Ruhe auf der Stirne dort verschleiert ein Herz, in dem die hingebendste Zärtlichkeit thront; im lebendigen Spiel jener Gesichtszüge weht der Liebe reges Feuer. — Küssen mögt' ich das schöne Kind, es auf meinen Knieen schauckeln.

Ein räthselhafter Zauber macht jedes Herz, vor Correggios Gemälden, weich; es fühlt sich so sanft bewegt, voll des behaglichsten Gefühls. Diese Gemälde wecken in der Brust eine sehnsüchtige Erinnerung an alle fernen Geliebten. Bei andern Malern arbeiten Imagination, Vernunft, Gedächtnifs, ihr Kopf; bei Correggio arbeitete das Herz. Er componirte nicht, er sprach aus, was er fühlte. Sein Malen war Lieben.

Nie werde ich seine heilige Catharina, seine Madonna und seinen kleinen Jesus nie vergessen. — Und das rührend schöne Mädchen; sie huldigt so innig froh, und doch so ehrerbietig, dem Götterkinde; sie betet, weil dies Beten ihr unaussprechlich süfs ist, denn Gebet ist Liebe. Das Mädchen, man sieht das, ist unwillkührlich auf die Kniee gesunken, ihr Herz hat die schönen Hände gefaltet. Das Kind lächelt der Mutter zu, ihr zärtlicher Blick erwiedert das holde Lächeln. Welche Laute irgend einer Sprache vermögten dies Lächeln, diese Blicke zu schildern?

Nebenan Schlachten, Brände, Orgien. Das Auge schweift gleichgültig, verachtend vorüber, Guidos Magdalene und Albanos Rachel fesseln die Blicke. Schöne, himmlische Züge in den Gesichtern! Rachels Augen sind so unschuldig, jungfräuliche Würde wohnt auf der Stirne, auf den schönen Lippen. Diese Unschuld droht jedem jugendlichen, unentweihten Herzen Gefahr.

Den beiden Gemälden zur Seite, schläft ein nackter Amor von Guido, er ist entzückend, bei ihm erblickst du einen Todtenkopf und Rosen. (Eine bisarre Gewohnheit der Alten.) Die Gallerie enthält mehrere Gemälde von Schidone, Correggio's Zögling. Fast in all seinen Arbeiten weht seines Meisters Geist, nur in einigen dessen Gefühl.

Diese Charitas von Schidone könnte man beinah für Corregios Werk halten. Wie anmuthig, wie voll Güte das blühende, weibliche Wesen, sie theilt armen Kleinen Brod aus: die Kinder sind so gespannt, so froh!

Carracci's Venus, sein Tod Tankred's, sein Rinaldo und Armida lassen mich kalt; er behandelt seinen Gegenstand historisch, er sollte Dichter seyn. Die Liebesgötter alle umflattern diese Venus, aber alle sind ihr Fremdlinge. Das ganze Gemälde ist zu körperlich, zu materiell: gewisse Gegensände dürfen kaum gedacht werden, wenn sie gut dargestellt seyn sollen, ein leichter ätherischer Traum mufs sie in's Daseyn rufen.

Ich sah mehrere Manuskripte; einige verdienen, nicht gelesen, aber gesehen zu werden: eins unter andern, das *officium Virginis Mariae*, ist auf Velin geschrieben und mit Copien der gröfsten Meisterwerke in Miniatüre verziert; es ist das Werk eines gewissen Clovio. Die Vignetten

sind von bewundernswerther Schönheit. Brechen mögte man diese Erdbeeren und Rosen, die schon drei Jahrhunderte zählen; ein Kind würde nach den Schmetterlingen haschen.

Merkwürdig ist eine arabische Handschrift, sie ist auf Baumblätter geschrieben. — Nie sah ich einen Kristall von so bedeutender Gröſse, er stralt, gleich einer Sonne mit dem reinsten, blendendsten Feuer. Du findest auch hier mehrere Kunstwerkzeuge aus Otaheiti, besonders eine Flöte, welche die Otaheiter mit der Nase blasen.

Die Sammlung von Kupfer- und Goldmünzen ist ansehnlich. Sie schenkt der Phantasie, besser der Vernunft, den Glauben an die Griechen und Römer wieder, den deren überhohe Vortrefflichkeit ihr beinah entzog.

Es war mir interessant, die Münzen zu untersuchen, ich schob in ihre Reihenfolge die Jahre ein, die zwischen ihr liegen; diese Stückchen Metall sind kleine Punkte auf der unendlichen Linie der Zeiten; es sind Ruhplätzchen für das Gedächtniſs.

Eine ist vorzüglich auffallend; es ist Mithridates, von der Natur mit einem kolossalen Körper ausgestattet. Die Cameensammlung hat eben so viel Werth. Die Cameen sind Miniatürgemälde von gröſster Vollendung; ich begriff die Möglichkeit nicht, wie Menschenhand so in's

unendlich kleine arbeiten konnte: auf der kleinsten von allen Cameen ist Alexander dargestellt.

Ich blätterte mit Vergnügen eine, sechzehn Foliobände starke Sammlung, von Handzeichnungen, Skizzen und Cartons der grösten Meister durch. Diese Keime genialischer Produkte sind sehr anziehend.

Ein ünd neunzigster Brief.

Neapel.

Heute wallte ich auf den Berg von Posilipo, zu Virgils Grab. *)

---

*) Es ist ein sehr bekannter Streit unter den Gelehrten, wie dies auch Forster in einer Note seiner Uibersetzung bemerkt, ob Virgil wiirklich auf dem Posilipo, seitwärts am Eingang der Höle begraben seye. Addison und Cliiver behaupten, Virgil sey am Vesuv begraben; indessen erzählt Donat im Leben des Dichters, er sey in Brundusium gestorben, und auf sein Verlangen bei Neapolis begraben worden. Dem sey nun, wie ihm wolle, alle Reisenden, unter andern Stolberg, Meier, und, natiirlich auch unser gefiihlvoller Diipaty, liefsen sich gern täuschen, und fanden auf Posilipo das Grab des Mantuanischen Dichters, weil sie dieses ganz seiner werth hielten. Uiber den Lorbeerbaum, der Virgils Asche entsprossen seyn soll, haben ebenfalls deut-

Es zerfällt in Trümmer, Dorngeflechte schlingen sich umher, und vollenden seine Zerstörung, mitten in den Ruinen streckt ein Lorbeer den üppigen Wipfel in die blaue Luft.

Ich trat ins Grabmal ein; auf Blumen gebettet deklamirte ich die Eckloge des *Gallus*; ich las den Eingang des vierten Buchs der Eneide: Dido's und Licoris Namen tönten von meinen Lippen. Ich brach einen Lorbeerzweig und stieg dann den Berg herab, von Gefühlen bewegt, die an dieser geheiligten Stelle in jedem Herzen aufblühen, welches der Natur, der Liebe und dem Mantuanischen Dichter huldigt.

Die Grotte von Posilipo ist eine Strafse 500 Toisen lang, sehr hoch und breit; man hat sie durch den Berg gehölt, um den Weg von Nea-

---

sche und französische — Pedanten gekriegt. Ob dieser Baum wohl zu Düpaty's Zeiten noch gestanden, kann uns gleichgültig seyn; sollte man ihm diese edle Schwärmerei, selbst auf Kosten der Wahrheit, nicht verzeihen? Lorbeerstauden und Spröfslinge (wahrscheinlich Auswüchse des alten Stammes) fanden jedoch Stolberg und Meier und widerlegten so die Sage, dafs auf Virgils Grab kein Lorbeer gestanden, sondern dafs die Eigenthümer des Orts dasselbe mit Zweigen künstlich auszuschmücken pflegten.

s. Stolbergs Reise nach Italien etc. 2ter Theil pag. 309.

Meiers Darstellungen aus Italien p. 441. u. f.

A. d. V.

pel nach Puzzuolo abzukürzen. Die Strafse ist mit Lava gepflastert, ein Werk der Römer. Eine herkulische Arbeit, ein Ausharren sonder gleichen!

Beim Hervortreten aus der Grotte empfiengen mich Felder, mit hohen Pappeln bedeckt; zwischenhin flechten sich Weingehänge, und vermählen sie; unter ihren Gewölben keimen, blühen und reifen, in buntem Wechsel, jährlich drei bis vier Erndten.

Jetzt öffnet eine, hoch emporstarrende, Gebürgsmasse mir ihren Schoos, mich empfängt zwischen Gebürgrücken, von dunkelnden Kastanienwäldern und düstrem Gehölze beschattet, ein zauberisches Thal. Hier bieten sich meinem Blick die Schwefelbäder von San Germano dar, dort trotzen romantische Ruinen der Vorzeit, da sehe ich die berüchtigte Hundsgrotte, rings umher dichte, unermefsliche Wälder, von mannichfach gewundenen Gängen durchkreuzt. Mitten im Thal, im Schlunde eines erloschenen Vulkans siehst du einen See, den See Agnano, von zwei Reihen himmelanstrebender Pappeln halb umkränzt; kristallen und hell ist des Sees flüssiges Silber; tausend Wasservögel bevölkern seine Oberfläche und furchen ihn, in regem, gaukelnden Leben.

Ich trat in die warmen Bäder von San Germano ein.

In einem eigends dazu erbauten Hause steigen, an mehreren Stellen, stärker und schwächer, schweflichte Dünste aus der Erde. Man verweilt mitten unter diesen Dämpfen, kurze oder längere Zeit, wie es die Gattung und der Grad der Krankheit erfodern. So gebraucht man die trocknen Bäder. In einigen Zimmern entgieng mir beinah der Athem, die glühenden Dämpfe brannten an meinen Fufssohlen. Alle Wände sind mit einer Schwefelkruste überzogen. Einige Schritte von den Bädern ist die Hundsgrotte, eine Felsenhöle, welche drei Personen fafst.

Mein Führer hatte einen Hund mitgebracht. Kaum öffnete er die Grotte, als das arme Thier sich retten wollte; er ergriff ihn bei allen Vieren und legte ihn auf eine Seite. Eine Sekunde verstrich, und schon äusserten die Dünste, welche hier der Boden aushaucht, ihre Würkung auf das Thier. Es schwoll auf, erstarrte, Convulsionen erfolgten; jede Bewegung war verschwunden. Man schleppte den Hund aus der Grotte, setzte ihn der freien Luft aus, und siehe, er lief munter davon.

Der Versuch mit Pistolen gelang nicht; in einer Entfernung von zwei Zoll über der Erde, gieng der Schufs los; gewöhnlich geschieht dies n i c h t.

Ich verliefs die Grotte, trennte mich von meinen Begleitern, und umwanderte allein den

See. Mein Blick senkte sich träumend in die klare Fluth, ich lagerte mich am Ufer, und schwärmte.

Das friedliche Schweigen, das sanfte Murmeln, die leichten Wellen, die den See kräuselten, im Contraste mit den stürmenden, tosenden Wogen, mit dem dumpfen Brausen des Meeres, das ich eben verlassen hatte, versetzten mich in eine sonderbare, feierliche Stimmung. Es war mir unbeschreiblich wohl in diesem schönen, heimlichen Thal. An dem reinen azurnen Gewölbe des Himmels über meinem Haupte schwammen leichte, silberumsäumte Wölkchen und milderten seinen Lichtglanz. Das bunte Farbenspiel der Gegend um mich, welche ein neblichter Flor umhüllte, die zu meinen Füssen tändelnde Fluth, dieser italiänische Himmel, das alles entzückte mich. Von blitzenden Stralen umschimmert, sank die Sonne in einem Flammenmeer zur Ruhe.

Hierher, ihr schwärmerischen, zartfühlenden Seelen, wenn ihr nach Neapel kommt! Lagert euch an den Ufern des *Lago Agnano* und blickt in seine silberne Fluten.

Zwei und neunzigster Brief.

Portici.

Portici macht seine pittoreske Lage sehenswerth, nicht das königliche Schlofs, denn die-

ses ist weder durch seine Bauart, noch durch Verzierungen interessant.

Portici ruht auf Herculanum, mitten in grünen Auen und Blumengefilden; über seinem Haupte dampft der Vesuv, zu seinen Füſsen siedet das Meer.

Herculanum, der Vesuv, und die See drohen alle zugleich Portici Vernichtung; der Vesuv kann es in einem Flammenstrom verzehren, das Meer kann es in seine Fluthen hinabschlingen, Herculanum es in seinen Trümmern begraben.

Auch Porticis Säulengang, ist wegen einigen Statüen in Marmor, sehenswerth; jene der beiden Balbus zeichnen sich aus: es sind Denkmale der Erkenntlichkeit oder der Schmeichelei; denn Statüen wurden oft entehrt. Die Statüe des jüngeren Balbus hat nicht, gleich so vielen andern Kunstliebhabern, auch mich, in enthusiastische Bewunderung versetzt: er sitzt natürlich zu Pferde; aber das ist's auch alles; seine Gestalt ist unedel, seine Haltung bäuerisch, und das marmorne Pferd ist — wahrer Marmor.

Das merkwürdigste sind zwei Cabinette, eines mit antiken Gemälden, das andre mit Vasen, Geräthschaften und Statüen, alles antik.

Ein ganzer Band würde das interessante, was dieses zweite Kabinet enthält, nicht alles fassen. Jedes Stück ist mit Verstand erfunden, oder zier-

lich gearbeitet, oder das Material ist kostbar, und alles ist — antik — römisch.

Besondere Sorge verwandten die Römer auf ihre Lampen. Alle Verzierungen, alle Formen derselben sind durch Menschen- und Thiergestalten belebt; ihre Zusammenstellungen sind Erzeugnisse eines raffinirenden Geschmacks, oder Spiele der Phantasie.

Hier eine der interessantesten Lampen; am Rande einer ehernen Tafel erhebt sich ein alter Baumstrunk, er ist blätterlos, die Zweige sind erstorben und dürre: an jedem derselben hängen ganz lose, in leichten Ketten, in verschiedner Höhe, und in verschiedenen Entfernungen, sieben bis acht eherne Lampen, von mannichfacher Form und Grösse, alle sind mit bewundernswürdiger Kunst und Zierlichkeit gearbeitet. Auch in den Kandelabern, in den Dreifüſsen, in den Lectisternien herrschen diese Kunst und Eleganz: herrlich ist ein Dreifuſs — drei Satyrn tragen auf den Köpfen ein groſses Becken; sie athmen Leben, du vergissest, daſs sie von Bronze sind.

Die Geräthe des Feldbau's und der Wundarzneikunde sind ganz die unsrigen. Das Gesetz der Nothwendigkeit erzeugte auf dem ganzen Erdkreis dieselben Künste und ihre Regeln.

Die Sammlung von chirurgischen, Koch-, Musik-, religiösen- und Feldbaugeräthen, von

Waffen, in einem Ganzen, den Blicken und der Imagination dargestellt, bietet ein frappantes Schauspiel dar.

Die Form der Vasen, besonders der Becher, ist unübertrefflich schön, letztere laden zum Trinken ein.

Ich setzte mich in eine *sella curulis.* Nie hatte ich Thränenfläschchen, die kleinen Gefässe, gesehen, in denen man die Thränen sammelte, über der Asche des Verstorbenen geweint. Heut zu Tage dürften sie kleiner seyn; besser gar keine! Die Römer schweiften in allem aus, ihnen waren die Schranken der Natur zu eng, sie suchten sie allenthalben zu überspringen. Die überspannte Idee der Welteneroberung war ihre erste, ihr Hauptgedanke, sie gab allen andern Ideen ihren Ton; mufsten nicht alle überspannt seyn, um mit jener zu harmoniren?

Es überraschte mich, unter Herculanums Resten, ganz erhaltne Eier, Brod, Fruchtkörner, Oel und Wein zu finden. Selbst Kohlpfannen, mit Kohlen und Asche angefüllt, sind noch zu sehen. Mit freudigem Staunen verschlangen meine Augen diese so leicht zerstörbaren Kleinigkeiten, über welche Jahrhunderte hinschlüpften, ohne sie zu zernichten.

Mich interessirt das Fruchtkörnchen nicht weniger, als die eherne Statüe, wenn es über Jahrhunderte triumphirt, und mit dieser für die Ewigkeit lebt.

Ungleich anziehender und merkwürdiger sind verbrannte Handschriften, die, in diesem Zustande noch, die in sie niedergelegten Ideen wie ein Heiligthum bewahren. Diese Ideen ehrte das Feuer, und liefs ihnen grade den erforderlichen Stoff, um ihr Daseyn zu erhalten. Aber, wie sie der Welt schenken, wie ihre Verkettung wieder herstellen, welche das Feuer zerstörte?

Man hat das Mittel gefunden, aber es heischt eine namenlose Geduld, die gröfste Geschicklichkeit und viele Jahre. Ganz leise, mit unbegränzter Langsamkeit und Vorsicht, wird jede Lage Asche aufgerollt; beim Aufrollen wird ein Blatt Papier, leicht wie Luft, untergeschoben; es fafst die Asche, sie hängt sich an, legt sich auf: itzt steht eine Zeile auf dem Papier, dann eine andere, und zuweilen, wenn das Glück gut ist, wird nach einem Monat eine Seite gerettet.

Wie viel ängstliche Sorge wird erfodert, um die Vermischung dieser bewegten Asche zu hindern, um den Zeichen der Gedanken ihre Stelle zu retten, in welcher ihre ganze Existenz, ihre Bedeutung liegt. Der erhaltene Theil der Handschriften ist der verbrannte, die vom Feuer unverletzten sind dahin.

Ein griechisches Werk über die Musik ist wieder in's Daseyn gerufen. Das Verfahren hätte schneller seyn können, aber es wird durch's Gouvernement geleitet.

Die meisten Statüen und Büsten in Bronze sind im trefflichsten Geschmack und von herrlicher Arbeit. Unvergleichlich ist ein schlafender Faun; er schläft würklich.

Zwei junge Ringer interessirten mich, sie sind ganz nackt, man glaubt sie ringen zu sehen, denn man vergiſst die Bronze.

Alle Gemächer des Cabinets sind mit Mosaik geplattet, das man in Herculanum fand.

Eines der merkwürdigsten Stücke dieser berühmten Sammlung muſs ich noch erwähnen; es sind Fragmente eines Uiberzugs von Asche, welche ein Weib, beim Ausbruch des Vesuvs, überraschte, und sie ganz einhüllte. Die Asche, von der Hand der Zeit zusammengepreſst, und verhärtet, hat den Körper ganz umschlossen, und, wenn ich so sagen soll, abgedrückt. An mehreren Stücken dieser Masse ist die Spur der körperlichen Theile erhalten, welche sich ihr eindrückten. In einem siehst du den halben Busen; dieser Busen muſs entzückend schön gewesen seyn: ein andres Stück enthält den Abdruck einer Schulter, ein drittes einen Theil des Leibes selbst. Alle, zusammen gestellt, sagten mir deutlich, dies Weib muſs groſs, von herrlicher Gestalt gewesen seyn, und sie floh im Hemde, denn Stücke Leinwand sind in die Asche verwebt.

Drei und neunzigster Brief.

Salerno.

Der Weg von Pompeji nach Salerno ist sehr angenehm.

Er führt anfangs über eine Lava, die vor einigen Jahren vom Gipfel des Vesuv ins Meer herabströmte; dann erblickst du, besonders von dem Dorfe *la Cava* an, nur eine Allee von Bäumen, die sich durch himmlische Gefilde hinschlängelt.

Das lichte Grün dieser Berge ist so einladend — die friedlichen netten Häuser da und dorthin gesäet — der Wandrer sehnt sich nach dieser Heimath des Glücks; es mufs da wohnen, ruft er aus, wenigstens im Sommer gewifs. An jeder Stelle hätt' ich verweilen mögen. Tausend Bäche murmeln, im heimlichen Schoos der Gebürge versteckt; andre schleichen flüsternd durch beblümte Wiesenthäler. Hier plaudern nur Quellen und das tausendstimmige Chor der Vögel. Am Mittag weht des Abends erquickende Kühle, die sengenden Gluten des Sommers streifen flüchtig vorüber.

Da liegt Salerno vor mir. — Wem gehört das niedliche Haus auf der Bergspitze? Mönchen. — Jenes am Abhang? — Mönchen — und das am Fufs des Hügels dort? — Mönchen. — Sie sind also Eigenthümer von Salerno?

Es hat zehn Mönchsklöster, fünf Pfarreien, einen Bischoff, zwei geistliche Pflanzschulen, ein Kapitel, und — zehntausend Bewohner. Der Klöster sind so viele, daſs nicht ein Schiff im Hafen liegt.

Arme Stadt, dich zernagen zahllose Insekten, weiſs, schwarz, roth, von allen Farben, alle Häuser wimmeln von ihnen. Geduld, die Zeit wird erscheinen, wo der Italiäner sich vom Schmutz reinigt, dann schüttelt er auch dies Ungeziefer ab.

Salerno hat keine Merkwürdigkeit: doch läuft vor der Cathedralkirche ein Portikus her, dessen Säulen Bewundrung verdienen. Einige Basreliefs, in der Kirche, werden für sehenswerth gehalten: eins stellt den Tod des Adonis vor, ein sterbender Christus ist nicht fern.

Die Wände um den Hochaltar sind mit Ex-Voto's behängt, mit menschlichen Gliedern in Wachs gebildet, jedes trägt das Gepräge der Krankheit, von welcher es das Ex-Voto heilte. Man sollte glauben, es müsse eine Mirakelfabrik da seyn.

Die Thorheit, Läufer zu haben, hat sich von Neapel bis nach Salerno verirrt. Ich sah zwei armselige Läufer, vor einer erbärmlichen Kutsche, mit zwei erbärmlichen Pferden bespannt, zwei armselige Nobilis sassen drinn. Das Elend empört doppelt; wenn es geschminkt erscheint.

Vier und neunzigster Brief.

Pästum.

Auf dem Fronton eines Tempels.

Wie, ich bin in Pästum? In einer Sibaritenstadt! Nie konnten Sibariten eine so schauerliche Wüste zur Wohnung wählen, sie sollten, zwischen Dornen, auf einen dürren, unfruchtbaren Boden hin gebaut haben, an eine Stelle, wo sich nur stockendes, gesalznes Wasser findet?

Hin zu den Rosenlauben, die in Virgils Versen noch blühen. *) Ich mufs die Bäder von Alabaster, die Marmorpalläste sehen; wenn ihr mir Wollust, Eleganz und Wohnungen des Liebesgottes zeigt, dann will ich glauben, ich sey in Pästum.

Und doch ist's gewifs, dafs Sibariten die drei Tempel erbaut haben, in deren einem ich dir diesen Brief schreibe; mein Ruhsitz ist ein zertrümmerter Fronton, über den zweitausend Jahre hingeflogen sind.

Zweitausend Jahre, und Werke von Sibaritenhänden? Aus einem so gemeinen Material, von so roher Arbeit, so schwerer Masse und von so eintöniger Form dachten und bildeten Sibariten diese zahllosen Säulen?

---

*) *Biferique rosaria Paesti.*

Die Säulen der Griechen erdrückten den Boden nicht, sie stiegen leicht in die Lüfte; sie erhoben sich in geflügeltem Schwung, mögt' ich sagen. Diese hier sinken mit unbeholfner Schwere in die Erde, sie fallen. Jene sind schlank und zierlich, mit Behagen umschmiegt sie der Blick und fliegt mit ihnen in die Höhe, diese sind aus einander getrieben und schwerfällig, das Auge vermag sie nicht zu umkreisen; vergebens suchten unsere Bleifedern und Grabstichel ihren Umfang zu verkleinern, hier ist alle verschönernde Schmeichelei verloren.

Ich bin auch, gleich so vielen andern, der Meinung, diese Tempel seyen die ersten rohen Versuche der griechischen Baukunst, nicht Werke ihrer höchsten Vollendung. Die Säule war ihr noch fremd, als sie diese Pfeiler aufthürmte.

Doch läſst sich nicht läugnen, daſs, bei aller rohen Einfalt, diese Tempel Schönheiten darbieten; wenigstens Simplicität, Einheit und Einklang des Ganzen, die Grundprinzipien des Schönen: die Fantasie kann beinah alle andern Schönheiten ersetzen, nur diese Elemente nicht.

Eine ganz eigne Empfindung durchdrang mich, als ich diese Gegenden durchwanderte. Ich kam durch eine öde Wüstenei, auf schauerlichen Pfaden, wo sich jede Spur menschlicher Wesen verliert, an den Fuſs nackter Gebürge, an Ge-

stade, wo einsam das Meer wogt. Itzt erblick' ich einen Tempel, zwei, drei: ich winde mich durch Gras und Farrenkräuter, besteige den Sockel einer Säule, einen Fronton in Trümmern; eine Schaar von Raben flattert auf, Rindergebrüll ertönt aus dem Innern des Tempels: unter Säulen und Dornengeflechten zischen Schlangen und fliehen vor meinem Fufstritt; dort bläst, auf ein Karnies gelehnt, ein junger Hirt die Schallmeye, ihre Töne säuseln durch das tiefe Schweigen dieser Wüste hin.

Vor noch nicht vierzig Jahren, stiefs ein Jäger, beim Verfolgen eines Keulers auf diese Ruinen, er entdeckte sie. Ob diese Gegend öde ist? Pästums Bewohner sind itzt nur reisende Franzosen, Engländer und Russen, keine Neapolitaner.

Den Grundeigenthümer hat die Entdeckung dieser Tempel wenig interessirt, er ist ein Fürst; sie sind der Zerstörung überlassen.

Schade, dafs ich diese Gegenden verlassen, den Brief schliefsen mufs; die Hitze ist unerträglich, nirgends Schutz. Und doch mögte ich meine Empfindungen so ganz auffassen, um sie, als einen köstlichen Schatz, mit mir hinweg zu nehmen. So gern mögte ich mich ganz dem Schauer hingeben, der in dieser Wüste, in tiefer Stille, unter Ruinen weilt. Zweimaltausend

Jahre, in die Vergangenheit hinabgeschwunden, dünken mir ein Augenblick, ich träume mich, unter den Trümmern einer Griechenstadt, in die Vorzeit, mitten unter die Sibariten.

Fünf und neunzigster Brief.

Neapel.

Ich schlief, nach meinem Ausflug nach Pästum, in Salerno: gestern kam ich wieder hier an. Die ganze Reise gieng unglaublich schnell, in einem der Cabriolets, die man in Neapel so häufig findet, es war mit einem Pferde bespannt; in drittbalb Tagen waren hundert zwanzig Miglien zurück gelegt.

In Portici verweilte ich, um das Cabinet antiker Gemälde und das Theater in Herculanum zu besehen.

Der Vesuv begrub, in einem Ausbruch, Herculanum, nicht wie Pompeji, nur in Asche, sondern unter sehr dichten Lagen von Lava. Es blieb sechzehn Jahrhunderte vergraben. Der Zufall, dem, wie dem Genie, es allein vorbehalten ist, den Schleier der Natur und der Zeiten zu zerreissen, bewürkte seine Entdeckung.

Um das Theater zu sehen, steigt man, beim Schimmer einer Fackel, unter ein feuchtes Ge-

wölbe hinab; man irrt lang in den Corridors, in den Logen, in den Stiegen eines zirkelförmigen Amphitheaters, von ungeheurem Umfang, umher.

Im Vorübergehen bewunderte ich die Festigkeit und Masse dieses grossen Denkmals, für Jahrtausende, aber nicht für des Vesuvs Zerstörung erbaut. Auf langen Umwegen gelangt man zum eigentlichen Theater; an den Enden sind Piedestals mit der Inschrift:

Claudio Et Papirio Consulibus Hercu.
Lanenses Posuere Post Mortem.

Erinnert Dich dies nicht an die Inschrift:

A Louis XIV, Apres Sa Mort.

Interessant ist das Cabinet antiker Gemälde, die man bei der Untersuchung von Herculanum, Pompeji und Stabiä fand. Es sind Fresko-Oelgemälde, manche in Marmor gefafst; das Licht, in dem sie stehen, ist ihnen ungünstig, mehrere sind zu entfernt, und so der Bewundrung entzogen.

Die Thiere sind täuschend wahr und niedlich; diese Blumen und Früchte, sind sie frisch gebrochen?

Die Verzierungen verdienen ihren Namen, denn sie hören beinah auf, nur Verzierungen zu seyn. Die meisten sollte man für Tände-

leien von Raphäels Geschmack halten, andere scheinen chinesische Schnörkel. Ein Wägelchen, von zwei Bienen gezogen, gefiel mir, ein Schmetterling ist Kutscher, seine Füſschen halten die Zügel. Einen andern Wagen zieht ein Papagei, eine Cicade kutschirt. Auf einem dritten steht eine Amphora, mit Rosen bekränzt; zwei kleine Sirenen sind vor den Wagen gespannt.

Der Pinsel rief diese lieblichen Träume sehr glücklich in die Würklichkeit. Die Composition der meisten Gemälde ist rein griechisch, das heiſst, voll edler Einfalt, aber ungemein zart. Ein Centaur, den ein Liebesgott zügelt. — Eine Nimphe, sie pflückt eine Blume. Jene nackte Bacchantin, auf dem Seeungeheuer, das sie tränkt, ist sehr reizend. Eine Dryade, im Schlaf von einem Faun überrascht; er küſst sie. — Ein Tänzer entfaltet, auf einem Seile, die höchste Gewandheit und Kraft des menschlichen Körpers. Von dem luftigsten Schleier umschmiegt, enthüllt eine schöne Tänzerin jede Grazie, die volle wollüstige Weichheit des Weibes. — Dort siehst du den Vater Silen, seine Arme heben ein Kind in die Höhe, die kleinen Händchen haschen nach einer Traube, die, über den Kopf des Alten hin, ein holdes Mädchen, mit liebevollem Blick, dem Kleinen hinreicht. — Ein Jüngling verschlingt das Lächeln und die süssen Worte einer blühenden Schönen; sehnsüchtiges Verlangen wohnt auf seinen Lippen.

Du siehst, jedes dieser Gemälde ist nur ein hingehauchter Gedanke; so ist jede Ode Anakreons nur das Aufflammen eines Gefühls.

Sechs und neunzigster Brief.

(Auf dem Gipfel des Vesuvs. Beim Schimmer eines Ausbruchs, um Mitternacht.)

Ich schrieb diese Zeilen auf dem Gipfel des Vesuvs, beim Schimmer eines Ausbruchs.

Sie seyen eine Gedächtnifsmünze, die ich als Wahrzeichen meiner Reise schlug; sie sollen einst meine Kinder, wenn sie dem staunenswerthen Brande beiwohnen, an diesen Lebensmoment ihres Vaters erinnern, eine Reminiszenz, die ihnen das herrliche Gemälde gewifs verschönert.

Um 6 Uhr Abends kam ich zu Resina an, einem kleinen Dorfe, jenseits Portici; ich verliefs den Wagen, der mich führte und bestieg einen Maulesel. Drei kraftvolle Männer begleiteten mich mit einem Vorrath von Fackeln, — Ich fieng an, zwischen zwei mit Maulbeern und Feigen bedeckten Feldern hinauf su klimmen. Die Bäume sind von schlanken, saftigen Reben durchflochten, die sich bald an sie schmiegen und anlehnen, bald empor steigen, und sich frei in der

Luft erhalten. Man zeigte mir das Haus, wo Pergolese Balsam für die fruchtbare, ihm so quälende, Schwermuth suchte, die in seinem sieben und zwanzigsten Jahre uns sein Stabat Mater, und ihm den Tod brachte.

Eine Stunde lang durchwandelte ich üppige Baumgärten, dann gelangt' ich an eine ungeheure Lava. Vor ungefähr sechzig Jahren spie sie der Vesuv in einem Ausbruche aus. Ganz Neapel erblafste; allein nur einen Augenblick drohte ihm die Lava; hier blieb sie stehen. Ob gleich unbeweglich und erloschen erregt sie noch Entsetzen, scheint noch zu drohen. — Die Ufer sind, wie der Seine Ufer, mit Rasen und Blumen bekleidet, und hier und da mit jungem Gebüsche beschattet, welches eine fruchtbare Asche, wenn man so sagen darf, benetzt und immer nährt. — Am Ende eines äusserst beschwerlichen Fufspfades, dem ich eine Zeitlang folgte, fand ich mich auf grausigen Felsen, mitten unter flatternder Asche. Hier ist der Boden für den Tritt der Thiere unzugänglich, allein nicht für den Menschen, der allenthalben die Gränzen aufsucht, die ihm die Natur vorzeichnet, und sie oft übersteigt.

Mit vieler Anstrengung mufst' ich hier Massen von Schlacken erklimmen, die unter meinen Füssen zusammen rollten. — Ich machte einen Augenblick Halt, um zu betrachten.

Vor mir umschwammen den Berg die Schatten der Nacht, und düstre Gewölke, durch den dampfenden Vulkan noch verdunkelt; hinter mir die Sonne, die eben hinter den Gebürgen hinab gesunken war. Ihr sterbender Strahl röthete Posilipo's Küste, Neapel und das Meer, indeſs über der Insel Caprea der Mond am Horizont heraufstieg. Ich sah, in diesem Moment, des Meeres Fluten, zugleich vom Stral der Sonne, vom Glanz des Mondes und vom Wiederschein des Vesuvs funkeln. Ein herrliches Gemälde!

Nachdem ich dies Dunkel, diesen Glanz, diese schauerliche, wüste, verlassene, und jene lachende, belebte, fruchtbare Natur, das Reich des Todes und des Lebens ganz genossen hatte, warf ich mich in die Wolken und fuhr fort empor zu klimmen. — Endlich war ich am Krater.

Dies also der furchtbare Vulkan, der seit Jahrhunderten brennt, Städte verschüttete und Völker verzehrte! In jeder Stunde bedrohst du diese weite Gegend, dies Neapel, wo man in diesem Augenblicke lacht, singt, tanzt, nicht einmal deiner denkt. — Welcher Glanz um den Krater! Der glühende Feuerofen in der Mitte! — Itzt entsteht dumpfes Getös im brennenden Schlunde; schon speit er, mit schrecklichem Geprassel, unter einem dicken Regen von Asche, eine unermeſsliche Masse von Feuer aus. Millionen Funken, tausende von Steinen, die ihre schwarze

Farbe kenntlich macht, sausen, stürzen herab, wieder zurück; rollen dahin. — — — Sieh! da rollt einer, hundert Schritte von mir. — Plötzlich schliefst sich der Abgrund; schnell öffnet er sich wieder, und speyt neue Gluten; indefs erhebt sich die Lava am Rand des Kraters, sie bläht sich auf, kocht, strömt, und furcht in langen Feuerströmen den schwarzen Rücken des Gebürgs.

Ich war entzückt. — Diese Wüste! — — Diese Höhe! — — Diese Nacht! — Dieser brennende Berg, und ich dabei! — — Gern hätt' ich die Nacht bei diesem Brande zugebracht, und die Sonne ihn bei ihrer Rückkehr mit dem Glanz ihrer blendenden Stralen verlöschen gesehen, allein der Wind, der mit Ungestümm blies, hatte mich schon erstarrt; ich stieg herab, mit welchem Kummer! Es kostet Anstrengung, von einem solchen Gemälde den Blick abzukehren, der der letzte seyn soll!

Lebe wohl Vesuv! Lebe wohl Lava! Lebe wohl Flamme, die diesen unabsehbaren Schlund umglänzt und krönt! Lebe wohl du furchtbarer, und doch so wenig gefürchteter Berg! — — Wenn du einst, in deiner Asche, diese Schlösser, diese Dörfer, oder diese Stadt begraben sollst; so sey es wenigstens nicht dann, wenn meine Kinder dort weilen!

Meine Führer hatten ihre Fackeln angezündet. Ich stieg herab, oder vielmehr ich rollte, in Asche

bis an die halbe Wade versunken, ich rollte so schnell (man kann nicht anderst) daſs ich nur eine halbe Stunde brauchte, einen Raum herabzusteigen, den hinauf zu klettern ich drei Stunden gebraucht hatte. Einen meiner Schuhe verlohr ich, in tausend Stücke zerrissen, auf halbem Wege; den andern auf der Stelle, wo ich die Maulesel verlieſs. Im Herabsteigen begegnete ich Engländern, die auf den Krater zu stiegen; wir blieben stehen, sprachen vom Vesuv, und unterbrachen auf einen Augenblick, mit dem Schein unsrer Fackeln, die Nacht, welche auf diesem Lavastrome lag, und mit dem Laut unsrer Stimmen die tiefe Stille.

Wir nahmen Abschied, und ich setzte meinen Weg fort, bis ich endlich, äusserst ermattet, zu Portici ankam, ich legte mich nieder und fiel in tiefen Schlaf; allein um 6 Uhr des Morgens erwachte ich, und vor meiner Phantasie stand der Vesuv, sein brennender Crater, und seine Lava. Die wechselnden Empfindungen, die mich gestern durchzittert hatten, bebten noch in meinem Innern nach.

Der Ausbruch des Vesuvs ist eines der Schauspiele, die dem Pinsel und der Feder ewig unerreichbar bleiben werden; die Natur wollte sich allein es vorbehalten, ihn dem erstaunten Blick darzustellen, wie den Aufgang der Sonne und die Unermeſslichkeit des Meeres.

Sieben und neunzigster Brief.

Neapel.

Du verlangst einige Bemerkungen über Neapels Bewohner, hier sind sie.

Bei meinen Beobachtungen des Menschen in Italien drang sich mir gleich die Wahrheit auf: er gleiche sich in allen civilisirten Staaten; England macht jedoch eine Ausnahme, denn dort wohnt die Ereiheit. Der Gehalt des Menschen ist allenthalben gleich; auch die Formen, in welche, Zeiten, Verfassung, Clima und hundert äussere Veranlassungen ihn kneten, ähneln sich alle. Der einzige, wesentliche Unterschied ist die Stufe, die eine Nation einnimmt, es ist ein Mehr oder Weniger, dessen Bestimmung der Mangel eines Maasstabes und hinreichender Bezeichnungen sehr erschwert.

Die meisten Zeichen unsrer Ideen, unsre Phrasen, die schon so geraume Zeit im Gedankentauschhandel zirkuliren, bleiben itzt weit hinter dem Gegenstande zurück, den sie bezeichnen sollen; so sehr hat sich alles verändert. Die Sprache einer Nation sollte, wie eine abgegriffene Münze, von Zeit zu Zeit umgeprägt werden, aber die grofsen Schriftsteller und Philosophen, welche allein den Stempel besitzen, sind zu selten.

Die Bevölkerung von Neapel ist da, wo es bewohnt ist, stark; Clima, Boden, das Meer und

die

die Sitten befördern die Fruchtbarkeit. Man lebt da wohlfeil, von wenigem und — lange.

Das heifse Clima nimmt dem Hunger seinen Stachel, es macht dagegen den Durst brennender, vervielfältigt aber auch die Mittel, ihn zu stillen: der Schnee der Apenninen kühlt und erfrischt, das Meer nährt mit Fischen und Muscheln den Neapolitaner; des Vesuvs Asche schenkt ihm Obst und Früchte; das Clima könnte beinah alle Bekleidung ersetzen.

Man lebt mit wenigem, darum wird nicht viel gearbeitet, aber viel geschlafen.

Man lebt lange; Mässigkeit und Ruhe verlängern die Bahn des Lebens. In Frankreich ist man dagegen mit seinen Lebenstagen schnell zu Ende; Arbeit, die Stürme der Leidenschaft und der Druck des Elends zerstören das Lebensprinzip. Ausserdem sind in Neapel Krankheiten eine Seltenheit; Abspannung aller Organe, eine Folge des heifsen Climas, verhütet chronische Uibel, und die durch jenes beförderte Ausdünstung heilt die hitzigen Krankheiten: allenthalben warme Bäder und — keine Aerzte.

Das organische, materielle Leben des Menschen erblickst du hier in seiner ganzen Fülle, in seiner Fruchtbarkeit und in der Dauer, die ihm die Natur vorgezeichnet hat. Die Volksmenge ist ungeheuer; das sagt dir jeder Blick. Du

mufst dich durch eine flutende Masse von Menschen durcharbeiten, und immer in Furcht seyn, ein paar Kinder zu zertreten: öffentliche Plätze, Strassen, Buden, Häuser, alles wimmelt von sich drängenden Menschen.

Diese wogende Menge durchkreuzt unaufhörlich eine Reihe von Carossen, besonders von kleinen Kabriolets, die in der Luft zu fliegen scheinen. Indessen hört man selten von einem Unglücksfall.

Das Treiben in der *rue St. Honoré* zu Paris ist eine Kleinigkeit gegen das Gewühl in der Strasse Toledo zu Neapel.

Der Schimmer unzähliger Fackeln, welche, in den Händen von Läufern, vor einem bunten Gewimmel von Kutschen herflattern, bietet das Gemälde eines grofsen Leichenzuges dar.

Acht und neunzigster Brief.

Neapel.

In Neapel äussert das Clima seinen vollen Einflufs; da giebt, ohne Einspruch, nur Hiperion Gesetze: das heifst, in allen Beziehungen, in allen Zweigen des bürgerlichen, politischen und phisischen Lebens findest du eine allgemeine Schlaffheit.

Jeder Anstrengung feind, thut man nur das, was ohne einen gewissen Grad von Spannung der Fibern geschehen kann: eben so erreichen manche Stimmen nie die Oktave.

Religion ist hier nur Aberglaube, übrigens sehr bequem. Sagen, man habe Religion, gilt so viel, als würklich religiös seyn. Der vierte Theil des Volks besucht keine Messe: selten knieet man in den Kirchen nieder, und man geht nur dann hin, wenn es Erleuchtung, Musik giebt; wenn Opera in der Kirche zu sehen ist. Man darf ungescheut öffentlich gegen alle Religionen, die katholische nicht ausgenommen, sprechen, predigen, declamiren. Die Gränzlinie der Religion ist Bigotterie, der Fanatismus liegt jenseits; denn ihn erzeugt nur Seelen s c h w u n g; die heilige Fackel e r l e u c h t e t nicht, und z ü n d e t nicht.

Das schöne Geschlecht scheint in Neapel ein Waarenartikel; Väter, Mütter, Gatten, Brüder, Mönche, alles treibt damit Handel.

Die Betrügereien sind hier unglaublich raffinirt, aber man betrügt lachend. Dem Neapolitaner sind die Geschäfte des gemeinen und bürgerlichen Lebens ein Spiel, in dem der Feinste gewinnt; anderwärts sind sie ein Ringen, in welchem die Stärke siegt.

Man gesteht sich in Neapel den Betrug, und rühmt sich seiner, wie an andern Orten des Gewinnstes.

Dieses Spiel, in dem jeder zu gewinnen, das heifst, zu betrügen, sucht, macht den Gang der Geschäfte schleichend: man überlegt bei jedem Schritte, wie im Schach jeden Zug, deswegen werden wenig Geschäfte gemacht. Verheissungen sind gehaltlose Worte, nur Schwarz und Weifs bindet, und in jedem Papier schläft ein Rechtshandel.

Uibrigens ist Chicaniren, Leidenschaft; man liebt es, als eine Gattung von Spiel: man führt Prozesse, um zu betrügen, und — zum Zeitvertreib.

In der Denkweise, selbst in den Gefühlen des Neapolitaners, vermissest du jede Idee von Moralität. Redlichkeit ist ihm der Deckmantel einer feinen Prellerei; Offenheit, lebendiges Temperament: Verstand nennen diese Menschen das Bestreben, zu betrügen; Geschicklichkeit besitzt ihnen der, dem der Betrug gelingt; jede Tugend ist Schwäche, die Laster sind Ausflüsse des Clima's, da hast du die Moral in Neapel.

Das Mitgefühl ist hier maschinenmäsig. — Ein Mensch wird ermordet, man bedauert ihn, aber nur einen Augenblick; und schon ist der Mörder der Gegenstand des Mitleids. Die Rache gilt dem Neapolitaner für Naturrecht, sie ist die einzige Leidenschaft, die er kennt. Denn Trägheit verbannt die Habsucht; die Liebe ist

nur körperliches Bedürfnifs, das Weib ein Hausrath, der Liebhaber ist der Käufer.

Die Neapolitaner kennen keine Liebe zu ihren Kindern, sie lieben, wie das Thier, die Jungen, sie folgen dem Instinkte. Nicht mehr als tausend Findelkinder, sind, im Königreich, die jährliche Ausbeute unehelicher Umarmungen.

Oft suchen Eltern, deren Ehe unfruchtbar blieb, Kinder im Findelhause, man verkauft sie ihnen. Diese sind erst Spielzeuge, dann Sklaven, und endlich Universalerben. Kindliche Liebe ist nur Gewohnheit, Freundschaft eigennützige Hoffnung, Dankbarkeit ein leerer Schall.

Durch das wenige, was man hier arbeitet, will man nur die Stufen in's Himmelreich des sel'gen *Far niente* erklimmen.

Die Caffè's, die Eisbuden, die Promenaden, alle öffentlichen Plätze wimmeln, vom frühen Morgen an, bis zur Mittagsglocke, von Menschen jeder Art: da sind Mönche, Weltgeistliche, Militairpersonen; sie winden sich gähnend durch die Zeitungen, und betrachten die Vorübergehenden.

Der Neapolitaner, unfähig, durch das Würken seines Geistes, eigne Empfindungen in seinem Innern aufzuregen, will, von jedem Gegenstande um ihn her, affizirt seyn; alles soll, von aussen her, Gefühle in ihm erwecken.

Man mufs diesen Geschöpfen, Gefühl, wie dem Kinde das Laufen lehren.

Um die Mittagsstunde speist man. In wenig Familien wird ein förmliches Mittagsmahl gehalten, „*on ne met pas la nappe*" würden wir sagen. Die Eitelkeit verriegelt sorgfältig alle Zugänge, und dann verzehrt man in einem Winkel ein Stück Kaltes. — Der Magen ist gefüllt, man legt sich ganz nackt nieder; eine Stunde vor Nacht wird aufgestanden, man kleidet sich an, und besucht die Caffé's wieder, oder man fährt spazieren.

Itzt beginnt das Treiben der Läufer, sie durchsummen, gleich einem Bienenschwarm, die Stadt. Fünfzehntausend Menschen finden ihr Brod in ihren Füssen, vor den Carossen; fünfzehntausend andre finden es hintenauf. Man macht eine Promenade auf den Molo, nach Chiaja, oder längst dem Gestade von Bresilica, nie ausserhalb der Stadt und nie zu Fusse. Schande würde auf dem Edelmann lasten, der am Abend in den Strassen zu Fufs erschiene.

Man bleibt in der Opera, auf der Promenade, oder in der Taverne, in der Akademie, bis 5 Uhr Morgens.

Auf den Gesichtern spricht sich weder Frohsinn, noch Vergnügen, keine Zufriedenheit aus, aber auch kein Gram; sie sind stumm. Das höchste Erdengut ist, am Tage, wie ich dir

schon sagte, das sel'ge *Far niente*, am Abend ist es, frei athmen zu können, und die Kühle zu geniefsen. — Das Fieber der Hitze läfst da nach; das ist zur Behaglichkeit genug.

Wenige verstehen sich auf den Genufs der, in diesen Gegenden himmlischen Natur; die Energie fehlt, alles ist zu erschlafft. Die Natur findet keine Liebhaber, sie hat für dies abgespannte Volk keinen Reitz mehr. Der gröfste Haufen arbeitet nur soviel, als er bedarf, um dem Hungertode zu entgehen, dies sind die Lazaroni's. Diese Lazaroni's bilden keine besondere Volksklasse; sie existiren in allen Ständen, es sind, mit einem Worte, Taugenichtse. Sie arbeiten wenig, weil diese wenige Arbeit hinreicht, ihnen ihre geringen Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Ihr Müssiggang ist Genügsamkeit, kein Laster. Arbeiten doch die Menschen alle nur, um müssig gehen zu können!

Der Lazaroni verdient in einigen Stunden den Lebensunterhalt auf ein paar Tage; dann pflegt er der Ruhe, geht spazieren, badet; er lebt.

Das weibliche Geschlecht verdient seinen gewöhnlichen Beinamen in Neapel nicht, die Neapolitanerinnen sind sehr häfslich. Die zarte Blüte, Frauenschönheit, heischt feuchte Luft, und gemässigtes Clima. Alle die glücklichen Züge, welche die Natur zusammen gewählt zu

haben scheint, um die Schönheit, durch ihren Einklang, zu bilden, welken hier schnell unter einem versengenden Clima, unter dem verderblichen Einflufs der Erziehung und der Sitten.

Eben diese Influenzen scheinen das, was sie dem Weibe raubten, in Neapel unsrem Geschlechte geschenkt zu haben. Die Männer sind, im Ganzen genommen, schön.

Neun und neunzigster Brief.

Neapel.

Die schönen Künste haben ihre Heimath hier nicht mehr: ich nehme jedoch die Musick aus; man bearbeitet in zahlreichen Conservatorien die Stimme, man cultivirt sie, in einem heissen Wettstreit. Vergebens verbieten Gesetze, Bullen und die Natur, durch Castration, des Menschen Stimme, auf das natürliche *si* hinaufzuarbeiten: dieser Ton wird so theuer erkauft, wer ihn modulirt, so hoch gefeiert. Farinelli beherrschte einst Spanien!

Neapel zählt noch grofse Männer, es sind — Castraten.

Die mechanischen Künste liegen in ihrer Wiege; sie entbehren die heut zu Tage im übrigen Europa gemeinsten Werkzeuge. Acht Tage

braucht man zu Verfertigung einer Arbeit, die bei uns eine Stunde erfordert.

Handel, Militairdienst, ein grofser Theil der Industrie und Cultur, sind in der Hand von Fremden. Indessen beginnt der Inländer allmählig, sich damit zu befassen. Man erwartet eben das erste Schiff, das es je unternahm, sich auf direktem Wege, in unsern Häfen mit Zucker und Indigo zu befrachten. Der Capitain wird den Neapolitanern ein Colon seyn. In diesem Jahre erschien die erste neapolitanische Zeitung.

Aber, hör' ich dich fragen, wie kann sich ein kleiner Staat aufrecht erhalten, den eine ungeheure Volksmenge, zahllose Bettler, eine sehr zahlreiche dienende Klasse, ein bedeutender Clerus von Weltgeistlichen und Mönchen, den ein über 20000 Mann starkes Militair, eine Masse von Adel, und eine Armee von dreifsigtausend Dienern der Themis erdrücken?

Das Meer, Clima und Boden, lösen das Räthsel. Das Clima verringert jedes Bedürfnifs, das Meer liefert von allen Seiten Muschelwerk und Fische; der Boden zollt vier Erndten. Die Erde, oder besser die Asche, ein wenig untereinander werfen, da hast du den Feldbau.

Diese Asche ist am Fufs des Vesuv sehr fruchtbar; sie wäre es ungleich mehr, wenn man ihr

zu Hülfe käme, statt blos von ihr zu fordern. Dies wäre Sache des Gouvernements, aber es ist abgeneigt, die Weichlichkeit der Neapolitaner zu bekämpfen, es verleiht ihr Schutz und Beförderung.

Das Clima drängt hier die Menschen zwar zur Trägheit hin, aber doch ist dieser Drang nicht so mächtig, daſs nicht politische und moralische Einwürkungen ihm Zügel anzulegen, und Neapels Bewohner zur Thätigkeit zu spornen vermögten. Gesetze könnten dem Volksgeiste Spannung verleihen, Erziehung und Bäder, wie bei den Römern, den zu hohen Grad der Hitze neutralisiren. Hier existirt nicht ein öffentliches Bad. Geist ist in Neapel keine Seltenheit. Clima und natürliche Lage sind ihm günstig. Dies Meer, der Boden, die Stralen dieser Sonne, ein Blick Augusts, und das Studium Homers, gaben der Eneide ihr Daseyn.

Heut zu Tag indessen können unter hundert Personen höchstens zwei nur lesen; es giebt ganze Provinzen ohne einen Schulmeister.

Das wenige von Litteratur, was in einem kleinen Kreise zirkulirt, beschränkt sich auf Uibersetzungen französischer Werke. Wir bringen den italiänischen Damen Moden und den Männern unsere Meinungen. All' unsre groſsen Schriftsteller sind übersetzt und geplündert.

In Neapel spricht man von Paris und immer nur von Paris. Wir sind die Griechen, die Engländer sind die Römer der heutigen Welt. *)

Entfernung, Fantasie und, vor allem, Unzufriedenheit, leihen uns bei dem Neapolitaner glänzende Vorzüge.

Noch ein Wort über den Zustand des Volks.

Das Elend erzeugt keine Bettler, keine Soldaten, es setzt keine Kinder aus: selten wird ein Raub begangen, ein Meuchelmord verübt, das Leben ist so mühelos, so natürlich! Die Gauner sind eher Betrüger, als Diebe, das Volk sieht stehlen; man lacht und läfst den Dieb sein Wesen treiben: nur die Rache schleift die Messer.

Ausschweifungen sind in Neapel mehr ein Auswuchs des Müssiggangs, als Kinder der Wollust, sie gebähren nirgends so wenig Verbrechen und Unglücksfälle, als hier, weniger als in Paris: sie sind kein Gewerbe, keine Kunst. Der Freudenmädchen giebts viele; aber sie sind nicht ausgezeichnet, man verliert sie in ihrem ganzen Geschlecht.

In dieser Stadt ist gar nichts entartet, nichts geläutert, nichts steht auf einer höhern Stufe

*) Sollten letztere nicht eher die heutigen Carthager seyn? Die Paralelle dürfte sehr treffend ausfallen, selbst bis auf die *Punica fides.*
A. d. V.

der Vollkommenheit; Laster und Tugenden sind noch ganz roh, es sind neugebohrne Kinder des Menschenherzens. Neapel buhlt noch nicht nach den Blicken Europa's oder der Nachwelt.

Hundertster Brief. *)

Neapel.

Hier hast du eine Probe von der Feigheit der Neapolitaner. Einer ihrer Vicekönige liebte die Jagd: zum Unglück für die Bewohner der kleinen Insel Procida liefsen sich Fasanen dort nieder: ein martialisches Gesetz befahl sogleich den Insulanern eine allgemeine Ermordung aller Katzen. Sie mufsten alle sterben. Die Ratten vermehrten sich nun so stark, dafs sie ungescheut selbst Kinder in den Wiegen anfielen; sie benagten den armen Kleinen Nase und Ohren. Was beginnen die Eltern? Die Mütter weinten bittre Zähren, und die Väter — sie murrten. So feig sind diese Menschen. Zum Glück starb der Vicekönig, und kein Weib durfte mehr zittern, Mutter zu werden.

---

*) Aus mehreren Briefen, welche die Staatsverwaltung Neapels behandeln, und durch die neusten politischen Umwälzungen ihr Interesse verlohren haben, will ich nur einige der frappantesten Züge ausheben. A. d. V.

Darf das Volk murren, wenn es den Sklavensinn weiter treibt, als der Fürst die Despotie?

Man baut itzt in Neapel an einem Schiff von achtzig Kanonen; es ist seiner Vollendung nah: der Hafen, der es aufnehmen soll, ist bereits angefangen.

Todesstrafen sind sehr selten in der peinlichen Gesetzgebung, aber die Kerker sind mehr als Tod. Unter vier Jahren verläfst sie kein Inquisit; drei Viertheile kommen darin um; der Rest, den die Dauer des Prozesses und graus ge Kerker nicht hingeopfert haben, wandert auf die Galeere.

Das Gesetz heischt das Geständnifs des Angeschuldigten, um ein Todesurtheil zu begründen; aber bis er gesteht, b gräbt man ihn in ein Gefängnifs, entzieht ihm Licht, kurz alles, selbst Stroh. Dem Unglücklichen dient ein Stein zum Lager, Brod und Wasser ist seine Nahrung.

Ich liefs mir eins dieser Gräber öffnen: vier Gespenstergestalten stürzten, vom eindringenden Lichtstral, der mich kaum sehen liefs, betäubt, geblendet, der Thüre zu: die langen, verworrnen Bärte, die hohlen Augen, die bleichen, gräfslich entstellten Gesichter, die ausgemergelten, halb nackten Körper — mich schauerte, ich prallte erschrocken zurück: ein Pestgeruch qualmte mir entgegen — über zehn Jahre sind diese Schlachtopfer hier lebendig begraben. — Einer der Men-

schen brüllte schrecklich: „nein, ich habe mei-
„nen Vater nicht gemordet."

Wenn ein Delinquent zum Tod verdammt ist, dann sperrt man ihn, drei Tage lang vor der Hinrichtung, mit einem Beichtiger und einem Büssenden, in eine unterirdische Kapelle; ein langer Todeskampf; diese Marter ist schrecklich, denn Todesfurcht ist mehr als halber Tod.

Das Hospital ist eines der Gefängnisse, auch ein Grab.

Hundert und erster Brief.

Neapel.

In diesem Briefe will ich mehrere Gegenstände zusammenstellen, die mir interessant scheinen.

Wie könnt' ich von den zwölf Propheten schweigen, die Spagnolet auf das Gewölbe der Carthäuserkirche gemalt, oder eigentlich hingestellt hat; so vollendet ist die Täuschung.

Die Köpfe haben viel Charakter, viel Wahrheit; es sind ächt prophetische Köpfe. Diese Gemälde sind Spagnolet's Meisterwerk, und Meisterwerke in der Kunst. Sein Pinsel ist, das gebe ich zu, ernst und düster; aber sehr kräftig. Alle seine Arbeiten sprechen das Bestreben aus, das er mit Carravagio theilte, das Aug durch

Contraste zu erschüttern, und uns mit Staunen zu erfüllen; dies war ihm mehr, als, durch Abstufungen und Nüancen, die Seele sanft zu bewegen, dem Blick zu schmeicheln: er wirft, mit wahrhaft verschwenderischer Hand, Licht und Schatten in grofsen Parthieen auf die Leinwand.

Das Carthäuserkloster, obgleich ausserdem sehr reich, würde in diesen zwölf Gemälden Schätze genug besitzen. Die Regierung scheint auch so zu denken, denn sie brandschatzt das Kloster von Zeit zu Zeit.

Verdient Heliodorus Verjagung aus dem Tempel, von Solimenas Hand, so viele Vergötterung? Die Gröfse des Gemäldes ist zwar ungeheuer, denn es nimmt die ganze Breite der Kirche *di Giesu nuovo* ein; aber die Composition ist verwirrt; du vermissest Auswahl, Effekt, Interesse; kurz es sind gefärbte Figuren.

Da sacro cineri flores. Hic ille Maroni
Sincerus * *musa, proximus ut tumulo.*

Was sagst du zu dieser Inschrift, die man, auf Sannazars Grab zu setzen wagte? Der Mann verlebte seine Tage auf dem Parnafs, an den Höfen, auf dem Lande, und endigte sie in einem Kloster: er schrieb, in Versen, Virgil'n, Ovid

*) Sannazars Beiname. A. d. O.

und Tibull entliehen, ein Gedicht über die Geburt Christi und erotische Pöesieen; man preist seine Schriften noch heut zu Tage, weil man sie nicht mehr liest.

Sannazar, Virgiln so nah, durch seine Gedichte, wie durch sein Grab? So verirren sich die Sucht, als Schöngeist zu glänzen, das Haschen nach Antithesen; sie schlachten die Wahrheit, unförmlichen Geburten zum Opfer, Sannazar und Virgil sich nahe!!

Ich würde dir von den Catacomben in Neapel erzählen; aber ich habe von den römischen gesprochen, und in den Gefühlen, die diese Gräber erwecken, liegt ihr ganzer Werth. Die Catacomben werden die Schwermuth immer anziehen, die gerne dem Tod in's Antlitz sieht, und im stillen Dunkel weilt.

Uiber das miraculöse Flüssigwerden des Bluts des heiligen Januarius muſs ich schweigen: es erfolgt in der jetzigen Jahrszeit nicht, denn es würde itzt zu natürlich scheinen; nur das: dieses Mirakel ist seit kurzem ausser Credit, man behauptet, es werde bald ganz eingehen. Vielleicht ist der Zeitpunkt nah, wo man im Weltall nur ein Wunderwerk findet, das Weltall selbst.

Hun-

Hundert und zweiter Brief. *)

Neapel.

In der Kirche des heiligen Januarius sah ich das Grab des unglücklichen Königs von Neapel, Andreas des zweiten. Er wurde im siebenten Jahre mit Johanna der ersten verlobt, und mit achtzehn fiel er, in der Mitte seines Hofes, am Tage vor seiner Krönung, als Schlachtopfer einer treulosen Gattin. Die Liebe brütete ihr Verbrechen aus, jugendliche Kühnheit wagte die Ausführung; des Weibes Schönheit entschuldigte die That; die Politik gab ihr Gesetzlichkeit, sie ward durch den Mund eines Pabstes, den Gold bestach, sogar gerechtfertigt. Aber nie ward der Verbrecherin Verzeihung von der Natur, wie von ihrem Bewufstseyn; unversöhnliche Rache beflügelte den ungerischen König Ludwig den zweiten. Er stürmte, um dem gefallenen Bruder ein Todenopfer zu bringen, aus dem Herz von Deutschland daher, verderbenschwanger flatterte in seiner Hand die schwarze Fahne: er verfolgte, bedrohte, spürte, vierzig Jahre lang, das Haupt der Schuldigen auf. Es fiel endlich, von Elend und nagenden Gewissensbissen gebleicht; in den Staub rollte die Krone, noch vom Blut des ersten der vier Gatten Johannens bespritzt.

*) Eine französische, hier weggelassene Bearbeitung nach Tibull dürfte dem Leser kein Verlust seyn. A. d. V.

Andreas der zweite wurde zu Aversa ermordet, und aus dem Fenster gestürzt. Seine Pflegamme suchte, und fand, nach drei Tagen, den Leichnam. Sie trug ihn, mit einem Stiftsgeistlichen der Januariuskirche einverstanden, bei Nacht dorthin: der edle Priester zollte ihm redliche Thränen, beerdigte ihn heimlich, und stiftete, in der Folge, auf seine eigne Kosten, das merkwürdige Denkmal, dessen ich oben erwähnte.

Nun mufs ich dir doch, als Gegenstück zu Johannen der ersten und zum Grab ihres Gatten auch ein paar Worte von Johannen der zweiten, und dem Grabe ihres Lieblings, Giovanni Caraccioli, sagen, er liegt in der Kirche *San Giovanni*; sein Loos hat Aehnlichkeit mit jenem des berühmten Essex. Er war, als Jüngling, so unglücklich, einer alten Königin zu gefallen. Befriedigter Ehrgeitz sollte ihn für das Lästige, für die Langweile einer solchen Verbindung entschädigen. Zuviel baute er auf die letzte Leidenschaft eines Weibes; so beleidigte er blutig die Königin, er sah in ihr nur die Geliebte, und, wie Essex, färbte sein Blut das Schaffot; es strömte auf Befehl einer Geliebten, die leider allmächtig war. Aber Johanne folgte bald ihrem Liebling, wie Elisabeth, von Liebe und Reue verzehrt; sie folgte dem Wink des angebeteten blutenden Kopfs, der Tage und Nächte vor ihrem Blick stand.

Ich nahm von den Gräbern Abechied (es war ein köstlicher Abend) und machte einen Spaziergang, Posilipos Gestade entlang: ein zerfallner Pallast Johannens fesselte mich, er ist dem Meer überlassen, das seinen Fuſs bespült, allmählig zerstört ihn die Zeit. Ich setzte mich auf einen Stein, und lauschte, beim Mondenlicht, dem dumpfen Gebraus der Woge, die sich an meinen Füſsen brach. Eine tiefe, süsse Schwermuth breitete ihre Fittige über mich aus; ich dachte der beiden Gräber, der königlichen, mit Blut gefärbten Liebe. Johannens tragisches Andenken, diese öde Ruine der Vorzeit, vom Dämmerlichte des Mondes feenhaft beleuchtet, erschütterten mich tief: die Stille des Abends, die der Donner der auf mich zustürmenden und dann zerstäubenden Wellen unterbrach, dessen Brüllen des Pallast's Gewölbe wiederhallten, das alles machte meine Thränen flieſsen, sie mischten sich mit den Fluthen, in denen der Mondenstral flimmerte.

Hundert und dritter Brief.

Pompeji.

Ich wandre von Haus zu Haus, von Tempel zu Tempel, durch sich kreuzende Straſsen, in einer Stadt, die vor zweitausend Jahren emporstieg; Römer bewohnten, ein König von Neapel förderte sie an's Licht des Tages. — Staunen ergreift mich — ich bin zu Pompeji.

Seine Bewohner lagen in den Armen des Schlafs. Ein Sturmwind fährt daher, löst einen Theil der Asche ab, die Vesuvs Gipfel bedeckte, und führt sie im raschen Wirbel in die Lüfte, auf Pompeji hin: Pompeji, Herculanum, Sorrento, eine Menge Dörfer und Städte, tausende von Menschen, — Plinius, sind lebendig begraben; das Werk von fünfzehn Minuten.

Ein gräſsliches Erwachen; wie viel tausend Verwünschungen Vesuvs, seiner Asche und seiner Lava, mögen durch die Luft gezittert haben! Die Tollkühnen, muſsten sie an des Berges Fuſs, auf seine Asche, auf seine Lava bauen!

Die Menschenkinder gleichen der Ameise; ein Zufall zerstört ihren Bau; im nämlichen Augenblick wird er wieder hergestellt.

Pompeji schlief unter der Asche; die Nachkommen der Unglücklichen, die dort ihr Grab fanden, pflanzten, auf die Gräber hin, Wein, Maulbeern, Feigen, Pappeln. Pompejis Dächer wurden Baumgärten und Fruchtfelder. Eines Tages gräbt man, die Hacke dringt tiefer ein, findet Widerstand: es ist eine Stadt — Pompeji. Der König lieſs nachgraben; allein, seyen nun die Anstalten schlecht, seyen die Aufseher zu gleichgültig gegen das Geschäft, oder zerstört die Luft die Ruinen würklich, so bald sie solche berührt; seit dreiſsig Jahren ist erst ein Drittel der Stadt zu Tage gefördert.

Das erste, worauf in Pompeji der Blick trift, ist das Quartier der Soldaten. Denke dir ein langes Viereck von Gebäuden, das eine Menge einzelner Zimmer enthält, und dessen Façade auf einem ringsumherlaufenden Portikus ruht. Seine Säulen sind cannelirt, ziemlich dünne, roth gemalt, sie machen artigen Effekt.

Ich besuchte mehrere Zimmer; in einem fand ich eine Mühle, sie diente den Soldaten zum Mahlen ihres Brodmehls: in einem andern eine Oelmühle, um Oliven zu zerquetschen. Jene ähnelt unsern Cafféemühlen; diese besteht aus zwei Mühlsteinen, die man mit der Hand, in einem weiten Mörser, um eine eiserne Spindel dreht.

In einem andern Gemach traf ich Fesseln, um die Fuſsknochen eines Verbrechers, in jenem aufgehäufte Gebeine, in diesem ein goldnes Halsband.

Ich verlieſs dies Quartier, mein Cicerone führte mich in die Stadt.

„Wie heiſst diese Straſse?"

„Das Pflaster bedarf einer Ausbesserung."

„Das Fahrgleis, durch die Karren den groſsen
„Lavaquadern eingegraben, wird die Wagen
„umwerfen."

„Die Fuſsbänke längst den Häusern gefallen
„mir."

„Wo sind die Einwohner alle? — Niemand „in den Buden, die Strafsen alle öde und ein- „sam, die Häuser offen?"

„Zuerst wollen wir die Häuser zur Rechten „besehen."

„Das hier ist keine Privatwohnung: die Men- „ge von chirurgischen Instrumenten verräth ein „ihrem Gegenstande analoges Gebäude," „Gewifs „ein Lehrsaal der Chirurgie."

Die Häuser sind klein, die Gemächer ohne Zusammenhang, die innere Anordnung ist schlecht; aber, wie reinlich, welche Eleganz! In jedem der Häuser ein Säulengang im Innern; das Pflaster Mosaik — eine Colonnade im Viereck; in der Mitte eine Cisterne, um die Dachtraufe aufzufassen. In jedem sind Thermen und Dampfbäder: und allenthalben erblickst du Freskogemälde im besten Geschmack, auf dem lieblichsten Grunde. Sollte nicht Raphäel hier seine Arabesken gefunden haben?

Lafs' uns jetzt die andre Seite der Strafse besehen: hier haben die Häuser drei Stockwerke; sie ruhen auf der Lava, die eine Art von Berg gebildet hat, an dessen Abhang man hinbaute. Aus dem dritten Stock sieht man auf einer Seite in eine Strafse, auf der andern tritt man aus dem obern Stock in einen Garten. Ich steige die Treppe hinab — die Colonnade um den Garten her

ist sehr einladend, sie beut Schutz vor Regen und Sonnengluten.

Was seh' ich in einem der Gemächer? — Zehn Todenköpfe. Die Unglücklichen retteten sich dorthin, wo ihrer keine Rettung warten konnte: das Köpfchen hier gehörte einem Kinde; Vater und Mutter sind wohl nicht fern?

Hinweg von dieser Scene, Grauen und Wehmuth befällt mich.

Der Tempel ist offen, ich trete ein. Wer ist der Gott in jener Niche? Es ist Canopus, der Gott des Schweigens; er gebietet es, durch einen Fingerzeig auf die Göttin Isis, in der Tiefe des *Sacrarium's*.

Im Vorhof stehen drei Altäre. Hier schlachtete man die Opferthiere, in dieser Rinne strömte das Blut in das Bassin im Mittelpunkt; von dort fiel es auf das Haupt der Priester herab. Das enge Gemach, neben dem Altare da, war wahrscheinlich die Sakristei; in der Wanne badeten sich die Priester. Laſs uns itzt hinauf in's Allerheiligste steigen; es ist sehr enge. — Sechs kleine Säulen — der Fronton ist zierlich. — Was sollen die zwei Thüren an beiden Seiten des Altars? Ich verstehe, hier herein schlüpftet ihr Betrüger, um, zwischen dem Altare und der Mauer versteckt, die Stimme der Gottheit zu spielen. Armes Volk, du warst immer das Spielzeug

heiligen Trugs! Sieh' her, wie sie gestern noch auf deine Kosten zu Nacht speisten; die Tafel ist noch gedeckt; da liegen noch Eier, der Wein, den sie tranken, war köstlich.

Hier giebts auch Inschriften:

Popidi ambleati,
Corelia celsa.

Es ist ein Denkmal, Wohlthätern der Isis, das heifst, ihrer Priester, gestiftet: diese Heuchler nennen sie Fromme; ein eignes Sinonim von Betrognen.

Priaps Tempel ist dem der Isis ganz nahe. Die Alten hatten, über gewisse Dinge, ganz von den unsrigen verschiedne Ideen, und daher andre Sitten.

Das Haus des Aufidius mufs in der Nähe seyn, denn hier sind die Stadtthore — hier ist das Grabmal der Familie Diomeds. Unter den Säulengängen lafs uns ruhen, wo einst die Philosophen safsen.

Man täuschte mich nicht; diese Villa des Aufidius ist sehr reitzend, die Freskogemälde sind herrlich. Wie schimmernd der blaue Grund! Die Figuren in den Feldern sind so weise, so geschmackvoll vertheilt! Die Blumengöttin selbst mufs diese Guirlande hingezaubert haben. Aber von wessen Hand sind diese Venus, dieser Adonis, von wem, in dem Bade dort, der junge Nar-

zifs, der niedliche Merkur? Sie können kaum vor acht Tagen gemalt seyn. Auch hier spricht mich der um den Garten herziehende Portikus an, und, um den Portikus, der viereckigte gedeckte Keller. — Ist's Falerner in den Amphora's, wie viel Consuln zählt er?

Es wird Abend; die Stunde des Schauspiels naht, lafs uns das bedeckte, das unbedeckte Theater besuchen — beide sind verschlossen.

Kannst du dir nun ein Gemälde von Pompeji entwerfen?

Hundert und vierter Brief.

Neapel.

Schade, dafs dies Land so schlecht beherrscht wird! Dieser Gedanke entsteigt jeder Brust, wenn, hoch auf den Gebürgen, welche Neapel umkränzen, von Posilipos Höhen, vom Gipfel des Vesuv, aus dem Hause der Jeronimiten zu Renella, oder, vom Karthäuserkloster herab, der Blick in diesen himmlischen Gegenden schwelgt, die wie ein bunter Teppich sich vor ihm hinbreiten. Im Karthäuserkloster rief ein Reisender, in den herrlichen Anblick versunken, enthusiastisch aus: „hier wohnt das Glück!" „O ja! für den Reisenden," versetzte lächelnd der Mönch.

Die Aussicht zu Renella ist reitzender: ein Gemälde, des Pinsels eines Vernet, Robert, Delille, Roucher und Saint-Pierre werth — Ströme, Thäler, Wälder, Gebürge, Hügel, Vulkane, das Meer, und — Tassos Wiege, Virgils Grab!

Eine entzückende Verschmelzung der frischesten, lebendigsten, schönsten Tinten, von der Hand der Natur der Erde aufgetragen. Hier funkeln im reinsten Gold die Gestirne, im schimmerndsten Schmelz lacht die Blumenflur, hier sprühen die glühendsten Flammen, Vulkane: der Azur der Meereswogen ist noch einmal so glänzend, des Himmels Blau so dunkel, der Sonne Stralen sind flammend rein. Denke dir dazu all' die Abwechslungen, wodurch die jungen Horen, auf ihrem leichten Hinschweben über diese Lieblingsgegenden des Himmels, den Glanz des Gemäldes erhöhen, oder ihn in magischen Flor hüllen. Denke dir die Schatten, die Streiflichter, alle Nüançen mit einem Wort, deren jede, um die Wette, den Pinsel der Natur ergreift, und, durch magische Berührung, der Erde bunten Wechsel verleiht.

Der Morgen ist so frisch, der Mittag so glänzend, der Abend so ruhig und schweigend, und die Nächte — sie athmen Liebe und Wollust.

Hundert und fünfter Brief.

An meinen Sohn.

Neapel.

In meinem vorletzten Brief an deine Mutter, lieber Carl, liefs ich ein Wort über den Tod des älteren Plinius, dieses ersten Büffon, fallen. Wahrscheinlich hat dies Wort deine Neugierde und dein Interesse erregt, aber, ohne sie zu befriedigen. Bei mehrerer Geübtheit im Studium der Alten, würde ich dich auffordern, diese Befriedigung in zwei Briefen des jüngern Plinius, welche er an Tacitus über dies traurige Ereignifs schrieb, selbst zu suchen. Indessen, dies Unternehmen übersteigt noch deine Kräfte, ich will dir daher mit einem Abrifs von Plinius Erzählung aushelfen.

Erst aber, lieber Carl, müsse dich ganz das Interesse eines Briefes durchdringen, in dem Trajans Panegyrist, dem Historiker Tacitus, den Tod des grofsen Weisen Plinius, erzählt, der, im Beginnen von Titus Regierung, als Opfer von Vesuvs erstem Ausbruch fiel.

„Sie verlangen von mir eine umständliche „Erzählung des Tods meines Onkels, um, sagen „Sie, ihn ganz der Nachwelt zu weihen. Dank „Ihrer Absicht! Das unverlöschliche Andenken „einer Schickung der Götter, in der mein On-„kel, in Gesellschaft ganzer Völker, untergieng,

„und seine Schriften verheifsen ihm die Un-
„sterblichkeit; eine Zeile von Ihrer Hand si-
„chert sie ihm. Glücklich der Sterbliche, dem
„die Olympier die Gabe verliehen, Thaten zu
„würken, des Griffels der Geschichte werth,
„oder diesen Griffel selbst mit Glück zu ergrei-
„fen. Dreimal glücklich aber jener, dem der
„Himmel beide Gaben zugleich schenkte; dies
„war meines Onkels Loos. — Ich gehorche da-
„her, mit frohem Eifer, Ihrem Befehle, um
„den ich Sie selbst gebeten haben würde."

„Mein Onkel weilte zu Misenum, er kom-
„mandirte dort die Flotte."

„Am 23ten August, eine Stunde ohngefähr
„nach Mittag, lag er auf seinem Bette, mit
„Studieren beschäftigt; er war eben von einem
„kurzen Schlaf in der Sonne erwacht, und hat-
„te, wie gewöhnlich, sich mit frischem Wasser
„gelabt. Meine Mutter trat in sein Zimmer,
„und erzählte ihm: es erhebe sich am Himmel
„eine Wolke, von ungewöhnlicher Gröfse und
„Gestalt. Mein Onkel steht auf, er beobachtet
„die seltne Erscheinung., die zu weite Entfer-
„nung hindert ihn, das Aufsteigen der Wolke
„aus dem Crater des Vesuvs zu entdecken. Sie
„glich einer Pinie; Wipfel und Zweige waren
„ganz deutlich zu sehen. Vermuthlich stiefs sie
„ein unterirdischer Wind stürmend empor, und
„hielt sie schwebend in den Lüften. Sie erschien

„bald weiſs, bald schwarz, bald vielfarbig, nach-
„dem sie nun grade mehr von Kieseln oder von
„Asche schwanger war."

„Mein Onkel staunte, er hielt diese Naturer-
„scheinung einer Untersuchung in der Nähe
„werth. Geschwind eine Galeere, rief er; ich
„sollte mit ihm. Ich wollte lieber hinter mei-
„nen Büchern bleiben. Mein Onkel geht allein
„weg, er schifft sich ein, die Schreibtafel in
„der Hand."

„Ich studiere fort; ich bade, und lege mich
„dann nieder, aber mich flieht der Schlaf. Die
„Erdstöſse, die seit einigen Tagen alle Dörfer
„und selbst die Städte in der Gegend erschütter-
„ten, wurden mit jeder Minute heftiger. Ich
„stehe auf, um meine Mutter zu wecken; da
„stürzt sie, in derselben Absicht, in mein Zim-
„mer."

„Wir gehen in den Hof herunter, und setzen
„uns nieder; um keine Zeit zu verlieren, lasse
„ich mir meinen Livius bringen. Ich lese, stu-
„diere, mache Auszüge, als wäre ich in meinen
„vier Wänden. War es Unerschrockenheit, Un-
„verstand; ich weiſs es nicht, denn ich war
„noch so jung. *) Itzt langt' ein Freund meines
„Onkels an, er kömmt aus Spanien, um ihn

*) Er war damals achtzehn Jahre alt.
A. d. O.

„zu besuchen. Er macht meiner Mutter über
„ihre sichere Ruhe, mir, über meine Kühnheit,
„Vorwürfe; ich schlage die Augen nicht vom
„Buche auf. Itzt schwanken die Häuser schreck-
„lich, wir entschliefsen uns, Misenum zu ver-
„lassen. Erschrocken und bleich folgt uns die
„Menge, oft handelt Schrecken wie kluge Be-
„sonnenheit."

„Vor der Stadt machen wir Halt. Neue Er-
„scheinungen, neue Schrecknisse. Das Gestade,
„mit jedem Augenblick erweitert, von Fischen
„auf trocknem Sande bedeckt, schwankt, und
„drängt das zürnende Meer zurück; die gepeitsch-
„ten Wellen fliehen rückwärts, Vor uns wogt,
„an des Horizontes Rand, eine schwarze Wolke,
„von düstren Flammen schwanger, die unauf-
„hörlich ihren Schoos zerreissen, und in fürch-
„terlichen Blitzen umherzucken."

„Meines Onkels Freund dringt von neuem in
„uns: retten Sie sich, dies ist ihres Onkels Wil-
„le, wenn er lebt, sein letzter Wunsch, wenn
„er starb. — Wie, wir kennen das Schicksal mei-
„nes Onkels nicht, war die Antwort, und das
„unsrige sollte uns beunruhigen? Der Spanier
„verläfst uns."

„Itzt stürzt die Wolke vom Himmel auf's
„Meer, und hüllt es ein, die Insel Caprea und
„das Misenische Vorgebürge sind verschwunden.
„Rette dich, geliebter Sohn, ruft meine Mutter,

„du mufst dich retten, du kannst es, du bist ein „Jüngling; ich, von der Last meines Körpers „und der Jahre gebeugt, ich sterbe zufrieden, „wenn ich mich ohne Schuld an deinem Tode „weifs." Mutter, nur mit euch will ich le„ben." „Ich ergreife ihre Hand, ziehe sie „fort. — Mein Sohn, wimmert sie, ich halte „dich auf, du stirbst."

„Schon regnet die Asche herab, ich drehe „mich um; ein dicker qualmender Rauch, der „die Erde, gleich einem Waldstrom überflutet, „stürzt uns entgegen. — Mutter, schrie ich, hin„weg von der Heerstrafse, die Menge erdrückt „uns in der schwarzen Finsternifs, die auf uns „herabsinkt. Kaum haben wir die Heerstrafse „verlassen, da wirds Nacht, die dunkelste schreck„lichste Nacht. Klaggeheul der Weiber, Wim„mern der Kinder, Geschrei der Männer zittert „gräfslich durch das Dunkel hin. In dem Stöh„nen, in dem Gemisch von Tönen des Schmer„zes unterscheide ich: Vater! Sohn! Gattin! „Nur an der Stimme erkennt man sich. Hier „ertönen Klagen über eignes Schicksal, dort über „das Loos der Angehörigen: der betet, jener „verläugnet die Götter; viele rufen dem Tod, „um ihm hier zu entfliehen. Die letzte, ewige „Nacht scheint angebrochen, das Weltall mit „seinen Bewohnern liegt in ihr begraben. — Und „die schauderhaften Erzählungen, der fantasti-

„sche Schrecken — er malt alles in's gräſslichste, „und glaubt alles."

„Itzt durchflammt ein Lichtstrom das Dunkel, „der Brand naht: aber er stockt, erlischt, die „Nacht wird doppelt schwarz, und mit der Nacht „der Aschen- und Steinregen." Wir müssen „uns von Zeit zu Zeit erheben, um unsre Ge- „wänder abzuschütteln. Soll ich es Ihnen sagen? „Mitten in diesen Schreckensszenen entschlüpf- „te mir nicht eine Klage: der Gedanke, das „Weltall stirbt, gab mir Trost im Tode."

„Endlich zertheilt sich, verdünstet die dichte „schwarze Dampfwolke. Der Tag kehrt wieder, „selbst die Sonne, aber bleich und gelblicht, „wie sie uns bei Finsternissen erscheint. Ein „schreckliches Schauspiel trift unsern scheuen, „verwirrten Blick! Die ganze Erde ist in Asche „begraben, wie unter Schnee im Winter. — Die „Wege sind nicht mehr. Man sucht Misenum: „es ist gefunden, man kehrt zurück, und be- „völkert es von neuem, denn man hatte es „aufgegeben."

„Bald erhielten wir Nachrichten über unsern „Onkel; ach, unsre Besorgnisse waren nur zu „gegründet. Ich sagte Ihnen, daſs er in Mise- „num eine Galeere bestieg. Er richtete seinen „Lauf nach Retina und den andern bedrohten „Dörfern. Alles floh, er drang hinein. Mitten „in der grenzenlosen Verwirrung, beobachtet er

auf-

„aufmerksam die Wolke, er verfolgt alle Phäno-
„mene, und diktirt seine Ideen. Schon stürzte
„ein dicker Regen brennender Asche auf die Ga-
„leere, Steine folgen hageldicht; das Gestade be-
„deckten ganze Gebürgstrümmer. Mein Onkel
„überlegt, soll er zurückkehren, oder die hohe
„See gewinnen?" „Bei dem Muthe weilt das
„Glück," ruft er, „hin zu Pomponianus!"
„Pomponianus war zu Stabiä. Mein Onkel findet
„ihn zitternd, er umarmt ihn, spricht ihm Muth
„ein, und verlangt, um seinen Freund durch
„eigne Unbefangenheit zu beruhigen, ein Bad;
„dann setzt er sich zu Tische, und speist, fröhlich,
„oder, was nicht weniger Charakter beweist,
„mit allem Anschein der Gemüthlichkeit, zu
„Nacht."

„Itzt sprühte, von allen Seiten der Vesuv
„Flammen, sie zucken durch das dichte Dunkel.
„Was da brennt, sind verlafsne Dörfer," so be-
„schwichtigt mein Onkel die Menge. Er legt
„sich nieder, und entschläft. Man reifst ihn aus
„den Armen des süssesten Schlafs, der ganze
„Hof füllt sich mit Asche, alle Zugänge ver-
„stopfen sich. Er steht auf, und überlegt ru-
„hig, mit Pomponianus und seinem Gefolge, den
„Entschlufs, den sie fassen wollen." Ist's besser
„hier bleiben, oder in's freie fliehen?" Wie
„hier den Steinen entgehen, die herabregnen,
„wie dort sich vor der Erde retten, die weit-
„gähnend den schwarzen Schlund öffnet! Man

„wählt die Flucht in's Freie, die Menge, von „Furcht gepeitscht, mein Onkel aus Vernunft- „gründen."

„Alles strömt aus der Stadt, man verhüllt „sich zur Vorsorge den Kopf mit Kissen. „Allenthalben dämmerte der Tag, aber hier lag „noch tiefe, schreckliche Nacht auf der Ge- „gend, nur von der Flammenwolke schauerlich „erleuchtet. Mein Onkel eilt dem Gestade zu, „das Meer schwillt noch immer fürchterlich. „Er steigt hinab, erfrischt sich mit Wasser, „läfst ein Tuch hinbreiten und entschlummert. „Schwefeldämpfe fahren daher, eine Flammen- „glut erglänzt: alles flieht. Mein Onkel, von „zwei Sklaven gestützt, erhebt sich, aber, „schnell von Dünsten erstickt, fällt er zurück.— „Plinius hat gelebt."

Lieber Carl, am Tag vor diesem Ausbruch noch, stritten Naturkundige auf Vesuvs Gipfel, ob hier ein Vulkan sey, Blumen beugten sich unter ihrem Tritt.

Dieses schreckliche Gemälde schildert dir Vesuvs ersten Ausbruch, eine der rührendsten, traurigsten Scenen, einen schrecklichen Tod, und den unerschrockensten Forschungsgeist; einen der edelsten Männer des Alterthums. Es könnte dich die Stärke mütterlicher Liebe lehren, wenn sie dich deine Mutter nicht selbst empfinden liefse.

Hundert sechster und letzter Brief.

Neapel.

In der Morgendämmerung schiffte ich mich gestern ein, um mit dem frühen Stral der Sonne die zerstreut hingesäeten Inseln des Golfo zu besuchen.

Die Sonne stieg aus des Meeres Fluten, sie theilte Himmel und Woge, der Himmel schien sich zu erheben, die Woge zu öffnen; sollte das Gestirn des Tags nicht zwischen beiden geruht haben? Itzt erklimmte sie Posilipos Höhen; eilte, auf ihrer lichten, Bahn zum Misenischen Vorgebirge, ihr Stral flimmerte in den Wellen, die Procida, Ischia und Nisida bespülen. Sie nahte dem Rand des Horizonts, wo Himmel und Meer in einander zerfliessen; in sanftem Licht erglänzten Pajä, Puzzuolo; der Golfo, der beide scheidet; Monte Nuovo, das Geschöpf einer Nacht, eines vulkanischen Ausbruchs; und Monte Barbaro, wo einst Falerner reifte; endlich die Eliseischen Gefilde, Cumäs Trümmer und die Ruinen der sieben Städte, die einst auf diesem Gestade blühten.

Verweile Sonne, meine Blicke durchstreifen all die himmlischen Stellen, welche die Natur für euch Römer geschaffen zu haben scheint, um euch Erholung oder Vergessenheit zu schenken, wenn Welteneroberung sie euch nöthig machte.

Ich lande, mit des Meeres Fluthen, im zweiten Portikus des Amphitheaters zu Misenum. Ich steige in den obersten: in sinnende Betrachtung versunken, staune ich den ungeheuern Schritt an, mit dem, in achthundert Jahren, das Meer in dies Amphitheater drang. Wie viel Jahrhunderte die Natur wohl bedarf, um, in ewigem Kreislauf, all' ihre Umgestaltungen zu vollenden?

Trocknen Fuſses irrte ich in dem Fischteich, in der *piscina admirabile* (er verdient seinen Namen) umher, in diesem weiten Behälter, den, in Zwischenräumen, eine Anzahl colossaler Pfeiler stützt. Ihre Höhe, ihre Masse, der unverwüstliche Mörtel, die ungeheuren Gewölbe, und — ihre Trümmer erinnern an die Gründung, an die Stützen des Römerreichs.

Ich kam vor drei Reihen von Gräbern vorbei, die sich über einander erheben; die Hand der Zeit hat sie dem Eindringen der Lichtstralen geöffnet.

Da fanden Misenums Bewohner ihre letzte Ruhstatt, an den Ufern dieser Gewässer; sie sind durch einen Canal vom übrigen Golfo Neapels geschieden; das Wasser ist hier bewegungslos, schwarz, sumpfigt, stinkend, alles Leben ist dahin; es ist die Wohnung des Todes.

Dort die Eliseischen Felder. Wie kühl, welche friedliche Stille! Unter diesen dichten Schat-

tengewölben, auf diesen einsamen Pfaden ist der Abend köstlich. — Hundert Schritte davon der Erebus, ein frappanter Contrast!

Ich besah die Reste der Tempel der *Venus Genitrix*, der Diana, des Merkur, die Trümmer von Nero's Bädern, die Ruinen einer Menge von Landhäusern, Dampfbädern, wo man Heilung; von Thermen, wo man tausend Lebensgenüsse fand. An diesem reizenden Gestade, der keuschen Zucht so gefahrvoll, der Liebe so hold, verhallte das Schmettern der kriegerischen Tuba, die dem ganzen Erdkreis Roms Siege verkündete, und zu neuen rief. Das Fächeln muthwilliger Zephire, des Meeres gaukelnde Fluth, balsamische Düfte streiften die Rinde trocknen Ernstes von der Stirne der Weltenbezwinger ab; Gesänge der sinnlichen Liebe und wollustathmendes Saitenspiel mischten sich in das Wehen schmeichelnder Lüftchen, in das Conzert der Luftbewohner.

Hier schwelgten Feldherrn, Consuln, Cäsarn, in üppigen Gesängen, in Tänzen; sie seufzten zu den Füfsen ihrer Schönen, indefs Nationen ihre Zähren trockneten, und aus beklemmter Brust freier athmeten.

Man konnte, mit Recht, Cicero vorwerfen, dafs er eine Villa zu Bajä hatte; Seneka scheute auf der Reise, dort zu übernachten, und Properz glaubte seine Cynthia schon untreu, als sie nur dort ankam. Das alles finde ich, selbst in die-

sen Ruinen, in dem jetzigen Zustande dieser Küsten noch, sehr begreiflich, denn ich erblicke, in vollem Glanze, die Tempel aus ihrer Vernichtung gerufen, ich sehe die Feste und Misterien der Venus, die Opfer Merkurs: buntes Gewühl schwärmt in den Thermen, in den Dampf- und andern Bädern, alle Theater schimmern von den Gröſsten der Groſsen Roms, von den ersten Schönheiten Italiens. Der Golfo wimmelt von Purpurseeln, von flatternden Wimpeln und Blumen — umkränzten Masten; auf den Fluthen mit Rosen bestreut wogen, in voller Jugendblüte, scherzende Jünglinge und Mädchen.

Wenn die Sonne sich ins Meer tauchte, dann schlug die Stunde der zügellosesten Wollust; alles brachte ihr Opfer, diese Stunde, diese Gegenden schienen, durch eine Art geselligen Uibereinkommens, den Orgien geweiht.

Noch finde ich Bajä mit seinen Umgebungen gefahrvoll, selbst umgestaltet durch Jahrhunderte und Vulkane, verödet, mit stürzenden und den Sturz drohenden Ruinen bedeckt, deren Trümmer die Woge allmählig wegspült. In den Lüften weht noch der Athem der Wollust, sie ist noch nicht davon gereinigt. Diese Gegend, diese Lage, der schwebende, luftige Schatten, in welchem, am Horizont, auf dem Meere, an den Gebirgen, auf der Bäume Wipfeln, allmählig der Abendstral erstirbt, hauchen wollüstige Sehn-

sucht ins Herz, Liebe weht in dem immer tieferem Schweigen. Allmählig mischt sich, in die heilige Stille, das Plätschern der Ruder, das aus der Ferne herübertönt; von den Gebürgen herab blöcken Heerden, die Woge zerstiebt seufzend an starren Felsen: in dem wehenden Laube gaukeln Zephire, in ewig neuem Spiel. Hoch in den Lüften, in der Wogen kühlem Grab, in Wald und Thal, säuseln harmonische Laute; des Abends tausendstimmiges Conzert scheint ein melodischer Athemzug der schlummernden Natur.

Ich scheide von euch, ihr gefährlichen, wollüstigen Gestade; zurück nach Neapel! Uibermorgen gehe ich nach Rom.

Setzfehler.

Seite 11. Zeile 19., statt betrachten, l. betrachteten.
— 12. Zeile 1., statt fürchterlichen, l. fürchterlichem.
— 17. Zeile 19., statt Miglien, l. Meilen.
— 17. Zeile 21., statt hier erschafft, l erschafft hier.
— 44. Zeile 13., statt Gebet, l. Gebot.
— 51. Zeile 4, statt i h r, l. ihr.
— 73. Zeile 14., statt *par*, l. *pas.*
— 121. Zeile 14., statt *Apres*, l. *Après.*
— 140. Zeile 3, 4., statt nach den Blichen, l. um die Blicke.
— 145. Zeile 17. statt ungerischen, l. ungrischen.
— 147. Zeile 1., statt Abechied, l. Abschied.

Inhalt

der zweiten Sammlung.

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.

